
Dr. Nathan Birnbaum
Ausgewählte
Schriften
zur jüdischen Frage

Dr. NATHAN BIRNBAUM

(MATHIAS ACHER)

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN

ZUR JÜDISCHEN FRAGE

BAND II.

HERAUSGEGEBEN AUF INITIATIVE EINES KOMITÉS

VERLAG DER BUCHHANDLUNG Dr. BIRNBAUM & Dr. KOHUT

CZERNOWITZ, 1910

Inhalt des II. Bandes

Dritter Teil

Wie eine strahlende Welt 3
Lächerlichkeit 6
Die Emanzipation des Ostjudentums vom Westjudentum 13
Für die jüdische Sprache 34
Rede auf der Sprachkonferenz 41
Der „Jargon“ 46
Zum Sprachenstreit. Entgegnung an Achad haam 52
Briefe aus Amerika 75
Der Amerikanismus und die Juden 93
Bodenständigkeit 107

Vierter Teil
(Nationale Politik)

Über selbständige jüdische Politik 125
Die jüdische Nation in Österreich 145
Die Gleichheit vor Gott 160
Offener Brief an den Herrn Minister des Innern 163
Die zionistische Landespolitik 170

Fünfter Teil
(Essays I)

Kulturkämpfe im alten Israel 179
Über H. St. Chamberlain 192
Etwas über Houston Stewart Chamberlain 206

Geist und Geld bei den Juden 213
Etwas über den jüdischen Willen 219
Maß 224
Aphorismen 227
Vom Ganzen zum Teil 231
Die Tragik des jüdischen Volkes 235

Sechster Teil
(Essays II)

Die Juden und das Drama 245
Zur Frage des jüdischen Theaters 261
Altneuland 272
„Ghetto“ 277
Ghettoliteratur und Heijermanns „Ghetto“ 285
Vorrede zur Perezübersetzung 291
Heinrich Heine, der Jude 296
Die Geschichten des Rabbi Nachman 301
Gäste in Czernowitz 307

Siebenter Teil
(Einige Dichtungen)

Tröster Ahasver 315
Ahasvers Sehnsucht 317
Gott flucht Ahasver 319
Ahasvers Gebet 321
Ahasver an seine Widersacher 323
Ahasver und Acher 325
Ihr und Ich 327
Nach tausend Jahren. Entwurf eines Zukunftsromans 329
Unter Fremden. Skizze 352
Ich bin Salomo. Schauspiel in einem Akte 357

DRITTER TEIL

Dieser Teil enthält die wichtigsten jener Arbeiten, die ich in den letzten drei Jahren zu den national-kulturellen Hauptfragen der zeitgenössischen Judenheit geschrieben habe. Ausgenommen sind jene Artikel, die sich speziell mit der nationalen Autonomie und nationaler Politik beschäftigen und im vierten Teile vereinigt sind.

Die beiden Aufsätze „Die Emancipation des Ostjudentums vom Westjudentum" und „Bodenständigkeit" sind, wie ich schon in der Anmerkung zum Artikel „Das Palästina-Werk" im I. Bande der „Ausgewählten Schriften" erwähnte, durchaus Neubearbeitungen zweier Abschnitte eines älteren zusammenfassenden Buches über die jüdische Frage. Ich konnte mich seinerzeit aus mancherlei Grunden nicht entschließen es herauszugeben; es aber in allen seinen Teilen neuzubearbeiten oder wenigstens umzuarbeiten, dazu fehlte mir die Zeit. Im übrigen ist es nun sehr leicht, sich aus den späteren Artikeln des II. Teiles (I. Band) und dieses dritten Teils ein klares und vollständiges Bild meines Systemes in der Auffassung der jüdischen Frage zu erhalten.

Wie eine strahlende Welt!*)

Ich wollte in den österreichischen Reichsrat kommen, kandidierte auf das nationaljüdische Programm und — fiel. Nicht über das Programm, sondern über eine Unzahl von Verbrechen, die die schlachzizischen Herren des galizischen Landes in ihrer fast bewundernswerten Ungeniertheit an mir begingen. Ich fiel, weil die polnischen Edelleute und ihre Beamten und Hausjuden die Stimmen einfach nach Hunderten und Tausenden raubten, stahlen und erpreßten.

Doch nicht darüber will ich heute hier sprechen — an anderm Orte werde ich mit den Wegelagerern abrechnen —, sondern von den neuen alten Juden, an deren Seite ich nun monatelang kämpfte, von diesem Volke, dessen inneres vulkanisches Glühen ich zur herrlichen Lohe entfachen durfte.

„Polnische" Juden... Ein Leben lang bringe ich damit zu, um sie gegen das Mißtrauen, die Vorurteile, den Eigendünkel der westlichen Brüder zu verteidigen. Jahrzehntelang ringe ich mit der Gedankenträgheit, die fremde Verhältnisse, Anschauungswelten und Seelenoffenbarungen nicht meistern kann: Ich redete von der Ursprünglichkeit und Tiefe des galizisch-jüdischen, überhaupt des ostjüdischen Menschenschlages. Und man kam mir damit, daß es in Galizien mehr unredliche Bankerotte gebe als anderwärts. Ich redete von den kulturellen Wirklichkeiten und Möglichkeiten des in seiner selbständigen, schöpferischen Kraft ungebrochenen Volkes,

*) Zuerst in „Die Welt", XI. Jahrgang, Nr. 23 (7. Juni 1907).

und man kam mir mit Kaftan und Schläfenlocken. Selbst moderne Köpfe wurden eitel Hausbackenheit, wenn sie das Phänomen, das ich ihnen zeigte, begreifen sollten. Ein unausgesprochenes „Wie heißt?“ schwebte auch auf ihren Lippen.

Es war im ganzen ein Kampf mit unzulänglichen Mitteln, den ich führte. Was konnte ich den Leuten zeigen, um ihre Gedanken- und Instinktefaulheit, um ihre Begriffsverwirrung zu überwinden? Die ostjüdische Synagoge? Sie haben ja nur das äußere Gehör für das disharmonische Geschrei in ihr, nicht aber das innere für die Inbrunst, die dort gen Himmel zittert. Sie legen mehr oder weniger alle nur den Maßstab Berliner Ordnungsästhetik an die Synagoge... Das ostjüdische Theater? Sie sehen ja nur die Gebrechen der Unfertigkeit und Unreife und haben die Liebe nicht, um die Keime der Größe, die Reife der Zukunft zu ahnen... Die ostjüdische Literatur? Sie vermögen sie nicht zu lesen und erröten bei dem Gedanken, man könnte ihnen zumuten, daß sie es vermögen...

Nun aber habe ich etwas, was alle hören, sehen, begreifen können: Diese Wahlen und Zeugen, die sie gleich mir mitmachten. Auf eine großartige Erhebung des jüdischen Volkes in Galizien, auf Jugendstürme der Uralten kann ich hinweisen.

Gewiß, ich kann dabei nicht jene widerlichen Juden umgehen, die ohne Ideal, auch ohne ein antijüdisches, um Geld und eitlen Tand, aus Trotz und Bosheit ihr Volk an die grausamen und tückischen Zwingherren verrieten. Ich sah sie ja selbst an der Arbeit, fühlte sie ja sozusagen am eigenen Leibe, jene rohen, höhnenden Teufel, die gegen das eigene Volk Waffen für die verlotterten Herren schmiedeten, tausende Brüderexistenzen vernichteten. Aber ich konnte ob ihrer nicht traurig werden. Ich danke dem Schicksal, daß sie so unglaublich, so restlos niederträchtig sind und doch nicht imstande gewesen waren, die Seele der Gesamtheit zu vernichten. Ich danke fast ihnen selbst, weil sie mir das Bild des jüdischen Volkes nur noch großartiger erscheinen ließen — wie eine strahlende Welt, die mächtige Dunkelheiten verschlingt...

Wie eine strahlende Welt!

Ubertreibung kann mir nur vorwerfen, wer nicht miterlebte, was ich erlebte, wer dieses Volk nicht in seiner Begeisterung kennen lernte: Wie sie mit leuchtenden Blicken die Idee des einigen und mutigen, des kämpfenden Judentums vernahmen... Wie sie in der Ahnung ihrer nahenden Befreiung aufjubelten... Wie sie mit ihren großen, gläubigen Kinderaugen am Munde des Verkünders hingen... Wie sie zu Tausenden kamen, sich herandrängten, sich überboten, um in dem Verkünder die Idee und ihre eigene, große, selbstlose Liebe zum jüdischen Volke zu ehren... Wie sie Zeit und Geld und Ruhe, die Ärmsten ihre armseligen Existenzen opferten, um nur zu siegen... Wie ihre Ausdauer, Hingebung, Opferwilligkeit wuchsen, je schwerer der Kampf, je grausamer der Druck wurde... Wie sie nicht zusammenbrachen, als ihre Hoffnung brach, sondern mit unvermindertem Eifer und mit Verachtung aller Folgen weiterkämpften... Und wie sie dastanden, als sie von den beamteten Räubern, Dieben, Erpressern „besiegt" waren: Als ob jeder einzelne von ihnen in seinem Eigensten getroffen wäre. Stöhnen... Fluchen... Rasen... Racheschwören... Eine großartige Symphonie persönlicher Allgemeinheitsleiden Tausender!

Ja, es ist ein Volk! Und was für eines! Nicht als ob Jahrhunderte von Schande und Knechtschaft darüber hinweggegangen wären. Nicht gebrochen, nicht gebeugt, nicht entartet, nicht blasiert! Nein, als ob es frisch aus der Werkstatt der Geschichte käme! So gesund in seinem Lieben und seinem Hassen! So stark in seinem Wollen! So weit in seinem Hoffen! So innig in seinem Glauben!

Lächerlichkeit

Eine Festzugsfrage

(Sommer 1908)

Der bukowinische Landesausschuß hatte sich sozusagen zu einem Festkomité erweitert, dem es oblag, über die Art, wie die Bukowina am Wiener Huldigungsfestzuge teilnehmen solle, zu beraten und schlüssig zu werden. Die Juden, die in diesem kleinen Lande ihre gesonderte Volkspersönlichkeit sonst ziemlich eifersüchtig wahren, hatten sich für die Angelegenheit etwas zu spät zu interessieren begonnen und so war es gekommen, daß erst zur letzten Sitzung drei jüdische Herren geladen wurden. Zwei erschienen. Der eine von ihnen meinte nun, daß auch der jüdische Stamm ein Recht darauf habe, in der bukowinischen Abteilung des Festzuges durch eine nationale Gruppe vertreten zu sein. Die nichtjüdischen Herren nahmen — bis auf einen aufdringlichen rumänischen Antisemiten, der sich in beleidigenden Ausfällen auf das jüdische Volk gefiel — die Anregung mit höflicher Unfreundlichkeit auf: Gewiß, gewiß.... es sei ja nichts einzuwenden... wenn die Juden wollten..., aber... es ginge ja nicht an, meinte der eine, in europäischer Straßen- oder Salontoilette aufzumarschieren... In jüdischer Tracht wiederum, ergänzte der andere, was würden die — Wiener dazu sagen?... Und nun erklärte noch der zweite Vertreter des Judentums, daß er zwar im Prinzipe mit seinem jüdischen Kollegen übereinstimme, dennoch aber gegen die Veranstaltung einer jüdischen Gruppe sei, weil man sich nicht lächer-

lich machen könne... Damit war die ohnehin verspätete, unvorbereitete und daher nicht von den notwendigen Detailvorschlägen begleitete Anregung vollkommen abgetan.

Die bukowinische Judenschaft, vor die fertige Tatsache gestellt, hat sie keineswegs freundlich aufgenommen. Die Bewegung in der Provinz, die Proben in der Landeshauptstadt Czernowitz, wo die verschiedenen Gruppen zusammentrafen, bevor sie die Reise nach Wien antraten, die Berichte aus Wien selbst — hat den bukowinischen Juden zu Bewußtsein gebracht, daß sie, wenn auch sicherlich nicht übersehen, doch übergangen wurden. Dabei steigt ihnen das Bedenken der Lächerlichkeit gar nicht auf. Dazu sind diesen Massen ihre Lebensformen viel zu selbstverständlich.

Und nun erfährt man plötzlich aus Wien, daß in einer historischen Gruppe des Festzuges unter den Marketendern ein Mann im Kostüm eines „polnisch"jüdischen Krämers allerlei Kapriolen gemacht und damit den johlenden Beifall der Zehntausende von Gaffern, namentlich aber auch der Wiener antisemitischen Stadtgrößen hervorgerufen habe...

Sicherlich wird jetzt der jüdische Komitéherr sagen: „Hab' ichs nicht gesagt?" Und das Volk wird denken: „Was geht das uns an?"... Wer hat nun Recht: Der Komitéherr oder das Volk?...

Ich möchte vor allem darauf aufmerksam machen, daß es bis nun noch niemals gelang, feste Regeln darüber aufzustellen, wodurch man lächerlich wird. Das kommt daher, daß es überhaupt keine absolute Lächerlichkeit gibt. Niemand ist davor sicher, irgend jemandem oder in einer gegebenen Situation vielen lächerlich zu erscheinen; andererseits gibt es niemanden, der stets oder unter gewissen Voraussetzungen allen lächerlich erschiene. Und die bloße Mehrheit mag ein technischer Behelf sein, ein logisches Argument ist sie gewiß nicht. Am Ende ists nichts Neues und Seltsames, daß hundert Narren einen Weisen ausgelacht haben.

Noch deutlicher tritt diese Unbestimmbarkeit und Relativität der Lächerlichkeit hervor, wenn man sie an ganzen sozialen, nationalen oder religiösen Gruppen betrachtet. Es ist eine alte Geschichte, daß sich solche Gruppen gegenseitig für lächerlich zu halten pflegen. Der Bauer spottet über den Stadtherrn, der

Stadtherr über den Bauer, der Deutsche über den Slawen, der Slawe über den Deutschen, der Muselmann über den Christen, der Christ über den Muselmann. Wer lacht mit Recht? Alle oder keiner.

Ernste und reife Leute oder Völker brauchen sichs also nicht allzusehr zu Herzen zu nehmen, wenn sie und ihre Bräuche von dem oder jenem, von dieser oder jener Menge lächerlich gefunden werden. Man stirbt daran nicht. Denn, wenn es je einen oberflächlichen, lächerlichen Ausspruch gegeben hat, so ist es der französische, daß Lächerlichkeit tötet. Sie tötet nur den, der sich ihrer bewußt wird und dies auch nur dann, wenn er sie nicht rasch entschlossen früher selbst tötet.

Wer so fest in seiner Eigenart wurzelt, daß das Gelächter der müßigen, auf diese Eigenart nicht eingerichteten Zuschauer seine Seele gar nicht zu trüben beginnt, dem kann die sogenannte Lächerlichkeit gar nichts anhaben. Der Hund bellt, die Karawane zieht vorüber, sagt ein arabisches Sprichwort. Ungestört, unverwirrt, ohne alle Spuren des Gekläffes in ihrer Ordnung und Zusammensetzung zieht sie dahin. Erst wenn die Karawane kein Zug gesunder Personen mehr, sondern ein Haufe nervöser, mit ängstlicher Hysterie um sich schauender Menschen ist — erst dann bellt sich der Hund was heraus und erst dann bellt er ihnen die Lächerlichkeit in ihre Seelen hinein... Und darum war der Jude des Ghettos alles, nur nicht lächerlich, und darum ist der heutige Jude des Ostens, solange ihn nicht der Zweifel an sich selbst, die schlotternde Angst vor des anderen Miene und Rede ergreift, in der glücklichen Lage der arabischen Karawane. Er geht seine gemessenen Schritte weiter, genügt sich selbst, entwickelt sich im Rahmen der allgemeinen Entwicklung nach eigenen, inneren Gesetzen und weiß kaum, daß jemand bellt. Und nur dort, wo ihn die Ausläufer der westlichen Assimilationstheorien in irgend welcher Gestalt erreichen oder streifen, beginnt es in seiner Seele mitzubellen, beginnt seine innere Zersetzung, beginnt die Tragödie der wahren, d. h. der selbsterlebten und selbstverschuldeten Lächerlichkeit — jener Lächerlichkeit, die niemals zur Ruhe kommt, niemals durch den ruhig fortgesetzten Weg und die ruhige Kraft der Angebellten überwunden wird.

Leider ist das Ostjudentum an vielen Stellen in diese kritische Lage gekommen — nicht zum wenigsten auch in der Bukowina. Die Selbstsicherheit der gewohnten Lebensführung ist durchlöchert. Man sieht oft schon mit den liebeleeren und verständnislosen Augen des Fremden. Und selbstverständlich schreiten auf diesem Wege des Verderbens Intelligenzler — oft mehr sogenannte als wirkliche und auch solche, die Gegner der Assimilation zu sein vermeinen — voraus. Sie, welche die Formen des jüdischen Zusammenlebens nicht mehr mitleben, können sich sie gar nicht mehr vorstellen, ohne Gott dafür zu danken, daß sie sie los geworden sind. Sie wissen mit ästhetischer Unfehlbarkeit, daß jüdische Bräuche, jüdische Namen, jüdische Sprache und ganz gewiß die Tracht der Ostjuden lächerlich sind. Nur das wissen sie nicht, daß sie selbst diese Lächerlichkeit dadurch erst begründen und sich nicht einmal selbst von ihr ausnehmen, weil sie für die Schar der fremden Lacher weiter in Kaftanen, wenn auch in unsichtbaren, herumlaufen.

Gegen diese Entwicklung, gegen diese tötliche Lächerlichkeit gibt es nur noch ein Mittel: Man muß die Lächerlichkeit töten, ehe sie ihr Werk vollendet, ehe sie das jüdische Volk des Ostens zu einer unkenntlichen, unfruchtbaren Masse ohne Gegenwart, ohne Hoffnungen und Zukunft verwandelt. Abschütteln müssen wir diese Last, die uns im Marsche behindert, anknüpfen an die gesunden, positiven Instinkte des Volkes, vertrauen auf seine vorwärtsbauende Schaffenskraft, auf die ästhetischen Gesetze, die es sich selber gibt, auf die Schönheitslinien, die es sich selber zieht!

Wer dies einsieht, weiß, was zu tun und was zu lassen ist; weiß, welche Stellung der jüdischen Sprache im Aufbau des jüdischen Volkes zukommt; weiß die sittliche und ästhetische Schädlichkeit der jüdischen Zweiseelen-Namen einzuschätzen und läßt sich auch vom schrecklichsten der Schrecken, der jüdischen Tracht, nicht mehr das Gruseln lehren. Niemand verlangt natürlich, daß der jüdische Intelligenzler oder wer sonst schon das allgemeine europäische Kleid angelegt hat, es wieder ablegt. Aber das muß man verlangen dürfen, daß sich so ein Mann abgewöhnt, auf seinen anders geschnittenen äußeren Menschen als auf eine

weltwichtige Errungenschaft, eine große Kulturtat, und auf die „Bekesche“ als auf eine Art Prangerkleid zu blicken. Mag er auch in der französischen Kleidung — „deutsch“ nennen sie die Juden — die ausnahmslose Zukunftstracht der ganzen Menschheit sehen — so ganz sicher ist ja das noch lange nicht —, vorderhand muß er sich dazu bequemen, die jüdische Kleidung mit demselben Blicke anzusehen, mit dem etwa der rumänische oder ruthenische Intelligenzler die Tracht des konnationalen Bauern ansieht — als etwas, woraus ihn lediglich der Beruf oder andere soziale Gründe, nicht aber Erwägungen ästhetischer Natur herausgehoben haben.

Dann wird er auch erst zu gewissenhaften und echten ästhetischen Urteilen kommen. Er wird die verschiedenen Varianten und Nuancen der Tracht herausfinden, die veraltenden und die entwicklungsfähigen, diejenigen, welche die Körperformen heben und diejenigen, die sie verzerren. Seine bisher durch fremde und Selbstsuggestion getäuschten Augen werden wieder sehen lernen, wie auch in dieser gehaßten und verachteten Kleidung das eigentümliche strenge jüdische Pathos nach Ausdruck und schöner Linie strebt. Er wird zu ahnen beginnen, daß das, was jeder an seines Vaters oder Großvaters Bilde so patriarchalisch schön, so frei von aller Karrikatur zu finden sich bemüßigt fühlt, oder was man vielleicht gar in einem Gemälde von Gottlieb, in einer Zeichnung von Lilien als jüdische Schönheit romantisch zu empfinden sich verpflichtet glaubt — in der Wirklichkeit doch nicht plötzlich die lächerlichste Lächerlichkeit sein kann...

Aber — der „polnische“ Jude im Wiener Festzug hat ja doch die Wiener zum Lachen gereizt!... Gewiß! Denn dieser „polnische“ Jude war kein Jude, sondern ein erbärmlicher antisemitischer Tagdieb, der sich das Vergnügen machte, ihnen die antisemitische Anekdote darzustellen, indem er Furcht vor Pferden und dergleichen markierte. Und andererseits ist das Wiener Publikum auf diese Auffassung durch die Juden selbst trainiert, die es unterließen, als sie das erste Mal der Lacher gewahr wurden, ihre Tracht stolz und trotzig weiterzutragen.

Die antisemitische Büberei im Wiener Festzug ist kein Beweis gegen die Teilnahme einer jüdischen und jüdisch gekleideten Gruppe an derartigen Festlichkeiten, vielmehr ein Beweis für sie.

Gerade weil den Wienern ein antisemitisch zugestutzter „polnischer“ Jude vorgeführt wurde, hätte sich der Versuch gelohnt, den Eindruck durch echte Ostjuden zu korrigieren. Gewiß wäre es damit nicht gelungen, das volle Faß leichtfertigen Vorurteils und duseliger „Hetz“stimmung auf einmal auszuschöpfen. Aber man hätte es ordentlich anzapfen können. Bei guter künstlerischer Leitung wäre es möglich gewesen, den lachbereiten Leuten ein bischen Wahrheit unter die Nasen zu reiben. Gerade die Bukowina mit ihrem kräftigen und an das Leben in der freien Natur gewöhnten jüdischen Menschenschlag hätte jüdische Männer liefern können, deren Muskeln und Fäuste für die Wiener eine ziemlich beredte Sprache gesprochen hätten. Und wer sich vor Pferden fürchtet — der bukowinische Kaftanjude oder der Wiener arische Trottoirheld —, auch diese Frage hätte eine für den letzteren nicht sehr erbauliche Antwort gefunden. Bleiben nur die weiblichen Mitglieder des Zuges. Nun, soviel steht wohl einwandfrei fest, wir hätten uns gewiß nicht die schönen Frauen von einem andern Volksstamm ausborgen müssen.

Nichts war also nötig, als ein bißchen Mut und ein klein wenig Hinausgehen über die Ästhetik der Bildungsphilister. Man hat beides nicht aufgebracht und dies ist tief bedauerlich — schon mit Rücksicht auf die Geschicke des bukowinischen Judentums selbst, das vor schweren Zeiten steht. Man gebe sich keinen Täuschungen hin: Die Judenschaft dieses Landes, die, die erste in der ganzen Welt, zur faktischen nationalen Gleichberechtigung durchdrang und bestimmt schien, als erste bei der gesetzlichen anzulangen, stößt plötzlich auf Entwicklungen, die sie für sich abgetan glaubte. Hier hatten sich die Nichtjuden schon wie an etwas Selbstverständliches gewöhnt, das jüdische Volk als einen mitbestimmenden, national selbständigen Faktor im Leben des Landes zu betrachten. Plötzlich soll es wieder werden, wie anderwärts auch... Und in dieser schicksalschweren Stunde verpassen die Juden eine Gelegenheit, ihren ungebrochenen Mut, ihren festen Willen zum Leben, ihre ruhige Sicherheit zu demonstrieren... Es ist gewiß nicht der einzige und erste Fehler, der jüdischerseits auf diesem Boden, wo soviel für unser Volkstum zu holen war, begangen wurde, aber jedenfalls auch ein sehr ernster und nicht leicht wieder gut zu machender.

Er ist zugleich eine Sünde gegen die gesamte jüdische Volksbewegung in Österreich. Die Tatsachen appellierten einzig und allein an das bukowinische Judentum. Von Galizien war billigerweise nichts zu erwarten. In einem Lande, wo das führende Organ der herrschenden polnischen Clique in einem bis zum Ekel frechen Artikel gegen die jüdischnationalen Abgeordneten beiläufig erzählt, daß die ruthenischen Abgeordneten im Wiener Parlamente als Eindringlinge betrachtet werden, wo das allpolnische Festzugskomité selbst die Ruthenen in der galizischen Gruppe fast ganz unterschlägt — bestand natürlich keine Hoffnung, eine jüdische Gruppe durchzusetzen. Da hätte sich das bukowinische Judentum in die Bresche stellen und festen Willens dafür sorgen müssen, daß das jüdische Volksleben des Ostens in der Wiener Festesveranstaltung zum repräsentativen, plastischen und eindringlichen Ausdrucke gelangt. So bald kommt eine ähnliche Gelegenheit, unseren nationalen Lebensanspruch zu bekunden, nicht wieder...

Ich habe gesagt, was ich angesichts des Ernstes der Sache zu sagen für meine Pflicht hielt. Nun kenne ich aber alle meine Pappenheimer und weiß deshalb, daß viele gerade diesen Ernst mit dem gewissen hochmütigen Lächeln einer billigen Weisheit in Zweifel ziehen werden... Ob denn das jüdische Volk keine anderen als Festzugsschmerzen hat?... Ich antworte darauf: Gewiß hat es auch andere. Aber wo steht geschrieben, daß einen nur der Schuh und nicht auch schwüle Luft drücken darf? Gesunde, weder nach der sozialen noch nach der individualistischen Seite übergeschnappte Menschen empfinden die Zurücksetzung ihres nationalen Lebenskreises in Hinsicht auf öffentliche Geltung, allgemeine Anerkennung und würdige Vertretung gegenüber anderen nationalen Lebenskreisen als persönlichen Schmerz. Von den politischen und wirtschaftlichen Folgen ganz abgesehen, die ewige Zurücksetzung und Ausrangierung unvermeidlich nach sich ziehen müssen — —

Die Emanzipation des Ostjudentums vom Westjudentum

(Herbst 1909)

Man braucht keine besondere wissenschaftliche Vorarbeit, um zu sehen, daß sich die hunderte Gruppen und Grüppchen des heutigen jüdischen Volkes im großen und ganzen in drei Kulturkreise zusammenfassen lassen. Zu dem einen gehören diejenigen Juden, die unter den verschiedenen christlichen Nationen des Westens, namentlich aber unter der deutschen, wohnen; zu dem zweiten die Juden der ostslawischen Länder; zu dem dritten die Juden des eigentlichen Morgenlandes, namentlich der islamitischen Welt.

Was speziell die letzteren betrifft, so hat sie das Schicksal unter die Schlafenden versetzt. Dort sind sie, abseits von der jüdischen Geistesgeschichte, abseits vom Sturm und Kampf der jüdischen Volksseele eingeschlafen. Nun sollen sie ja wohl zugleich mit dem ganzen Orient geweckt werden. Wer aber kann sagen, was aus dieser Sache überhaupt wird? Und wie sie dabei als Volk bestehen werden? Nach tausendjährigem Starrkampf! Und in dieser geringen Zahl, die sie gewiß auch nicht zu einer energischen und triebkräftigen nationalen Kultur prädestiniert. Zamal da keine Brücke jüngern Datums von ihnen zu den Brüdern anderer jüdischer Kulturkreise hinüberführt.

Dafür sind diese geschichtlich miteinander verbunden, ja, waren sogar ehemals eins. Und dieses „ehemals“ liegt noch gar

nicht so lange zurück. Es sind nicht viel mehr als hundert Jahre, da bildeten noch die Judengemeinden von Elsaß bis tief nach Rußland hinein und von Dänemark bis an die italienische Grenzen eine große Einheit, die sich durch einen gemeinsamen Ritus, durch einen über alle diese Länder sich erstreckenden Austausch der Rabbinen (während der Orient samt den spaniolischen Juden hievon ausgeschlossen war), durch eine gemeinsame Methode und Tradition, das Wort Gottes zu lehren, auszeichneten. Aber nicht nur durch das, sondern auch durch eine gemeinsame Art des Verhältnisses zum europäischen Völkerleben, durch eine Gemeinsamkeit in allem dem, was Gegenstand der Folklore ist; und bis auf verschwindende Splitter durch eine Gemeinsamkeit der Sprache, die sich aus dem Deutschen in ausgesprochenem jüdischen Eigenleben immer mehr zur Besonderheit entwickelte.

Gewiß, man darf da nicht an eine starre Einheit denken. Eine solche herrscht nicht einmal bei Völkern, die auf ihrem Territorium wohnen, wenn sich dieses über weite Strecken ausdehnt; geschweige bei einem Volke, das unter die verschiendensten Kulturen und Zivilisationen eingestreut, sein nationales Leben weiterlebt. Da muß es natürlich eine ganze Menge von Schattierungen, eine ganze Fülle von Abweichungen vom idealen Durchschnitt geben. Und die gab es eben. Aber das alles waren nur Variationen der einen kulturellen Grundform, des aschkenasisch-jüdischen Kulturkreises.

Das war so lange, bis endlich die große Scheidung eintrat — nicht etwa als Folge der so verschiedenen nationalen Charaktere der Deutschen und der Slawen, deren abfärbende Kraft eben nur variierend wirken konnte, sondern als Folge ganz anderer Umstände. Auf der westlichen Seite begann nämlich ein Faktor der Wesensentäußerung zu wirken, der auf einen durch wirtschaftliche und sprachliche, sowie durch die Verhältnisse der jüdischen Bevölkerungsdichtigkeit vorbereiteten Boden traf. Es ist das die Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse und politischen Anschauungen, die am Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland begann und sich im 19. Jahrhundert fortsetzte. Diese Umwälzung rief die Idee der Juden-Emanzipation hervor und dieser Gedanke wiederum verband sich mit der Voraussetzung

der Aufnahme der Juden in das deutsche Volkstum. Er mußte sich damit verbinden und zwar aus mehreren Gründen: Zunächst waren die Deutschen an freie Fremdvölker in ihrem Lande nicht gewöhnt, konnten gar keine Vorstellung von einer solchen Möglichkeit haben. Und die Juden, in ihrer Sehnsucht, aus den Ghetti herauszukommen, und von den Vorstellungen der andern beeinflußt, gingen willig auf diese Selbstverständlichkeit jener Zeit ein. Außerdem waren auch die jüdischen Ansiedlungen, sobald sie nicht mehr Ghetti waren, doch viel zu zwerghaft, um sich als eigenes nationales Milieu zu erhalten — abgesehen davon, daß die wirtschaftliche Enwicklung die Juden noch mehr auseinandertrieb. Dazu hatte die Religion als tausendjährige stärkste Trägerin der jüdischen Nationalität durch die neuen Ideen unendlich viel von ihrer ehemaligen Gewalt eingebüßt. Sie hatte nicht mehr Eindringlichkeit genug, um die deutschen Juden vor dem großen Sprung ins Unbekannte abzuhalten. Die jüdischdeutsche Mundart aber konnte gewiß nichts mehr retten. Wohl war sie sicher ein Zeuge jüdischer Sonderartung, aber der jüngste, sie hatte nicht mehr Zeit gefunden, selber auszureifen, war überhaupt im spracheinigen Deutschland nur im Ghetto möglich und mußte sich, sobald die Ghettomauern fielen, wieder in den großen Strom der deutschen Sprache verlieren.

So war also von keiner Seite ein ordentlicher Widerstand gegen die von den deutschen Juden mit der den Juden eigenen verrannten Konsequenz betriebenen Wesensentäußerung vorhanden. Diese begann und ging immer weiter vor sich. Aus dem deutschen Judentum, im Vereine mit ein par kleinen jüdischen Volkssplittern der westlicheren Länder, teils aschkenasischen, teils sephardischen Ursprungs, bildete sich ein neuer vom positiven jüdischen Kulturstandpunkt durchaus unerfreulicher jüdischer Typ heraus. Der Typ einer lebenden Reminiszenz mit tausend gestammelten Entschuldigungen für dieses armselige Leben und dessen geringfügige selbständige Regungen. Hiemit aber hat sich eine nicht unbeträchtliche Minderheit von dem alten aschkenasisch-jüdischen Grundstock losgelöst und steht nun als Westjudentum in gegensätzlichem Verhältnis zur Mehrheit, dem Ostjudentum.

Und es ist dies nicht etwa nur ein Gegensatz, gut für Theoretiker, ihn zu konstatieren, ohne Einfluß auf das Leben

beider Teile, sondern ein Gegensatz im Leben selbst, das eben beide Teile immer und immer wieder zusammenführt; sei es auf dem Boden des einen oder des anderen oder auf neutralem Boden.

Es ist leicht einzusehen, daß der letztere Fall, der z. B. in Nordamerika gegeben ist, den Gegensatz selbst am stärksten hervortreten lassen muß. Denn da ist weder das westliche Judentum, hauptsächlich deutschländischer Abstammung, noch das östliche, aus Rußland, Galizien und Rumänien „bodenständig". Keines von beiden hat ein auch nur scheinbares Recht, sich mehr zu Hause zu fühlen, als das andere und keines braucht die Empfindung zu haben, daß es sich zu Gunsten des andern, des einheimischen, im Hintergrunde halten muß. Und wirklich sehen wir hier den Gegensatz schon im Bewußtsein beider Teile leben und schon so weit gediehen, daß man ruhig vom Kampfe sprechen kann. Namentlich ist der sonst demütigere Ostjude hier kühner geworden — sowohl in seinem Auftreten gegen den gegnerischen Bruder, als in seinem Denken über ihn und sein Verhältnis zu ihm. Er hat sogar schon ein Wort gefunden, um ihn von sich zu unterscheiden. Sich selbst nennt er „Jid" und den andern „Jahudi". Und durch seine Zeitungen sowohl als in seinen Versammlungen gellt es von Trotz und Hohn und jüdischem Überlegenheitsgefühl gegen die „Jahudim".*)

Aber es ist merkwürdig: Auch hier noch zeigen sich, wenn auch gemildert, Erscheinungen, die wir in westeuropäischen Zentren — wo der Westjude sozusagen der jüdische Hausherr, der Ostjude nur der fremde, unbeliebte Gast ist — so selbstverständlich finden. Auch hier behauptet das Westjudentum, obendrein noch eine kleine Minderheit, das Feld. Auch hier hat es die Prätension, Vormund zu sein. Und auch hier lassen sichs die Ostjuden, wenngleich in ungeheurer Mehrheit, trotz allen Murrens schließlich doch gefallen.

*) Nie wird der Verfasser dieser Schrift den Augenblick vergessen, da er den bekannten jüdischen Dramatiker Gordin in einer New-Yorker Versammlung seine Zuhörer mit den Worten haranguieren hörte: „Wir wollen nicht eher ruhen, als bis wir diese Zwingburg der Jahudim aus unserer jüdischen Stadt getilgt haben." Dabei war Gordin, der mit dieser Zwingburg eine große, von Westjuden errichtete und unterhaltene Wohlfahrtsanstalt meinte, alles weniger denn ein Theoretiker des öffentlichen Lebens und ein Prüfer der Begriffe, die es schafft. Seine Worte sind also ein reines Zeugnis der wirklichen Gestaltung der Dinge, keinesfalls eine Konstruktion.

Nun kann ja gar kein Zweifel daran sein, daß die gewaltige wirtschaftliche Überlegenheit der Jahudim vieles erklärt — insbesondere, insoweit es sich um Vormundschaft zu Wohlfahrtszwecken und Repräsentanz in diesen handelt. Aber wie ist es zu erklären, daß auch in kulturellen Dingen, in der Verteidigung ihrer Art, ihres Judentums die Kräfte der „Jiden" nicht zureichen? Sie sind ja nicht alle von den milden Gaben und Institutionen der andern abhängig. Im Gegenteile: Eine sehr große Schichte kommt damit gar nicht in Berührung, gibt also niemandem Gelegenheit, sie auf dem Wege der Wohltat in ihrer Eigenart zu schwächen. Und gerade diese Schichte ist die nachgiebigere. Und die nachgiebigsten sind die reichen und reichgewordenen Ostjuden, die es für die Pflicht ihrer „Noblesse" halten, sich den Westjuden möglichst zu assimilieren, selbst „Jahudim" zu werden.

Da muß also offenbar auch noch ein anderer Faktor wirken, als der ökonomischer Superiorität und Inferiorität. Es muß im Ostjudentum selbst etwas vorgehen, was dieses immer wieder vor dem Westjudentum demütigt. Und dieses Etwas wird wohl am besten gefunden werden können, wenn man bis zu jenem Zeitpunkte zurückgeht, da das Westjudentum aus dem aschkenasisch-jüdischen Kulturverbande austrat und ihn durch seinen Austritt sprengte.

Damals oder ein wenig später trat ja die Versuchung auch an die Ostjuden heran. Aber es war nicht dieselbe Versuchung. Ihre Gründe lagen nur zum kleinen Teile in den Versuchten selbst oder in ihrer nächsten Umgebung. Für die ostslawische Welt war ja zuvörderst noch gar keine Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der politischen Anschauungen gekommen. Und als sie später, viel später und viel weniger durchgreifend, eintrat, war sie in ihren Folgen schwächer und außerdem waren die anderen Voraussetzungen, die die entnationalisierende Tendenz der deutschen Juden begünstigen, hier nicht gegeben. Schon die paar Anläufe, die zur Juden-Emanzipation gemacht wurden, waren stecken geblieben. Die Verwirklichung der Idee war hier nicht so dringlich. Darum war auch die Frage der Assimilation der Juden nicht so pressant — und dies umso weniger, als die Ostslawen selbst schon in verschiedene Nationen

gespalten und seit jeher daran gewöhnt sind, nicht blos unter sich zu sein. Und was das Wichtigste ist, die Ostjuden verfügten über stattliche nationalkulturelle Aktiven, die zu der Idee des Judentumbankerotts in auffallendem Widerspruch standen. Erstens wohnten sie in Massen zusammen und diese Dichtigkeit nahm auch nicht ab. Zweitens wurzelte die jüdische Religion noch fest in der Masse, zumal da die chassidische Form bei allen ihren Nachteilen eine gewisse Intensität und Lebendigkeit des religiösen Empfindens mit sich brachte. Und drittens erhielt sich hier in der nichtdeutschen Umgebung, trotzdem es keine eigentlichen Ghetti gab, die jüdisch-deutsche Mundart, die sich dann immer mehr zu einer eigentümlichen, vom jüdischen Volkstum beseelten Sprache ausbilden sollte.

Wer über solche Mittel verfügt, wer so wenig Stoff mitbringt, der Versuchung nachzugeben, dem wohnt sie nicht inne, dem kann sie innerlich nur das Echo eines fremden Versuchers sein. Und das ist der Unterschied zwischen der Wesenentäußerung der Westjuden und den zuckenden unsichern Bewegungen der Ostjuden in der Richtung dieser Entäußerung. Jene ist seelisches Ergebnis lange und nachdrücklich wirkender sachlicher Zusammenhänge, diese sind Ansteckungswirkungen. Die Ansteckung selbst aber geht von den Westjuden aus.

Am sichtbarsten sind da ihre direkten Einmischungen, die sich gewöhnlich auf der Linie der wohltätigen Hilfe und Fürsorge bewegen. Sie sind im großen und ganzen zweifellos auf ein mehr oder wenig national oder religiös gefärbtes Gefühl der Pflicht, den Brüdern da draußen zu helfen, zurückzuführen. Aber ebenso zweifellos ist, daß es eine kühle Pflichterfüllung ist, daß wenig wirkliche Innigkeit und Bruderliebe in diesen Werken steckt, daß die Wohltäter von einer unglaublichen Naivität gegenüber den wirklichen Notwendigkeiten sind, daß sie sich ganz ununterrichtet in den wirtschaftlichen Fragen zeigen und daß sie dabei ahnungslos in der Seele des Ostjuden herumtrampeln.

Und doch ist das nicht das Schlimmste. Ja, man kann ruhig annehmen, daß sich dieser plumpen, oberflächlichen Beunruhigung allein die Ostjuden mit ihrem reichen Fond an nationalen Kulturwerten schon längst hätten erwehren müssen. Wenn sie dies nicht

vermochten, vielmehr in endloser Verwirrung hin und herpendeln, so ist das nur darauf zurückzuführen, daß die Westjuden noch über andere tiefergehende Arten des Einflusses verfügen: Über die Macht des unausgesetzten und nahen Beispieles, und, was die Hauptsache ist, über einen besonderen und besonders geeigneten Angriffspunkt, an dem dieses Beispiel ansetzt — über jene nämlich, die sich aus der ostjüdischen Masse als Intelligenz herausheben.

Das Intelligenz-Problem ist nun überhaupt nicht so einfach, wie man gemeiniglich glaubt. Die Rolle, welche die sogenannte Intelligenz in der geistigen Ökonomie der Völker spielt, ist noch lange nicht genügend aufgeklärt. So übersieht man gewöhnlich daß es allenthalben zwischen Volk und Intelligenz Divergenzen gibt, daß sich der Intelligenzler von seinem Volke entfernt hat, und daß an dieser Entfernung nicht sein Plus an geistigen Kräften, sondern seine geistige Unzulänglichkeit schuld ist, die es nicht trifft, was des Genius Zeichen und Beruf ist, der durchgeistigte Ausdruck des Volkes oder die Verkörperung des Volksgeistes zu sein. Überall ist die „Intelligenz“ nur so eine Art Schultasche des Volkes, in der alle geistigen Gerätschaften geborgen sind, die man braucht, um Handel und Wandel im Staate im Gange zu erhalten. Als solche mag sie sich vielleicht selbst als eine Art Seelenbehälter des Volkes, als sein Schädel vorkommen. Aber sie ist es ja doch nicht, ist ja doch nichts weiter als eine Schultasche, die lose am Buckel des Volkes schlenkert, den sie dabei oft über Gebühr drückt.

Allein ein Hauch aus der Seele des Volkes ist doch an dem Schartekengerät haften geblieben — genug, um sich vom Odem der großen Geister, von der Kraft ihres Lebens nutzbar machen zu lassen. Dann offenbart sich der höhere Wert der Intelligenz. Sie erinnert sich, daß sie auch etwas Besseres kann als einfach „intelligent“ sein. Sie wird Dienerin des Ideals, ordnet, sichtet alle die Offenbarungen der großen Geister und macht sie dem Volke begreiflich, aus dessen Innerstem sie stammen und das sie dennoch nicht begreifen würde, wären die Dolmetscher nicht.

Ob es immer so sein wird, ist ja nicht sicher. Jedenfalls ist es so und war es so seit jeher. Bei allen Völkern. Auch bei den Juden. Ja bei ihnen läßt sich sogar, weil ihre Intelligenz nur zum

geringsten Teile eine berufliche war, ein bedeutendes Übergewicht der idealen Seite der Intelligenz gegenüber der praktischen konstatieren. Der ganze talmudisch-rabbinische Aufbau des Judentums ist diesem ideellen Wirken einer Generationenreihe von Intelligenzen zu danken. Und speziell die aschkenasisch-jüdische Kultur-Einheit war größtenteils durch die eifrige, fleißige und uneigennützige Arbeit dieser altjüdischen Intelligenz zusammengehalten.

Da kam aber die große Wirtschafts- und Geisteswende am Ende des achtzehnten und in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und ließ eine neue jüdische Intelligenz erstehen. Im Westjudentum befand sie sich in Übereinstimmung mit seinen Voraussetzungen und Entwicklungstendenzen. Zu dem Volke in Auflösung, Lockerung und Verwässerung paßte ganz gut eine Intelligenzschichte, die mit diesem Volke nicht mehr rechnete, ja sich sogar meistens englisch von ihm empfahl. Man kann sich gar nicht recht vorstellen, wie sie hätte anders ausfallen können. Und so, wie sie ausfiel, konnte sie nicht viel mehr Unheil anrichten, als ohnehin schon angerichtet war.

Anders im Ostjudentum. Da gab es noch eine lebensstarke, mit reichen selbständigen Entwicklungsmöglichkeiten begabte Eigenart. Und man hätte eine Intelligenz erwarten dürfen, die ihre Pflicht gegenüber dieser Eigenart erkennt, die ihren Mittlerberuf zwischen Genius und Volk ausübt, die sich dem Volke, dem Volkstume zur Verfügung stellt. Das Schicksal hat es aber anders gewollt. Es hat vor die Tür der Ostjuden die Westjuden hingesetzt und an dem Beispiel, nach dem Ebenbild der westjüdischen Intelligenz hat sich die neue ostjüdische Intelligenz geformt. Und so ist das ostjüdische Volk um den Nutzen gekommen, den sonst ein Volk aus seiner Intelligenz zieht. Sie hilft ihm nicht, seine starke nationale Wesensart auch in der neuen Zeit, die nun ja auch für den Osten herandämmert, glatt durchzusetzen. Keimende Möglichkeiten, sprießende Wirklichkeiten sieht sie nicht, ahnt sie nicht. Wenn große Persönlichkeiten aufstehen, um zu künden, zu sagen und zu singen — sie weiß nichts davon, sie hat kein Gehör für diese Stimme aus den tiefsten Schlünden der Volksseele und des Volksschicksales, sie fängt sie nicht auf, um sie weiterzutragen und auszudeuten. Wieso

denn auch? Sie ist ja gar nicht die Intelligenz ihres Volkes, sondern die sklavische Kopie, die getreue Expositur einer fremden Macht.

Als solche wirkt sie aber nicht nur durch Unterlassen, sondern auch durch die Tat. Bei jeder Gelegenheit läßt sie das Volk die alberne Verachtung fühlen, die sie den Westjuden abgeguckt hat. Sie nützt ihre Prärogativen, in das Getriebe des Staates mehr oder weniger als Mitwirkende mitverflochten zu sein, aus, um das Volk einzuschüchtern, um ihm die Sklavenscheu vor ihrer Herrlichkeit und damit vor der Herrlichkeit derer, die da draußen sind, einzuflößen. Und das Volk, statt sich aufzurichten, aufrechtzuhalten, mit stolzem Selbstgefühl zu wappnen, sinkt immer tiefer zu Angaffern der westjüdischen Wundertiere, zur unangebrachten geknickten Demut vor dem westjüdischen Dünkel, zur Unselbständigkeit und Hilflosigkeit herab. Speziell in den großen Fragen seines materiellen Lebens, an denen es doch der Erstbeteiligte ist, verzichtet es ganz auf die ihm zukommende erste Stelle im Rate der Hilfe, überläßt sich vielmehr vollends den stümpernden Händen von ein paar meist protzigen oder gutmütig-unfähigen westjüdischen Gönnern.

Man wird nun einwenden, daß sich die Dinge vielleicht früher so verhalten haben, daß sie aber jetzt wesentlich anders liegen. Dadurch, daß sich der größte Teil der ostjüdischen, ja sogar ein großer Teil der westjüdischen Intelligenz zur nationalen Gesinnung bekehrte, sei die alte Scheidewand gefallen. Die jüdische Intelligenz habe zu ihrem Volke wieder heimgefunden.

Aber kann man denn das, was vorgekommen ist, wirklich eine Heimkehr nennen? Ja, wenn es Leute gewesen wären, die in jüdischer Lebensführung, in fortgesetzter Bejahung ihres innersten Wesens zusammenwohnten und nur früher den tollen Einfall hatten, sich als Assimilanten zu betrachten .... Aber es war ja gerade umgekehrt. Die Züge der jüdischen Kulturgemeinschaft fehlen ihrem Wesen schon lange und nun kamen sie plötzlich auf die Idee, diesen Fehler einfach durch einen Willensentschluß auszubessern. Wie sollte das möglich werden? Man kann noch zur Not Gesinnungen wie Kleider wechseln, aber doch keinesfalls die äußern und inneren Tatsachen, durch die man zu einem besonderen Typus geworden ist.

Allerdings wäre es möglich, daß der Wille einer großen Anzahl von einzelnen, wenn schon nicht für sie selbst, so doch für die Richtung der Gesamtheit, die sie so auf neue Bahnen schieben, maßgebend wird. Und dann haben vielleicht die meisten Regenerationen bei Leuten angefangen, die selber schon degeneriert waren und ihre Degeneration erkannten. Gewiß. Aber vor allem läßt sich der vorliegende Fall gar nicht mit analogen anderer Völker vergleichen. Denn erstens ist bei anderen Völkern, die noch die Kraft aufbringen, sich national restaurieren zu wollen, eine so weitgehende Verwässerung des nationalen Wesens ganzer großer Teile des Volkes nur mit seltenen und dann vielleicht auch nicht sehr kräftigen Ausnahmen nicht zu konstatieren. Zweitens hat dort die Intelligenz sofort ihren Beruf erkannt — und dies deshalb, weil sie das Gefühl der leichten Arbeit hatte, weil sie wußte, daß sie sich nur von der Stelle zu rühren braucht, um wieder ganz unter ihrem Volke zu sein. Sie brauchten nur die Sprache eines fremden Eroberers oder der bloßen Mode, die sie in ihren Zirkeln kultivierte, von dort zu verbannen und die Sprache des Volkes, die sie ohnehin konnte und die sie ja mit dem Volke sprach, mit ein bißchen mehr Liebe zu behandeln. Sie brauchte sich nur zu erinnern, wohin sie gehöre und sie war schon dort, war schon aufgenommen, war schon wesensgleich mit der Gesamtheit.

Ganz anders aber bei uns Juden. Da sind doch nicht bloß Kreise, sondern, wie wir gehört haben, ganze Teile des Volkes der Wesensverwässerung anheimgefallen. Ganze jüdische Landsmannschaften sind durch geschichtliche Entwicklungstatsachen wohl nicht ihrer primären Rasseneigenschaften, aber ihrer schöpferischen oder auch nur bewahrenden nationalen Individualität verlustig gegangen, verloren das eigene Milieu mit seinen eigenen Triebkräften und eigenen Richtungslinien. Und die Inteligenzen, die aus diesem verwässerten Judentum unmittelbar und mittelbar hervorgegangen sind, können sich unmöglich a la Münchhausen am eigenen Schopfe aus dem Wasser ziehen. Leute, die dem Wesen und dem Leben nach keine Volljuden mehr sind, deshalb nicht, weil sie in keinem jüdischem Kulturmilieu leben, sind und bleiben Entfremdete, auch wenn sie es anders wollen. Durch den

Willen allein können sie niemals den eigenen inneren kulturellen Typ über jenen der geschmähten Assimilanten erheben. Und unzulänglich, den Prozeß der Abbröckelung in sich und an sich zu bewältigen, sind sie auch außerstande, ihn in Bezug auf die Gesamtheit aufzuhalten, für deren Richtung maßgebend zu werden. Auch wenn sie sich noch so summieren und noch so viel Willen daransetzen. Am Ende können auch Zahl und Wille nicht hexen. Auch hunderttausend Schattenteilchen können aus sich und ihrem Schattenganzen keine greifbare Wirklichkeit formen und wenn sie sich noch so ernsthaft zusammenballen.

Allerdings ist es möglich, daß einzelne aus ihrer Umgebung herausgehoben und in das jüdische Milieu, das ihre Väter verließen, wieder zurückversetzt werden. Und es müssen nicht einmal gerade jene Wenigsten der Wenigen sein, deren Genius alle Schranken durchbricht. Nein, es können einfache Sterbliche sein, wenn sie nur den wirklichen Sprung hinübermachen, d. h. wenn Zufall oder Schicksal sie hinüberträgt. Aber das sind ja nur einzelne, Ausgesprungene, die sich ihrem angestammten Lebenskreis jetzt ebenso entfremden, wie sie früher dem jüdischen Volksmilieu entfremdet waren. Von einer Möglichkeit, ihr Sonder-Erlebnis, ihr Sonderschicksal auf jenen Kreis auszudehnen, kann ja kein Rede sein.

Man könnte nun noch einwenden, daß die vielen Schattenteilchen, von welchen oben gesprochen ward, nur in Hinsicht auf direkte und sofortige Kulturerfolge schattenhaft sind, daß aber, insoferne sie materielle Tatsachen schaffen, ihre menschliche Konsistenz doch zur Geltung kommen muß. Vieleicht helfen sie insoferne Voraussetzungen schaffen, aus welchen sich kulturelle Werte oder gar ganz neue kulturelle Grundlagen des ganzen Volkes ergeben. Vielleicht haben sie diesbezüglich sogar einen gewissen Vorsprung gegenüber ihren Gesinnungsgenossen, die etwa noch im Wesensjudentume wurzeln. Vielleicht sind sie gerade deshalb, weil sie mit den Voraussetzungen der nationalen Kulturgemeinschaft nicht beschwert sind, die zur praktischen Arbeit geeigneteren. Vielleicht ist ihnen in der vom Schicksal besorgten Arbeitsteilung gerade dieser Platz nüchterner Fundamentierung zugewiesen.

Nun hat man jedoch bisher durchaus nicht konstatieren können, daß sie diesen Platz besonders ausfüllen können. Was

die zu schaffenden materiellen Grundlagen für neue kulturelle Werte betrifft, so haben sie bisher überhaupt keinen ernsten Versuch gemacht, die assimilatorischen Großpächter jüdischer Wohlfahrtspolitik aus ihren Domänen zu verdrängen und in das furchtbar verworrene Geschiebe des jüdischen Lebens einigermaßen Plan und Ordnung zu bringen. Sie haben keine Zeit dazu und kein Interesse daran, da müßten sie ja mit materiellen Wirklichkeiten und kulturellen Notwendigkeiten rechnen und für solche Rechnung eignet sich jener mechanistische Geist nicht, der sie erfüllt und erfüllen muß, weil ihnen eben das Mitleben und Miterleben, das Mitlösen und Miterlösen abgeht. Sie kennen nur einfache Probleme. Mit ein bißchen finanzpolitischer oder gar diplomatischer Geschicklichkeit (oder Ungeschicklichkeit) wollen sie ein mehrtausendjähriges Unruhvolk schollensässig machen. Von oben herab und von außen wollen sie ein Volksschicksal bestimmen, das sich letzten Endes nur aus dem innersten Wesen und dem eisernen Fond dieses Volkes heraus erfüllen kann. Gegenwart müssen sie abhacken und verdorren lassen, um sich Zukunft vorstellen zu können.

Und das Traurigste an der Sache ist, daß man es da nicht etwa mit einer Art Fleißaufgabe zu tun hat, welche die westlichen und östlichen Gesinnungsjuden nur sich selber stellen und selber lösen wollen. Man könnte sich dann sagen: Was schadet's? Vielleicht nützt's sogar an dem einem oder anderem Ende. Es ist aber eben mehr, eine Zwangsaufgabe, die von gestrengen Schulmeistern den andern diktiert wird. Eine Direktive nicht bloß für eigenes, sondern auch für fremdes Handeln. Ein Befehl, der auf die ostjüdischen Gemüter mit der ganzen Autorität drückt, die ihnen ihre mißratene, in fremden Geistessolde stehende Intelligenz langsam eingetrichtert hat. Und in diesem Befehl erreicht die Versündigung der westlichen und östlichen Gesinnungsjuden am östlichen Wesensjudentum ihren Gipfelpunkt. Mehr kann sie wohl nicht leisten, als leichten Sinnes in sein Gehege einzubrechen und seine teuersten Gefühle und Wallungen zu verwirren und zu entstellen.

Was soll nun aber daraus werden, wenn das so weiter fortgeht, ohne daß sich ein Widerstand geltend macht? Soll man

darauf rechnen, daß die nationalgesinnten Westjuden und ihre Anhängsel nach einigen Enttäuschungen oder nachdem ihren Emotionsbedürfnissen Rechnung getragen ist, von der Vormundschaft selber zurücktreten werden? Ja, wenn dann der Wesensboden des Ostjudentums selbst schon so verwahrlost ist, daß dieses letzte Bollwerk jüdischer Kultur zusammenfallen muß, zusammenfällt? Denn auf die Wirkung jener günstigen Tatsachen, die ihm zustatten kommen, während sie seinerzeit dem Westjudentum nicht zur Verfügung standen, ist ja doch nur dann zu rechnen, wenn sie von machtvoller nationaler Energie unterstützt werden. Wenn diese aber systematisch kreuz und quer geführt, ermüdet, zerwühlt, zerfressen wird — was dann?

Darum ist es klar: Das Ostjudentum wird nur dann dem westjüdischen Schicksal entrinnen, wenn es ihm bald gelingt, das westjüdische Joch abzuschütteln, sich vom Westjudentum auf allen Linien zu emanzipieren, ruhig und selbstsicher seine eigenen Wege zu gehen.

Aber das wäre ja Zerreißung des nationalen Bandes, das die Juden aller Zonen und Zungen mit einander verbindet! Das hieße ja, die durch die nationale Bewegung mit soviel Mühe leidlich hergestellte jüdische Solidarität zertrümmern! Das käme ja nationalem Hochverrate gleich!... Gewiß, aber nur für denjenigen, der eben in die westjüdische Schule mechanistischen Denkens gegangen ist. Nur für denjenigen, der Einheit überall dort und nur dort finden kann, wo er mit seinen plumpen Fingern in großen Reklame-Lettern das W o r t „Einheit“ hingeschmiert hat. Nur für den Lebensblinden, der sich an seinen Abstraktionen dahintastet. Wer aber nicht in diese Kategorie gehört, wer sich nicht von seinen Begriffen die Dinge rauben läßt, wird anders urteilen.

Gewiß gibt es noch eine jüdische Einheit, jenseits des Gegensatzes von Ost- und Westjudentum, ja auch jenseits des Gegensatzes zwischen europäischem und Orientjudentum. Aber diese Einheit ist heute zum größten Teile nur geschichtlicher Natur. Ihr Gegenwartswert beschränkt sich im wesentlichen auf die Äußerungen und Wirkungen der Rasse und was das Wertvollere ist, auf eine Gemeinsamkeit der Reaktion gegenüber den

Angriffen der Außenwelt. Noch immer z. B. geht, wenn die Greuelnachrichten aus dem Osten kommen, ein Schauer besonderen, trotz aller Entfremdung brüderlichen Mitgefühls auch durch die Westjudenheit.

Aber abgesehen davon, daß diese Aufwallungen ganz und gar nicht allgemein sind, zeigen auch ihre geringen praktischen Ergebnisse, daß sie nicht zu hoch eingeschätzt werden dürfen. Die Tatsachen und Interessen erweisen sich stärker als die Gefühle. Aus dem großen Unglück schält sich für die Westjuden die Bedrohung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Existenz, sowie der ihnen liebgewordenen Anschauungen durch die nachrückenden Ostjuden heraus und das Fazit sind ein paar Wohlfahrtshandlungen, die zu der Größe des Problems in gar keinem Verhältnis stehen. Das nationale Gefühl hat sich nicht zur nationalen Tat verdichtet.

Das kommt aber daher, weil das nationale Gefühl nur die Wirkung oder Nachwirkung nationaler Einheit, aber niemals ihre Grundlage ist. Diese kann nur das Leben in national-kultureller Gemeinschaft sein. Und ein solches gibt es ja bei Westjuden nicht. Höchstens könnte man an die religiöse Gemeinschaft denken, die ja allenthalben, namentlich aber bei den Juden, breitester und tiefster Äußerung der nationalen Kultur Gelegenheit bietet. Aber — ganz abgesehen von der Lauheit im Glauben oder der Ungläubigkeit, die heutzutage im West- und im Ostjudentum stark verbreitet sind — die Einheit, welche die jüdische Religion zwischen West- und Ostjudentum herstellt, ist im großen und ganzen nur eine formale, nur ein aus unbewußten Pietäts- und Zweckmäßigkeitsgründen aufrechterhaltenes geschichtliches Ergebnis, nicht eine reale Wesensgemeinschaft. Man braucht nur die Westjuden in ihren Tempeln, oder selbst in ihren Synagogen, wenn sie altgläubig sind, und dann die Ostjuden in ihren „Klousen" und „Schilen" aufzusuchen, man braucht nur die religiöse Lebensführung der einen und der andern zu betrachten, um sich zu überzeugen, — daß wohl die Ausgangspunkte, die Reminiszenzen da und dort dieselben sind, die Richtungen, Erscheinungen und Wirkungen im Verhältnisse zum Leben aber grundverschieden sind. Im Osten sehen wir noch immer ein mächtiges Schiff vor

uns, das Mensch und Volk schlecht und recht durchs Leben trägt, im Westen ist's ein eleganter Kahn geworden, auf dem der einzelne seine kleinen Spritzfahrten ins Land der Gottheit unternimmt, wenn er es nicht vorzieht, ihn angebunden am Ufer liegen zu lassen.

Man komme also nicht mit der nationalen Einheit, die nicht zerrissen werden darf. So wie sie sich den Gesinnungsjuden in ihrer Phantasie und den Ostjuden, die ihnen hereinfallen, in ihrer Naivetät vorstellt, existiert sie nicht und braucht also nicht geschont zu werden. Und insoferne sie noch wirklich einige Bedeutung hat und vielleicht wieder mehr erhalten könnte, schreit sie geradezu nach dem „Hochverrat". Es ist nicht wahr, daß der Klal-Jißruel (die Gesamtheit Israels) einfach eine Additionssumme ist, die als solche Respekt heischt. Er ist vielmehr ein großes geistiges Ganzes, dessen Inhalt und dessen lebendige Entwicklungsmöglichkeit gehütet und beschützt werden müssen. Und wenn wir zwei Kräfte walten sehen, von denen die eine, repräsentiert durch das Westjudentum, den Klal-Jißruel zu sprengen, die andere, repräsentiert durch das Ostjudentum, ihn zusammenzuhalten strebt, da darf es kein Überlegen geben. Da ist der Wunsch nur zu berechtigt, daß der Sprengstoff ausgeschaltet, unschädlich gemacht werde.

Aber die „Hochverrat"-Wimmerer hören nicht auf, ihre beweglichen Klagen vorzubringen: Und was soll aus den Westjuden werden? Und aus den andern Gruppen des Judentums? Ist es nicht schade um sie? Dürfen wir sie verloren geben? Sagt nicht ein alter talmudischer Spruch: Ein Jude, auch wenn er gesündigt hat, bleibt in der jüdischen Gemeinschaft. Das ist vom einzelnen gesagt. Wie muß es aber erst von ganzen großen Gruppen des jüdischen Volkes gelten? Die darf man doch gewiß nicht verstoßen...

Aber davon ist ja auch garnicht die Rede. Es ginge ja auch gar nicht so ohneweiters, wenn man es auch wollte. Wenn heute in nationalkultureller Hinsicht außer mehreren Nebenrissen ein Hauptriß durch die ganze Judenheit geht, so ist dieser Riß das Ergebnis großer geschichtlicher Ereignisse, deren Spielball wir waren. Weder wurden die Westjuden von den Ostjuden aus dem starken Verbande der aschkenasischen Judenheit herausgedrängt, noch haben sie ihn so freiwillig verlassen, als sie sich vielleicht

einbildeten. Sie mußten ziehen und man mußte sie ziehen lassen. Und ebenso gibt es auch jetzt kein Verstoßen und kein Verstoßenwerden aus dem Gesamtjudentum. Ein Schicksal vollzieht sich und niemand weiß noch im Grunde, wo es Halt machen wird.

Alles hängt davon ab, wieviel Kraft die Ostjudenheit in sich birgt. Hat sie nicht mehr Kraft genug, um sich aus der Flut von Wesenlosigkeit und Einheitsphrase an das Festland ihres Judentums zu retten — dann wird unser Schicksal überhaupt nicht mehr Halt machen, dann wird es usque ad finem schreiten. Und wir werden alle verstoßen sein — unser ganzes Volk.

Es ist aber auch der andere Fall möglich: Daß die Kräfte der Ostjudenheit ausreichen, um den ewigen Versucher endlich abzuschütteln, ihm zuzurufen: Genug des Widersinns! Wir sind das Leben, ihr seid der Todeskampf. Wir sind das Wesen, ihr seid der Schatten. Wir sind der Stamm, ihr seid die Splitter. Es ziemt nicht, daß ihr über uns herrschet. Und es ist nicht gut für den Geist, der in uns lebt und in euch noch leise atmet. Ihr fühlt die Bruderplicht, uns zu helfen. Wir wollen euch nicht zurückweisen, aber wir wollen uns nicht mehr von einigen euerer Geldgrößen bevormunden und begönnern lassen. Wir wollen nicht mehr die wichtigsten Interessen der Judenheit in den Händen von ein paar uns entfremdeten Oligarchen sehen, die meist noch ohne allen Tiefblick sind. Wir wollen uns jenen anvertrauen, die Hirn und Herz des Volkes verkörpern und den Zusammenhang der Dinge zu schauen vermögen. Wir wollen im Rate des Gesamtjudentums jenes Gewicht haben, das uns vermöge der Zahl, des vorzüglichen Beteiligtseins und der stärkeren nationalen Ausgeprägtheit gebührt... Ihr fühlt euch auch berufen, uns Judentum zu lehren. Ihr, die Blutleeren! Kommt lieber zu uns, schmiegt euch an uns, ihr an uns, um wenigstens Teil zu haben an der Wärme unseres Blutes...

Werden einmal solche Worte gesprochen werden, dann wird das ganze Volk geborgen sein — so gut es geht. Gewiß wird nicht mehr zu verhindern sein, daß einzelne und ganze Gruppen, in welche sich die Verwüstung zu sehr eingefressen hat, absterben. Aber eben nur, wer gar nicht mehr zu erhalten ist. Sonst wird das Ostjudentum, immer mehr zur anerkannten Kulturnation auf-

steigend, in seinem Bereiche, in seiner Art, in seiner Sprache wachsend und schaffend, eine so große Anziehungskraft auf die Westjuden auszuüben beginnen, daß vielleicht doch manche westjüdische Gruppen, die fortgesetztem Einflusse ostjüdischer Nachbarn ausgesetzt sind, mit ihren Genies uud Intelligenzen zum Ostjudentum übergehen werden. Wenn aber auch nicht, ein Abglanz der Herrlichkeit von da drüben wird jedenfalls auf den größten Teil des Westjudentums fallen — ein matter Schimmer, genügend, um sie mit ein bißchen frischem Lebensmut zu erfüllen, um sie als eine Art Vorwerk jüdischer Kultur und damit der jüdischen Brudergesamtheit zu legitimieren. Dann wird auch ein wirkliches und ersprießliches Zusammengehen und Zusammenarbeiten von Ost- und Westjudentum dort möglich werden, wo es durch die Ehre des ganzen Volkes und durch gemeinsames Leid geboten erscheint.*)

So sieht der „Hochverrat" aus, der am jüdischen Volk, so die Verstoßung, die gegen die Westjuden geplant wird. So der Haß, der hinter solcher Verstoßung liegen müßte... Haß?! In dem Wunsche, daß sich die Ostjuden von der westjüdischen Hegemonie befreien, ist ja auch nicht eine Spur davon oder auch nur von animoser Ungerechtigkeit enthalten. Man wird wohl nicht übersehen dürfen, daß die kulturelle Unentschiedenheit oder Zwiespältigkeit, in der die Westjuden leben müssen — denn eine wirkliche positive Assimilation findet ja doch nicht statt —, gewisse Schatten auf sie geworfen hat. Aber auch ihre Lichtseiten sollen nicht geleugnet werden, und insbesondere den vielen feinen und edlen Gestalten, die es hervorbringt, wird sich wohl niemand mit Geringschätzung nahen. Überhaupt werden nicht die allgemein menschlichen Qualitäten der Westjuden, für die ersten Stadien der Zersetzung auch nicht einmal ihre jüdische Geistes- und Gemütsveranlagung bestritten. Es wird nur konstatiert, daß sie eines Fonds von positiven Gestaltungen des nationalen Geistes und daher auch einer schöpferisch wirkenden Gesamtheitsseele entbehren.

Andererseits wird ja auch von den Ostjuden nichts anderes hervorgehoben, als daß sie diese unumgänglichen Voraussetzungen

---

*) Dann wird es auch erst möglich sein, der Idee des jüdischen Weltparlamentes, verbunden mit einer Art Verwaltungszentrale für das zerstreute jüdische Volk, mit Aussicht auf erfolgreiche Tätigkeit näher zu treten.

einer lebenden nationalen Kultur besitzen. Mit ihren sonstigen Eigenschaften hat das nur insoweit zu tun, als dadurch eine gewisse Ganzheit und Geschlossenheit auch in ihr persönliches Wesen kommt. Weiter gewiß nichts. Und es fällt deshalb auch niemandem ein, die Ostjuden etwa als Übermenschen oder auch nur als normale Tugendspiegel zu reklamieren. Sie haben Fehler genug, solche, die aus der menschlichen Unzulänglichkeit überhaupt stammen, und eigene, historisch gewordene. Und sie werden, selbst zu ruhigerer, ungestörterer Entwicklung gelangt, gewiß lange brauchen, um sie zu überwinden.

Und noch etwas muß angemerkt werden: Die Stellungnahme zu Gunsten der national-kulturellen Überlegenheit der Ostjuden ist nichts weniger als etwa eine Parteinahme für den Osten überhaupt, ist kein Nachklang des bekannten Schlagwortes vom „faulen Westen". Das annehmen, hieße diese Ausführungen gründlich mißverstehen. Nicht die „Westlichkeit" ist es, an der die Westjuden kranken, vielmehr daran, daß ihre Westlichkeit, ihr Europäertum gegenüber dem der andern Völker, das in so starken nationalen Farben leuchtet, farblos, ohne Persönlichkeit ist. Und andererseits ist an der starken Wesenheit der Ostjuden gerade auch das sympathisch, daß sie sich, mit ihr ausgerüstet, ganz anders in die ihnen neue westliche Zivilisation einzuordnen vermögen und anschicken, als es die Westjuden jemals vermochten. Sie bringen ja übrigens auch als günstige wirtschaftliche Voraussetzung eine stärkere ökonomische Differenzierung mit.

Nein, nicht Sympathieen und Antipathieen, nicht vorgefaßte Meinungen über „faulen Westen" und „gesunden Osten" liegen dem Wunsche und der Hoffnung zugrunde, daß sich das Ostjudentum gegenüber dem Westjudentum durchsetze; sondern die Einsicht in die Todesgefahr des ganzen jüdischen Volkstums, wenn dies nicht geschieht. Und die wirkliche Entwicklung wird sich auch sicherlich nicht von belanglosen Sympathieen und Vorurteilen leiten lassen, sondern von den gegebenen Wirklichkeiten, von den gegebenen Kräfteverhältnissen. Vor allem wird sie davon abhängen, ob sich der Krebsschaden des Ostjudentums ausbessert, ob der Hebelpunkt entfernt wird, an welchem die zerstörenden, unterwühlenden Kräfte ansetzen, d. h. ob ihnen statt der ent-

fremdeten, westjüdisch gemodelten Intelligenz eine neue, innerlich heimische, wirklich jüdische Intelligenz beschieden ist. Dies aber hängt davon ab, ob sich ein Bildungsweg finden wird, der nicht aus der Kulturgemeinschaft mit der Volksmasse hinausführt, sondern sich wie dies bei allen andern Völkern der Fall ist, innerhalb dieser Gemeinschaft hinzieht.

Bisher hat jeder Schritt der Erziehung und des Unterrichts das jüdische Kind, den jüdischen jungen Menschen auch um einen Schritt weiter von der Vorstellungs- und Empfindungswelt seines Volkes, sozusagen von der geistigen Blutsverwandschaft mit ihm entfernt. Den Wandel kann nur eine Schule bringen, die sich nicht in praktischen Gegensatz zum Volksleben setzt. Und das kann nur eine Schule sein, die ihre Bildungsresultate auf der Grundlage der Sprache des Volkes erstrebt und erzielt.

In kleinerem Maßstab, in weit beschränkterem Umfange ist ja diese Frage auch schon bei anderen Völkern am Beginne ihres nationalen Erwachens aufgetaucht. Sie ist auch dort überall im günstigen Sinne beantwortet worden. In unserem Falle stößt sie aber auf eine große Schwierigkeit mehr, als anderswo. Da stellt sich nämlich der nationalen Notwendigkeit nicht blos die dünkelhafte Trägheit des Dutzendphilisters entgegen, der nicht verstehen lernen will, warum die gebildeten und sogenannten besseren Klassen überhaupt nicht eine Art Salonsprache haben sollen. Es kommt vielmehr noch eine ganz besondere Abneigung gegen die besondere Sprache, um die es sich hier handelt, hinzu, eine Weigerung, sie überhaupt als eine nationale Sprache des Volkes, ja als Sprache überhaupt anzuerkennen.*) Zu dem noch nicht

*) Ganz unnötigerweise mischt man in diese Frage die hebräische Sprache hinein. Und gerade zu ihrem Schaden. Sie müßte als Sprache des Volkes erst eingeführt werden. Und zur Einführung einer neuen Sprache, d. h. zur Auswurzelung einer alten zu Gunsten einer neuen, für welche letztere kein Zwang irgend welcher Art arbeitet, reicht die stärkste nationale Energie nicht aus, denn im Grunde ist nationale Energie der unbewußte Vorrat des Volkes an kulturerhaltenden und bauenden Kräften. Aber Wille und Tat der Massen kann sie nur für Widerstände und kurz währende Aktionen sein, niemals aber für ganze kulturschaffende Entwicklungsprozesse. Gewiß, der Wert der hebräischen Sprache als eines großen und geliebten nationalen Schatzes ist nicht zu leugnen und es ist auch unbestreitbar, daß sie, ungesprochen, doch in gewissem Sinne lebendig ist. Aber es ist auch selbstverständlich, daß die Erhaltung dieses Schatzes umso sicherer sein wird, je mehr es gelingt, aus jüdischen Schulen eine mit ihrem Volke vereinigte Intelligenz hervorgehen zu lassen.

überwundenen aristokratischen Bürger- oder Bildungsdünkel gesellt sich der Hochmut des jüdischen Gesinnungsprotzen, dem das Wesen seines Volkes, wie es sich herausgebildet hat, fremd oder verhaßt geworden ist, und der sich darüber hinweg ein Volk drechseln möchte, wie es irgend einem Programm und ihm beliebt.

Ob diese besondere Schwierigkeit behoben werden wird, ist eine Frage, auf die man keine sichere Antwort geben kann. Nur soviel ist gewiß, daß sie nicht in dem heftig entbrannten Meinungskampf für und gegen Jüdisch, sondern einfach durch die Entwicklung der Tatsachen entschieden werden wird. Dabei ist allerdings das Entstehen und äußere sowie innere Wachsen der Literatur der jüdischen Sprache von günstiger Vorbedeutung für den Verlauf dieser Entwicklung. Es kann kein Zufall sein, daß eine ganze Reihe von hochbegabten Männern plötzlich den Drang verspürte, ihr dichterisches Können in dem sonst so verachteten „Jargon" zu entfalten. Gewiß, sie taten es zunächst, weil sie das Bedürfnis hatten, die Seele des Volkes wiederzugeben und sie diesem selbst zu deuten. Aber man kann nicht annehmen, das dieser Drang und dieses Bedürfnis in ihnen entstanden wäre, wenn es keine tatsächlichen Voraussetzungen dafür gebe, daß sich bald Intelligenzkreise bilden, die sich sozusagen eine Ehre daraus machen, Gefolgschaften dieser Geistesfürsten zu sein und deren Werke dem Volke zu verkünden und zu vermitteln. Wenigstens hat sich die Geistesenergie eines Volkes in ihrem dunklen Drange bisher niemals so ungeheuer verrechnet und es ist daher kaum anzunehmen, daß sie sich plötzlich in unserem Falle so sehr verrechnen könnte. In der Tat haben sich auch wirklich schon an verschiedenen Stellen der jüdischen Kulturwelt zahlreiche Intelligenzgruppen herausgebildet, welche die volle Wesensvereinigung mit ihrem Volke auf dem Grunde der jüdischen Sprache gefunden haben.

Nun ist es ja richtig, daß dem Fortbestande der Jüdischen speziell auch von wirtschaftlicher Seite Gefahren drohen. Aber es dürfen auch die Gegengewichte nicht übersehen werden. Seitdem man darauf gekommen ist, daß der Sprache eines Volkes nicht nur der Verkehrswert im engsten Sinne dieses Wortes, sondern auch ein hoher national-kultureller Assekuranzwert innewohnt,

hat die nationale Energie vieler nationaler Minderheiten und national bedrückter Gruppen die Sprachbeharrlichkeit in hohem Maße ausgebildet. Es hat sich gezeigt, daß es wohl für solche Gruppen einen übrigens sehr wohltätigen ökonomischen Zwang zur Erlernung fremder Sprachen gibt, daß jedoch keine noch so starke wirtschaftliche Notwendigkeit zur Verlernung der eigenen Sprache treibt, wenn man nur mit Nachdruck an ihr festhält. Der Nachdruck selbst aber dürfte in unserem Falle kaum mehr nachlassen, nachdem er schon heute von einem ansehnlichen Teil der Intelligenz besorgt wird und diese über kurz oder lang reichlich Zuzügler aus wirtschaftlichen Antrieben erwarten darf. Denn durch die ersten Erfolge innerer und äußerer Durchsetzung der jüdischen Sprache werden der ostjüdischen Intelligenz gewisse berufliche Aussichten eröffnet werden. Der Ausblick auf eine ganze Reihe privater, autonomer und staatlicher Kultur- und Verwaltungsinstitute, die sie ohne nichtjüdische Konkurrenz, ganz mit ihren Leuten besetzen kann, wird sie umso eher anlocken, als sie ja sonst bald in die Lage käme, auf den Beamtenberuf überhaupt verzichten zu müssen.

Freilich, sollten diese Erwartungen täuschen, sollte es wirklich nicht dazu kommen, daß eine neue, wirklich jüdische und ostjüdische Intelligenz die heutige mit ihren westjüdischen Neigungen und Reminiszenzen aus ihrer angemaßten Führerrolle verdrängt, dann ist alles verloren. Denn ohne die Lösung des ostjüdischen Intelligenzproblems gibt es keine Emanzipation des Ostjudentums vom Westjudentum. Und ohne diese Emanzipation kann sich, wie wir hörten, das Ostjudentum vor Zersetzung und Zerwühlung nicht bewahren. Stirbt aber das Ostjudentum ab, dann ist niemand mehr da, der jüdisches Leben und jüdische Kultur weiter durch die Zeiten tragen könnte.

Für die jüdische Sprache*)

Einige Protestworte gegen Ruben Brainin.

„Wenn ich jüdisch spreche, schäme ich mich nicht. Ich schäme mich dessen nicht, denn viele Millionen meiner Brüder sprechen diese Sprache. Aber ich bedauere es.“

„Wenn ich öffentlich Jargon spreche, betrübt es mich, daß alle verstehen was ich rede.“

Diese zwei Aussprüche Ruben Brainins, dessen Muttersprache nach eigenem Einbekenntnis die jüdische ist, genügen eigentlich schon, um den ganzen Jammer unserer jüngsten „Jargon“-Sprachphilosophie zu offenbaren.

So ganz allein, wie ich sie hier anführe, stehen sie ja nicht in dem Artikel, aus dem ich sie zitiere. Dort haben sie eine ganze Reihe noch deutlicherer Gefährten, von welchen wir ja etwelche kennen lernen werden. Und dann, was die Hauptsache ist, sie und ihre Gefährten sind dort durch liebreiche, stolze Worte zugunsten des Hebräischen noch unterstrichen. Schatten über Schatten wird auf die jüdische Sprache geworfen, Licht über Licht über die hebräische gebreitet.

Ich für meine Person kann dieser Methode keinen Geschmack abgewinnen und nur die Notwehr zwang mich zuweilen, es ähnlich zu versuchen. Wobei ich aber natürlich nicht jenen Gipfel technischer Vollendung erklimmen konnte, den Brainin

---

*) Zuerst in „Jüd. Zeitung“ I. Jahrg. Nr. 20 (29. November 1907).

so mühelos nimmt. Fehlte mir ja der Schatten für das Hebräische, so daß ich mich stets damit bescheiden mußte, jeder der beiden Sprachen i h r Licht zuzuteilen.

Heute will ich von der Anwendung der parallelisierenden Methode ganz absehen. Gerade weil Ruben Brainin sich diesmal ein Übermaß im Verschimpfieren des Jüdischen leistete, hat er es mir ganz unmöglich gemacht, auf seine Weise mit ihm fertig zu werden. Soll ich etwa auch das Hebräische zu schimpfen beginnen? Ich kann hebräisch nicht sprechen, leider auch nicht schreiben, aber ich lese und verstehe es so weit und so gut — wie viele Braininsche Sachen habe ich zu seiner überschwänglich geäußerten Zufriedenheit übersetzt! —, um es zu lieben aus ganzer Seele und mit meinem ganzen jüdischen Kulturinstinkt zu lieben. Soll ich nun etwa fluchen, wo mein Herz segnet?

So will ich mich denn nur darauf beschänken, für die jüdische Sprache zu plädieren und sie gegen eine Aburteilung in Schutz zu nehmen, die dadurch nicht gerechter wird, daß sie schwierige Fragen in leichtestem Feuilletonstil lösen will.

„Am Jüdischen liebe ich den Witz“, schreibt Brainin, „die echt jüdische Bitterkeit und den versteckten, verstohlenen Humor. (Wenn ihr wollt, Galgenhumor.) Hebräisch ist für mich die Blumensprache... Jüdisch ist gepfeffert, gesalzen. Es ist Geschmacksache. Ich liebe Blumengeruch; andere lieben Pfeffergeschmack.“

Vor allem kenne ich mich da in der Liebe nicht aus. Liebt Brainin den Witz, die Bitterkeit, den Humor im Jüdischen, wie er im ersten Satze beteuert? Oder liebt er sie nicht, wie er dies im letzten Satze recht deutlich heraussagt? Das Gesalzene, das Gepfefferte, den Pfeffergeschmack!

Und dann Witz, Bitterkeit, Humor! Wie viel Unzusammengehöriges zusammengeworfen! Witz ist Geist, oder soll es wenigstens sein, Bitterkeit ist Empfindung und Humor ist Gemüt. Witz und Bitterkeit mögen sich noch irgendwo treffen, irgendwie einander aushelfen. Humor aber ist aus einer ganz anderen Welt. Humor ist das Köstlichste, was man einer Sprache nachsagen kann, ist ihr Kraft- und Tiefezeugnis. Eine Sprache hat Humor, das heißt: Sie ist ein Werkzeug, mit dem die Leute nicht bloß den notwendigsten Bedarf an Gespräch decken, sondern auch die

stilleren, feineren Akkorde des Lebens und der Welt für einander erklingen lassen. Das heißt: Sie weiß zu singen und zu lachen zu jubeln und zu weinen, zu seufzen und zu lächeln, zu trotzen und zu beten.

Und alles dies weiß die jüdische Sprache, alles dies kann sie. Wollte doch Brainin, statt nach dem Adelsbrief zu fragen, unnötige Parallelen zu ziehen und nach Pfeffer und Salz zu schnuppern, — dem Vater und der Mutter mit Andacht lauschen! Und dem Kutscher, der von seinem Bocke aus lebendig in die lebendige Welt hinein- und aus ihr herausspricht, unabsichtlich den Sinn der Dinge in seine Worte hineinschmiegt! Und dem Dichter, der ein so feines Gehör für alle diese Nuancen und eine so zauberhafte Feder hat, sie festzuhalten, anzuordnen und hervorzuheben!

Perez z. B. ist doch auch noch wer. Und ich entsinne mich nicht, viel „Salz und Pfeffer" bei ihm gefunden zu haben, oder auch nur viel — Galgenhumor.

Ich weiß überhaupt nicht, wo Brainin seine Ansichten über die notgedrungene „Witzigkeit" des Jüdischen her hat. „Wenn ich hebräisch spreche, will ich schön reden; spreche ich jüdisch, will ich witzig reden." Hat er nie etwas davon gehört, daß in allen jungen Literaturen, so z. B. auch seinerzeit in der deutschen und englischen, der Hanswurst eine große Rolle spielt? Weiß er wirklich nicht oder läßt ihn seine Brille nicht sehen, was jeder, der ein „unbewaffnetes Auge" hat, deutlich sieht: Die geradezu mit geometrischer Geschwindigkeit erfolgende Zunahme des Ernstes in der Literatur der jüdischen Sprache? Ist ihm Morris Rosenfeld zu wenig ernst? Oder Perez? Oder Jehojosch? Oder David Pinski? Vielleicht bequemt er sich für einen Augenblick zur Herabnahme seiner Brille und merkt dann, daß neben einigen weniger Bedeutenden nur Schulem Alejchem und — er für das witzige Jüdisch zurückbleiben? Ja, im Grunde nur er allein, da ja auch in Schulem Alejchem nicht der Witz, sondern der Humor die Hauptsache ist — jener Humor, den ich das Kraft- und Tiefezeugnis der jüdischen Sprache genannt habe!

Also herunter mit der Brille! Für einen Ruben Brainin, er mag sich sonst zu der jüdischen Sprachen stellen, wie er will, ziemt sie nicht. Es ist auch keine Ehre für ihn, in der Gesell-

schaft jener fremden Einfältlinge zu sein, die sich des tiefgreifenden sprachlichen und psychologischen Unterschiedes zwischen der Atmosphäre des westjüdischen Börsen- und Budapester Orpheum-Jargons und der Atmosphäre des ostjüdischen Volkes und seiner Sprache nicht bewußt geworden sind.

Freilich — der Kasus ist begreiflich. Unwillkürlich muß in die Gesellschaft kommen, wer Worte, wie folgende, niederschreibt: „Wenn ich Jargon schreibe, kann ich die Worte nicht wie Dukaten zählen. Unwillkürlich muß man Marktsprache schreiben. Das Wort im Jargon ist nicht heilig. Es fehlt die Liebe, es fehlt auch der Glaube, daß zukünftige Geschlechter unsere Worte lesen werden."

Ich aber sage Ruben Brainin: Nein, und tausendmal nein! Auch wem der Glaube an diese Zukunft der jüdischen Sprache fehlt, darf nicht ganz der Liebe zu ihr, die er seine Muttersprache nennt, ermangeln. Und fehlt sie ihm doch, so muß ihm trotzdem das Wort, das er niederschreibt, heilig sein; muß er gleichwohl die Worte wie Dukaten zählen. Denn wenn sie ihm unheilig und wie die Knöpfe wertlos sind, dann bringt er das vertrauensselige Volk um jene Adelung und Heiligung, die es von ihm erwarten darf. Ein Volk mit sorglos zubereiteter Sprachkost füttern, ist gleich „verbrecherisch", ob die Sprache eine „große Erbschaft" oder eine „Marktsprache" ist.

Es gibt auch keinen von den irgendwie Namen habenden Dichtern und Schriftstellern in jüdicher Sprache, der sich diese unerhörte Sorglosigkeit zu Schulden kommen ließe. Alle „feilen sie" und „reihen Perlen" — und siehe da, es gelingt ihnen — ohne daß sie vielleicht suchen müssen. Der lebendige Strom der Sprache treibt ihnen, ohne alle Qual für sie, die Worte geschliffen und gerundet zu. Allen, nur Brainin nicht — wenn wir wirklich so unvorsichtig sein wollen, diesbezüglich sein Zeugnis gegen ihn selbst auszunützen.

Eine Marktsprache! Brainin erinnert mich unwillkürlich an Bileam. Er will fluchen und segnet. Marktsprache! Oh Goethe, warum bedachtest du nicht, daß auf deutschen Märkten deutsch gesprochen wird? Und du, Racine, hörtest du denn nicht auf französischen Märkten französisch parlieren? Und auch du,

Jesaja, fiel es dir nicht auf, daß die Hebräer auf ihren Märkten hebräisch sprachen? Ja, ihr alle habt euch nicht für zu gut gehalten, euere Marktsprache zu meistern. Ihr habt eben den Beruf der Sprache und eueren Beruf erkannt: Die Tiefen mit den Höhen, den Markt mit der Kunst zu verbinden, die Einheit des Volkslebens herzustellen.

Allerdings, die Literatur der jüdischen Sprache hat noch keine Goethes, Racines und Jesajas erzeugt. Ich glaube aber auch nicht, daß die deutsche, die französische und die althebräische Literatur gleich mit diesen Gewaltigen fertig vom Himmel gefallen sind. Und ich reklamiere daher auch für die kleinen Jüdischschreiber das Recht, unbeschadet ihres dichterischen Rufes, ja mit guter Vorbedeutung für ihn, ihre Marktsprache zu schreiben.

Ruben Brainin aber könnte von seinem Standpunkte sich nichts Besseres wünschen, als daß auch seine Lieblingssprache eine Marktsprache wäre. Das hätte auch den Vorteil für ihn, daß er sich dann gar nicht mehr zum Jüdischen herabzulassen brauchte. Er hätte es nicht mehr nötig, folgende bewegte Klage und Anklage anzustimmen:

„Wenn ich Jargon schreibe und es fehlen mir Worte und Ausdrücke und fehlen Schritt für Schritt, besonders wenn man Publizistisches, Künstlerisches oder Wissenschaftliches schreiben will — dann muß man die deutsche, die russische und hebräische Sprache zu Hilfe nehmen und verstümmeln. Ohne zu wollen, wird man ein Dieb an fremden Sprachen oder ein Bettler."

Nun, ich bin kein Feind starker Worte, aber vom Sprecher überdacht und vom Gegenstand verdient müssen sie sein. Dieb! Bettler! Das wußte ich ja gar nicht, daß die englische Sprache z. B. aus drei anderen zusammengestohlen ist. Wenn so ein Brite in seinem Jargon „sing" sagt, so hat er bei den Deutschen, und wenn er „general" sagt, bei den Franzosen einen — britischen Zirkel gemacht. Und der gute Shakespeare hat nichts anderes getan, als diesem erbärmlichen Diebstahl die dichterische Weihe gegeben!...

Was man nicht alles erfährt!

Doch ich will nicht mit Scherzen über eine so ernste Sache hinwegkommen, bin weit davon entfernt, Tatsachen durch billige

Witze verschleiern zu wollen. Und Tatsache ist es, daß wer Publizistisches, Künstlerisches (Brainin meint wohl Kunstkritisches) oder Wissenschaftliches in jüdischer Sprache schreiben will, mit dem Ausdrucke ringen muß.

Aber kommt es denn für die Beurteilung der Selbständigkeit und des Sprachwertes einer Sprache wirklich auf die publizistische und wissenschaftliche, und nicht vielmehr auf die dichterische, die sogenannte schöne Literatur an? Sie ist es doch, die mit unfehlbarer Sicherheit verrät: Hier lebt und webt die kulturelle Individualität eines Volkes und seiner Sprache! Und ich möchte den Dichter sehen, den Dichter, sage ich, den Lebensschauer, Lebensnachbildner, der auch nur die geringste Mühe hätte, aus dem Lebensschatze, aus dem vollendeten Triebwerke der jüdischen Sprache hervorzuholen, was er braucht. Der sich erst hinstellen müßte, der deutschen Sprache oder der slawischen oder der hebräischen mechanisch Wörter zu entnehmen, die nicht schon organisch und geistig zum jüdischen Sprachgut gehören. Als ob übrigens nackte Wörter die Hauptsache an einer Sprache wären, und nicht vielmehr die Art, wie sie gesprochen, betont, zu Sätzen geformt, zu Redensarten verwendet werden, d. h. der Geist, der in das ganze Sprachbild gehaucht ist, es belebt und individualisiert!

Daß aber in einer Sprache auch ein publizistischer und wissenschaftlicher Stil sich ausbilde und die nationale Kulturfarbe erhalte, hängt einzig und allein von dem Alter des betreffenden Schrifttums ab. Junge Schriftsprachen haben da immer mit dem Mangel an Ausdrücken zu kämpfen. Wie lange ist es denn im ganzen her, daß man sich über Fragen des geistigen und gesellschaftlichen Lebens in einem ordentlichen deutschen Stil und in reinem Deutsch, ohne Massen„diebstähle" am Lateinischen und Französischen, Griechischen und Italienischen, aussprechen kann? Es ist ganz einfach: Je älter eine Sprache als Schriftsprache ist, desto ausgeschriebener wird sie für alle Arten gedanklichen Ausdruckes, daher auch die ganz besondere Eignung des Hebräischen, als einer Jahrtausende alten Schriftsprache, für die publizistische und noch weit mehr für die wissenschaftliche Prosa.

Dabei kommt es für die entsprechende Literatur in jüdischer Sprache doch auch auf die Berufung des Schriftstellers

an. Wer widerwillig, ohne Liebe, ohne Pflichtgefühl jüdisch schreibt, der wird die „fehlenden" Worte wirklich dem Deutschen, Slawischen und Hebräischen wegstehlen. Das heißt: Er wird ohne Feingefühl, ohne instinktive Wahl, die Worte da und dort, einmal da, einmal dort, nehmen. Wer aber berufen, wer obendrein von seiner Verantwortlichkeit gegenüber dem Volke durchdrungen ist, der braucht nicht zu stehlen. Ihm werden aus den Stammsprachen — nicht fremden Sprachen — jene Worte zuströmen, die eine wahre geistige Kundschaft darstellen. Und es werden ihm Fortbildungen aus diesen Wörtern im jüdischen Sprachgeiste gelingen, die den anderen, den Leichtfertigen, den Lieblosen niemals gelingen können.

Also, nicht nur die Dichter, auch die wissenschaftlichen Schriftsteller, soferne sie nur reinlichen Wesens und gehörigen Könnens sind, brauchen nicht Diebe und Bettler zu werden, wenn sie den Acker der jüdischen Sprache bestellen.

Und ich meine, Ruben Brainin hätte besser getan, sich von seinem Esprit nicht gar so weit verführen zu lassen und des guten, alten hebräischen Spruches eingedenk zu bleiben: „Chachomim hisoharu bidworejchem!" (Weise, seid vorsichtig mit euren Worten!)

Eröffnungsrede

auf der jüdischen Sprachkonferenz in Czernowitz*)

Geehrte Gäste und Mitglieder der Konferenz!

Die Welt liebt es, die Menschen, die just auf neuen Wegen wandeln wollen, zu verhöhnen. Aber sie schadet ihnen damit nicht. Die Lächerlichkeit tötet sie nicht. Im Gegenteile, sie haben eine besondere Kraft in sich, Lacher abzuschütteln, Narren die Mäuler zu stopfen und verstopfte Gehirne zu öffnen. Sie werden nicht müde, ihre Wahrheit zu lehren, bis sie durchdringt, bis es aller Welt deutlich wird, das nicht sie die Dummen waren, sondern jene, von denen sie verhöhnt wurden.

Man sehe sich z. B. die Bewegung für die jüdische Sprache an. Ihr Anfang reicht Jahrzehnte zurück. Schon damals regte sich in ein paar Köpfen die Frage: Wenn andere Völker verschiedene Sprachen mischen und aus dem Gemisch ein eigenes Wesen mit einer eigenen Seele schaffen, warum nennt man das eine Sprache und hält sie in Ehren? Wenn aber Juden dasselbe mit deutsch, hebräisch und slawisch tun, warum nennt man das einen Jargon und macht sich über ihn lustig? Damals war die Assimilation noch stark und die nationale Bewegung hatte kaum begonnen. Es haben also wahrscheinlich nur wenige von der neuen sprachlichen Frage erfahren, aber die wenigen haben

*) Gehalten am 30. August 1908 in jüdischer Sprache. Für diese Sammlung vom Verfasser in's Deutsche übersetzt.

sicherlich hell aufgelacht. Doch darum starb der Gedanke nicht. Ja, einer seiner ersten Pioniere, wenn nicht der erste, Alexander Harkavy, lebt noch heute in New-York und kann mit Genugtung konstatieren, wie sein Ideal der Verwirklichung entgegenreift.

Als aber die jüdische Intelligenz national wurde, hatte sie, aufrichtig gestanden, für die jüdische Sprache nicht viel übrig. Sie betrachtete sie vielmehr als eine Art Übel, das man leiden muß, dem man sich aber nicht ausliefern darf. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß ein nationaler Intelligenter nicht bloß mit dem Herzen und dem Willen seinem Volke gehören, sondern vor allem unter ihm leben, in derselben kulturellen Atmosphäre atmen, daß sein geistiges Leben aus der Seele seines Volkes herauswachsen und imstande sein muß, sich mit einer Art heimischer Kraft wieder in sie zu versenken. Es fiel ihr auch nicht ein, daß eine andere Sprache sprechen, als das Volk spricht, als in welcher es denkt und fühlt, klagt und sich freut, weint und lacht — so viel heißt, als sein Volk verlassen, es in einer Wüste ohne Freund und Führer zurücklassen und sich selbst zu einem unsteten Wanderer machen, der fern von seinem Heim und seinem Volke in einer öden Nebelwelt herumirrt.

Und sprach man drüber zu den Intelligenten, versuchte man sie zu überzeugen, so lächelten oder lachten sie. „Was, ihr wollt, daß wir Gebildete uns des Jargons, des häßlichen Jargons bedienen. Dahin werdet ihr uns auf keinen Fall bringen. Macht euch doch nicht lächerlich!" — sagten sie und hielten jeden, der ihnen von Jüdisch sprach, für verrückt.

Allein die jüdische Sprache kümmerte sich nicht um ihr Lächeln, um ihr Lachen, um ihr Für-lächerlich- und -verückthalten. Still und gemächlich gieng sie ihren Weg, einen sicheren Weg, den Weg, den die neue Zeit und das alte Volk ihr ebneten. Die neue Zeit brauchte sie, um den breiten Volksmassen die Augen zu öffnen, damit sie auch etwas sehen, auch etwas verlangen, auch etwas von der Welt genießen können. Und das alte Volk, aus langem Schlummer erwachend und wie nach großer Arbeit sich sehnend, konnte der jüdischen Sprache nicht ausweichen. Allmälig wuchs eine neue Intelligenz heran, die mit anderen Augen als die frühere, auch nationale Intelligenz,

auf die jüdische Sprache blickte. Sie empfand: Hier ist Seele von unserer Seele, Herz von unserem Herzen, Leben von unserem Leben. Warum klagen wir, daß wir nicht genug Sinn für unsere Ehre haben? Woher denn, wenn wir uns ein ganzes Leben unserer selbst schämen? Wenn wir an den Genius des Hottentotten mehr als an den unsrigen glauben, wenn wir sein armseliges Gerede für eine Sprache halten, unsere Sprache aber, in die wir durch hunderte Jahre unsern Geist, unser Herz, unsern Humor, unsere Freude und unsere Trauer versenkten, für ein Gestammel, für einen Jargon? Woher soll ein Volk mit solcher ständiger Majestätsbeleidigung gegen sich selbst Gefühl für seine Ehre und seine nationale Souveränität hernehmen? Laßt uns nur unserer Muttersprache das Prangerkleid ausziehen, das ihr unser krankes, schwaches Judentum anlegte, und unser Volk wird wieder in Ehre strahlen und leuchten!

Warum klagen wir, daß wir zu wenig Sinn für Schönheit haben, daß das jüdische Leben die Schönheit verstoßen hat? Ist Schönheit nicht etwas, das wir aus unserem Kopfe und unserem Herzen in die Welt hinaustragen? Ist Schönheit nicht der Abglanz unserer innerlichen Schönheit, unserer innerlichen Harmonie? Würden wir schon wirklich mit den wahren Schönheitssinnen empfinden, mit den wahren Schönheitsaugen sehen können, dann müßten wir fühlen, daß das bißchen Deutsch- und Polnischsprechen unsere innerliche Schönheit nicht gemehrt, vielmehr das bißchen, das noch da war, zerstört hat. Wir müßten verstehen, daß die Häßlichkeit des Jüdischen nur unserer innerlichen Häßlichkeit entstammt, und welche Bürgschaft von Schönheit in einer Sprache liegt, die man in Ehren hält und liebevoll pflegt. Wir müßten verstehen... Nun, so trachten wir zu verstehen! Lösen wir den Bann, der auf unserer Sprache ruht, und eine neue jüdische Schönheit wird uns werden und unser Leben verschönen.

Warum klagen wir, daß wir zu wenig Kraft, zu wenig Macht in der Welt haben? Tun wir denn etwas, um uns neue Quellen von Kraft und Macht zu erschließen? Ist es denn unmöglich? Hörten wir denn niemals, was eine Sprache für ein Volk leisten kann? Daß sie seine Kultur umhegt und behütet und

daß erst sie dem Volke die nationale Gleichberechtigung bringen kann? Liegt darin nicht viel Kraft und Macht — und ganz nahe von uns, in unserem eigenen Munde? Und was haben wir weiter zu tun, als zuzugreifen?

Solche und ähnliche Gründe ließen sich immer mehr hören. Und inzwischen entwickelte sich die jüdische Literatur immer weiter. Der ersten Dichtergeneration folgte eine zweite und dritte. Immer mehr bediente man sich der jüdischen Sprache, immer mehr drang sie ins öffentliche Leben. Immer stärker fühlte man die Pflicht, an ihrer Entwicklung mitzuarbeiten: Durch Ordnungmachen, durch Aufzeichnung ihrer Gesetze, durch Regeln ihrer Schreibung. Und immer lauter wurde die Forderung nach Anerkenung des Jüdischen als Sprache.

Und heute haben wir die Genugtuung, Juden aus verschiedenen Ländern bei uns zu begrüßen, die gekommen sind, um sich mit Stolz zu unserer Sprache zu bekennen und zu beraten, was man für unser liebes Jüdisch tun kann. Wir haben das Glück, seine großen jüdischen Schriftsteller bei uns zu sehen, mit denen sich selbst die Gegner und Bespöttler unserer Sprache brüsten, denen auch sie die größten Ehren erweisen.

Wie Sie sehen, geehrte Gäste und Mitglieder der Konferenz, brachte uns die Lächerlichkeit nicht um, sie schadete nicht einmal ein bißchen und wird uns auch weiter nicht schaden. Solange wir noch vereinzelt kämpften, war es vielleicht noch möglich, Kraft, Mut und Geduld zu verlieren. Jetzt aber, da wir uns aus aller Welt gesammelt haben, brauchen wir gar nichts mehr zu fürchten.

Wir wollen sicherlich mit niemandem anbinden. Auch wenn uns fanatische Gegner anfallen sollten, werden wir uns nichts draus machen. Sie können uns nichts anhaben. Ehrlichen, höflichen Gegnern werden wir mit Höflichkeit antworten. Die Hauptsache: Wir müssen arbeiten, viel arbeiten, gut arbeiten, still arbeiten.

Die kommenden fünf Tage können nur der Anfang unserer Arbeit sein. Aber wir wissen, daß jeder Anfang schwer und mit viel Verantwortung verbunden ist.

Geehrte Gäste und Mitglieder der Konferenz!

Ich freue mich hier eine so große Zahl, sowohl von Freunden der jüdischen Sprache, als von sochen zu sehen, die sich wenigstens für unsere Reden und Leistungen interessieren.

Ich danke Ihnen und begrüße Sie alle sehr herzlich und insbesondere seien für die Ehre ihrer Anwesenheit bedankt und seien begrüßt... (folgen die Namen der angesehenen Czernowitzer Persönlichkeiten, die zur Konferenz gekommen waren).

Ich danke auch allen, die sich an den Vorbereitungsarbeiten für die Konferenz beteiligten, vor allem der akademischen Verbindung „Jüdische Kultur", deren Mitglieder in der aufopferndsten Weise tätig waren.

Und nun wollen wir fortsetzen, was sie begannen.

Ich eröffne die erste jüdische Sprachkonferenz.

Der „Jargon"*)

Es ist längst bekannt, daß Achad haam die jüdische Sprache nicht mag. Ich trug es ihm niemals nach. Ich verstand, daß seine Unfreundlichkeit gegen das Jüdische von seinem starken Glauben an den schönen Kulturpalast herrührt, den er sich selbst in seinem Hirne, nach seinen eigenen Plänen erbaute.

Aber wenn Achaad haam aus seiner Klause tritt, den Zorn bei Seite läßt und sich den Feinden entgegenstellt, dann verlange ich, daß er mit eigenen, starken und selbständigen, nicht mit schwachen und fremden Gedanken komme, dann suche ich eben wieder Achad haam, den wahren, großen Achad haam .... Ich spreche von einigen Worten, die Achad haam vor kurzem wegen Jüdisch schrieb. Er könne, sagt er, den „Jargon" nicht „Jehudiß" (Jüdisch) nennen, weil die Juden, die hebräische Werke lesen und nicht „jüdisch" verstehen, nicht wissen würden, was er mit „Jehudiß" meine. Und außerdem hätten wir schon seit langem eine alte jüdische Sprache, für die sich schon in der heiligen Schrift der Namen „Jehudiß" findet.

Vor allem zweifle ich sehr, ob die paar deutschen und türkischen Juden, die sich unter den zehntausenden Lesern Achad haams und anderer hebräischer Werke befinden, wirklich nicht wissen würden, was er mit „Jehudiß" meint. Für so unwissend

*) Erster Teil eines „Zwei Fragen" betitelten Artikels in Gerschom Bader's Jüdischem Volkskalender 5670. Ursprünglich in jüdischer Sprache geschrieben, für diese Sammlung vom Verfasser in's Deutsche übersetzt.

möchte ich sie denn doch nicht halten. Warum also eine Sprache nicht so nennen, wie diejenigen, die sie sprechen und deren Väter sie gesprochen haben, sondern einen Namen vorziehen, den assimilatorische und sozusagen nationale „Maskilim" ersannen und dessen sich das Volk selbst bis heute nicht bedient?

Doch wir haben schon seit langem eine jüdische Sprache, sagt Achad haam, die alte, die schon vor tausenden Jahren „Jehudiß" hieß... Richtig! Aber warum nennt man sie heute nicht so? Es muß also doch ein Unterschied zwischen damals und heute sein? Und es ist offenbar möglich, daß das heutige Hebräisch wirklich eine Art historisch - nationale gesamtjüdische Sprache und doch nicht — Jüdisch ist?

Ich glaube, daß es sich lohnt, über diese Frage ein bißchen nachzudenken. Dabei handelt es sich nicht darum, wer vornehmer ist, Hebräisch oder Jüdisch, und welcher von den beiden Sprachen die größere Ehre gebührt. Niemand geht darauf aus, die hebräishe Sprache zu verletzen. Jeder anerkennt ihre heilige Schönheit, ihre furchtbare Kraft und ihre ewige Bedeutung für unser Volk. Es geht hier nur darum, daß die Mehrheit unseres Volkes, die jüdischesten Juden, nicht eine der stärksten, der lebendigsten, der wirklichsten Kräfte verliere, die ein Volk in seinem nationalen Lebenskampfe nötig hat: Die Sprache, die es spricht und die eine mächtige Tatsache in seinem Munde ist....

Aber die kleinen Achad-haamlein prophezeien. Sie wissen es bestimmt, das der „Jargon" im Sterben liegt. Gut! Doch warum freuen sie sich so darüber? Weil noch ein Stückchen jüdisches Leben stirbt, noch ein Stückchen Ackerboden, aus welchem vielleicht ein Stückchen jüdischer Zukunft hervorwachsen könnte? Warum jubeln sie so, daß statt jüdischer Juden mit jüdischen Seelen und jüdischen Kulturgrundlagen, immmer mehr Dämmerungsgestalten hervorkommen, von denen man nicht weiß, wo der Jude anfängt und wo der Nichtjude aufhört...? Törichte Träumer: Sie öffnen überall hebräische Schulen und bedrohen sie selbst. Sie sehen nicht, daß in derselben Zeit, in der man hundert hebräische Schüler aufpäppelt, auf der anderen Seite tausende entjudete jüdische Kinder aufwachsen. Sie lieben Hebräisch und richten es selbst mit ihren Übertreibungen und mit

ihrem „maskilischen“, unbewußt assimilatorischen Haß gegen Jüdisch zugrunde...

Der „Jargon“ stirbt, sagen sie. Vielleicht haben sie Recht, und dann würde es mich gar nicht wundern. Wie sollte er auch nicht sterben, wenn selbst die „nationale Bewegung“ so viele Jahrzehnte seinen Wert für das jüdische Volk nicht erkannte. Und wie hätte sie ihn erkennen sollen, wenn sie auf eine sozusagen nationale Intelligenz angewiesen war und ist — auf eine Intelligenz, in der noch der alte „maskilisch“ assimilatorische Geist lebt und die ihren ererbten Haß gegen den „Jargon“ (auch der Name ist ererbt) ins Volk trägt?

Allein, ist es denn so sicher, daß die nationale Bewegung immer auf diese Intelligenz mit ihrer traurigen Erbschaft angewiesen sein wird? Vielleicht war alles, was bis jetzt war, eine Vorhalle, durch welche wir durchgehen mußten, und vielleicht fängt die nationale Bewegung erst an. Vielleicht muß die nationale Intelligenz erst geboren werden. Und wenn wir um uns schauen, sehen wir denn nicht tatsächlich die ersten Anzeichen einer großen Umwälzung? Sammelt sich nicht wirklich in den besseren Köpfen und Herzen der sozusagen nationalen Intelligenz eine Art Verzweiflung und eine furchtbare Sehnsucht, aus ihrem innerlichsten Golus erlöst zu werden? Und jene Intelligenten wiederum, die aus den Geschiweß und Bute-midruschim oder überhaupt aus gut jüdischem Milieu kommen und bis heute ihren Kameraden, den „Datschen“, assimilatorischen oder quasi-nationalen, blind vertrauten, — vertrauen sie ihnen nicht von Tag zu Tag weniger? Suchen sie nicht von Tag zu Tag mehr ihre eigenen Wege?

Wenn dem aber so ist, dann braucht die jüdische Sprache nicht zu fürchten. Auch die politischen und ökonomischen Verhältnisse werden ihr nichts anhaben können. Sie können vielleicht einer neuen Sprache schaden, die sich erst bilden soll; aber über eine Sprache, die fertig ist im Munde des Volkes und von diesem geliebt wird, haben sie gar keine Gewalt.

Ich weiß, daß es viele gibt, die sich freuen, weil man schon so lange nichts von den „Jüdischisten“ hört, und insbesondere, weil die zweite Sprachkonferenz nicht just nach einem Jahre

einberufen wurde. Sie mögen sich freuen. Die jüdische Sprachbewegung wird an ihrer Freude nicht sterben und lebt nicht von Konferenzen. Das wußte ich schon damals, als ich die Freunde der jüdischen Sprache nach Czernowitz einlud. Und ist denn möglich, daß ich es nicht wußte? Grade ich, der ich seit jeher immer und immer wiederhole, daß nichts durchgeführt werden kann, was nicht auf dem Wege der Entwicklung liegt, daß wir nur das fördern können, was sich schafft, niemals aber nach unserer Laune selber schaffen können. Deshalb wollte auch die Konferenz nur fördern. Wenn sie aber vielleicht nicht genug förderte, wird es die zweite desto mehr tun. Sollte diese aber nicht so rasch einberufen werden, wird man andere Mittel finden. Ich habe da viel Zuversicht und gar keine Sorge.... Warum ich aber so still geworden bin?

Erstens hat man ja manchmal eigene Schmerzen, so daß man für die Allgemeinheit nicht so viel leisten kann, wie man gerne wollte. Zweitens ist, wie ich glaube, hier in Galizien wieder eine Zeit des Wartens gekommen. Eine solche Zeit war schon einmal da. Damals war ich auch unter den Wartenden: Nicht unter denjenigen, die da warteten, daß im nächsten Augenblicke der „Charter" vom Himmel fallen werde, sondern unter denjenigen, die darauf warteten, daß sich die Menschen ein wenig aus ihrem Traume aufraffen. Damals hatte ich oft gute Lust, warnend auszurufen: Verliert keine Zeit mit leeren Träumen, arbeitet lieber, plagt euch, lasset keine einzige Gelegenheit vorüber, eurem unglücklichen Volke zu helfen. Wollt Ihr just Zion, zieht's euch nach dem Lande Israels — nun so arbeitet dort. Warum steht ihr mit verschränkten Armen da und wartet auf den papierenen Messias, den Charter? Es ist offenbar eine Strafe, die euch traf, daß ihr eure törichte Methode des Nichtstuns auf euer eigenes Ideal übertragen müsset. Wollt ihr denn wirklich, daß man euch Palästina auf dem Präsentierteller bringe? Macht euch lieber auf die Beine und geht hin, um zu arbeiten! Erarbeitet euch das kleinste Stück Erde, das kleinste Stück Zukunft! Die Hindernisse seien zu stark. Gewiß, weil ihr zu schwach, zu untüchtig, weil ihr nicht seid wie die anderen Völker, die die Arbeit, die sie zu leisten haben, unter Generationen verteilen und eine ganze

Generation oder mehrere zu einer kleinen Teilarbeit stellen. Ihr habt keine Geduld, keine Ausdauer. Das ist euer Unglück. Darum zerstört ihr euch selbst die Zukunft, die ihr euch im Lande Israels erkoren habt, ebenso wie ihr die Gegenwart, das Leben in den Ländern, in welchen wir uns befinden, selbst von euch warfet. Jammerseelen („farwejnte neshumes“) seid ihr, und für Jammerseelen gibts keinen Sieg — nirgends, wohin sie sich auch wenden mögen...

Oft wandelte mich die Lust an, so zu sprechen. Oft hatte ich schon den Mund geöffnet und einige Worte gesagt, verstummte aber wieder bald, weil das Reden geradezu lebensgefährlich war. Kaum mir ein Wort entschlüpft, erhob sich schon Gesamt - Israel, um den Ketzer zu steinigen. Da faßte ich den Entschluß, seitwärts zu treten. Ich sah ein, daß da nichts zu machen und daß es das Klügste sei, die Wolke vorbeiziehen und sich ausregnen zu lassen. Vielleicht kommen sie dann von selbst zu sich, werden ernüchtert, überlegen sich, erkennen, woran sie sind, daß die Erlösung also doch nicht binnen vierundzwanzig Stunden kam..... So war es damals und so wird es, glaube ich, wieder sein.

Wozu ihnen sagen, daß das jüdische Volk bei seinen geistigen Schätzen und bei seiner alten, großen, heiligen Sprache nur dann bleiben kann, wenn es nicht just aus ihr etwas machen will, was sie hier niemals werden kann? Wozu ihnen sagen, daß das jüdische Volk seine kulturelle Entwicklung nicht in die Luft bauen darf, daß die frischen Kräfte, die wir in der letzten Zeit an den Assimilanten wahrnehmen, daher rühren, daß der jüdische Nationalismus bisher nicht die Frage beantwortete, wie der jüdischen Allgemeinheit und dem jüdischen Einzelnen jüdisches Leben mit jüdischen Bräuchen, jüdischen Gefühlen, jüdischen Werken und jüdischer Kunst zu sichern sind? Wozu ihnen sagen, daß man dazu die jüdische Sprache nötig hat, jene Sprache, die von dem größten Teile unseres Volkes, von den jüdischesten Juden gesprochen wird, in der und mit der sie leben, in der sich die jüdische Seele ein warmes Nest ausbettete. Wozu ihnen sagen, daß sie mit Jüdisch im Munde niemals Hebräisch vergessen werden?... Sie wollen ja nicht hören. Sie sind ja

wieder ganz aufgeregt. Eine solche Ketzerei! Der Bann wird wieder ausgesprochen, der große oder der kleine, wie's gerade kommt und wem's gerade zugedacht ist... Na, so wartet man halt wieder ein bißchen. Schließlich wird wieder die Zeit kommen, da sie erkennen werden, woran sie sind und daß es ein Irrtum war, auf das Wunder hebräischen S p r e c h e n s (notabene im Golus!) zu warten und inzwischen das jüdische Volk sich selbst entfremden, zerfallen zu lassen.

Zum Sprachenstreit

Eine Entgegnung an Achad haam.*)

„Wenn die nationale Sprache stirbt, dan stirbt der Geist der Nation mit ihr. Und es gibt keine Rettung für ihn. Im nationalen Leben gilt die zweite Ehe**) nicht."

So sagt Achad haam und es ist klar, daß er, um diese seine lapidaren Sätze auf das jüdische Volk, bezw. auf Hebräisch und Jüdisch anwenden zu können, von der Annahme ausgehen muß, daß Hebräisch Funktionen einer lebenden nationalen Sprache erfüllt. Diese Annahme bedingt aber wieder notwendigerweise eine eigenartige Theorie von dem Wesen der nationalen Sprache:

„Nationale Sprache", sagt er, „heißt nicht einfach die Sprache, in welcher die Mitglieder der Nation sprechen. Die Deutschen, die Franzosen, die Engländer, die Italiener — jede einzelne dieser Nationen, welche die Banner der Kultur in unserer Zeit tragen, weist dem gesprochenen Werte nach so und so viele Sprachen auf, die sich zuweilen von der nationalen Sprache so weit entfernen,

*) Siehe „Haschilojach", Februarnummer dieses Jahres, Artikel „Riw leschojnojß" (Sprachenstreit). — Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, daß meine Schrift „Achad haam, ein Denker und Kämpfer der jüdischen Renaissance" nur deshalb nicht in diese Sammlung aufgenommen wurde, weil dem Verlagsrechte des „Jüdischen Verlages" in Köln entgegenstanden. (Die Schrift enthält eine objektive Entwicklung des Achad-haamschen Systems und hatte seinerzeit den Zweck, dem Westen die geistige Bedeutung des von Nordau in brüsker Weise herabgesetzten Achad haam vorzuführen.)

**) Im Original heißt es „siwug schejni", was kräftiger ist, aber ins Deutsche nicht genau übertragen werden kann.

daß diese von der Masse des Volkes, die sie nicht von Lehrern und aus Büchern gelernt hat, überhaupt nicht verstanden wird. Denn damit eine Sprache die Stufe einer nationalen Sprache erreicht, genügt es nicht, daß sie „Muttersprache“ ist. Es ist vielmehr nötig, daß sie zugleich auch*) den geistigen Schatz der Nation, wie er sich von Generationen her aufgespeichert hat, enthalte.“

„Zugleich auch“?... Achad haam scheint zu vergessen, daß er uns einige Worte vorher von Massen erzählte, die ihre nationale Sprache nicht verstehen... So gehört also das Mutterspracheseinund Gesprochenwerden doch zum Inventar der nationalen Sprache? Ja, wie darf er dann aber diese Momente in Hinsicht auf das Hebräische vernachlässigen? Sollte es ihm im Grunde weniger darum zu tun sein, der seit Jahrtausenden stummen hebräischen Sprache die Qualität der nationalen Sprache zuzuerkennen als sie dem Jüdischen abzuerkennen! Dafür spräche auch der Spott, mit dem er diejenigen überschüttet, die von zwei nationalen Sprachen reden:

„Es kommen auch Friedensjäger und machen eine Konzession: Sollen es zwei nationale Sprachen zugleich sein! Nur kein Streit zwischen Brüdern!... Öffnet die Bücher der Geschichte aller Völker und sucht gut nach, ob ihr eine wunderbare Erscheinung wie diese findet.“

Das sagt derselbe Mann, der jedem Ziegelsteine seines geistvollen Gedankengebäudes die Worte einbrennt: Gedenket, daß unser Schicksal nicht dem anderer Völker gleicht. Er sagt es in einem Artikel, der selbst unter dem Zeichen dieser geschichtlichen Inkongruenz steht und in welchem er sichtlich bemüht ist, ihr gerecht zu werden. Man lese z. B. nur die Worte: „Gewiß, es ist jetzt eine Periode des Niederganges für unsere nationale Literatur. Aber das ist eben das Los einer Nation, die von der Wohlmeinung anderer abhängt. Es gibt für ihre Entwicklung keinen geraden Weg, sondern nur Sprünge, plötzliche Aufstiege und Stürze, auf Grund äußerer Anstöße.“

Und noch mehr: Achad haam wagt den Ruf nach geschichtlicher Analogie gerade auf einem Gebiete, auf dem er selbst mit

*) Im Originale sind diese zwei Wörter („im seh“) nicht gesperrt gedruckt.

der denkbar größten Ausnahme von der geschichtlichen Norm operiert; wagt es angesichts der einzigen stummen unter tausenden gesprochenen Sprachen, der er die Würde einer nationalen Sprache verleiht.

Denn das, was er uns über die deutschen, französischen, englischen und italienischen Massen erzählt, daß sie jede eine ganze Reihe verschiedener Sprachen sprechen und ihre Nationalsprachen selbst gar nicht verstehen, wird er doch hoffentlich selbst nicht als ein ernstliches Seitenstück zu dem Nichtgesprochenwerden der hebräischen Nationalsprache ausgeben wollen. Gewiß gibt es Differenzen zwischen dem sogenannten Schriftdeutsch z. B. und den deutschen Volksdialekten. Aber zunächst wird doch Schriftdeutsch von Millionen Deutschen gesprochen und von fast dem ganzen Reste des Volkes zumindest verstanden. Und dann sind Dialekte gar nicht Produkte und Eigentum speziell der Massen, sonder des ganzen Volkes in seiner stammlichen und landsmannschaftlichen Mannigfaltigkeit und die Massen sind nur diejenigen, an welchen wegen ihrer Ursprünglichkeit die verschiedenen stammlichen und landschaftlichen Tonfarben der Rede zum stärksten Ausdruck kommen. Mit anderen Worten ausgedrückt: Dialekte sind nichts weniger als besondere Sprachen, die etwa ein von der Hauptsprache abgetrenntes Dasein führen, vielmehr Erscheinungsformen eines und desselben Sprachlebens. Und es ist daher vollkommen verfehlt, von dialektsprechenden Massen auszusagen, daß sie ihre eigene nationale Sprache nicht verstehen.*)

*) Als auf eine besondere Stütze seiner Dialekttheorie weist Achad haam auf das Holländische hin. Eigentlich ein deutscher Dialekt, sei es in den Niederlanden doch eine eigene unabhängige Sprache geworden, weil es eben den geistigen Schatz des niederländischen Volkes in sich berge. Andererseits halten jene Deutschen, welche einen dem Holländischen nahen Dialekt sprechen, doch nicht Holländisch, sondern das in den Schulen gelehrte Deutsch, das ihre nationalen Ideale in sich fasse, für ihre nationale Sprache. — Darauf ist zu bemerken: Daß ein deutscher Dialekt infolge geschichtlicher Entwicklung auf einem Teile seines Sprachgebietes das unabhängige Holländisch werden konnte, ist ein Stück Beweis für die Unabhängigkeit des Jüdischen vom Deutschen. Daß aber auf der andern Seite Deutsche, die einen dem Holländischen ähnlichen Dialekt sprechen, doch Deutsch als ihre Nationalsprache betrachten, ist durchaus kein Beweis für die Unabhängigkeit des Dialektes von der Nationalsprache. Es sieht nur vorübergehend danach aus, weil eben Holländer und Holländerähnliche Deutsche erst am Anfange ihrer nationalen und sprachlichen Entfremdung stehen. Aber in Wirklichkeit unterstehen sie schon der Anziehung

Damit aber bliebe Hebräisch wirklich das einzige Beispiel elner nationalen Sprache, die von fast ihrem ganzen Volke nicht verstanden und vom ganzen nicht gesprochen wird. Und es würde damit eine so starke Abweichung von der Regel darstellen, daß man schon deshalb auch vor andern starken Abweichungen im sprachlichen Entwicklungsgang des jüdischen Volkes, vor allem vor der Zwiesprachigkeit, nicht gar so erschrecken brauchte.

Nun ist es ja sicherlich nicht möglich, daß ein Volk (in den gleichen Gruppen) gleichzeitig zwei Sprachen als seine Sprachen spricht, weil es eben nicht möglich ist, daß es für den ganzen Konnex seiner nationalen und geistigen Beziehungen gleichzeitig ein doppeltes Ausdruckssystem entwickelte. Dies könnte nur bewußt geschehen und Sprachen entstehen eben nicht bewußt, sondern durch das automatische Zusammenwirken aller Mitglieder der Sprachgruppe.

Dagegen ist folgendes ganz gut denkbar: Ein Volk büßt den mündlichen Gebrauch seines Ausdrucksystems, das es selbst einmal entwickelt hat, durch irgendwelche innere oder äußere Ursachen ein. Statt aber, wie dies sonst der Fall ist, mangels des Sprachkittes den tatsächlichen Zusammenhang und damit die nationale Gemeinschaft zu verlieren, bleibt es wie durch ein Wunder bestehen. Das Wunder ist ein Religionssystem von unglaublicher national-konservierender und disziplinierender Kraft. Die alte Sprache, die bereits ungeheure geistige Schätze aufgestapelt hat, ordnet sich diesem Wunder unter und behält dadurch eine wichtige nationale Stellung. Aber sie kann nicht verhindern, daß sich in dem merkwüdigen Volke, das nun ohne eigene gesprochene Sprache dasteht, der Sprachbildungstrieb immer und immer wieder regt. Der Trieb setzt natürlich den Notwendig-

---

zweier getrennter Kultur- und Sprachzentren. Ihre Entwicklungstendenzen laufen auseinander. Und man kann daher mit vollem Rechte behaupten, daß die deutsche Gruppe, trotzdem sie mit den Holländern sprachverwandter ist als mit den meisten andern Deutschen, einen in die deutsche Sprache inbegriffenen deutschen Dialekt spricht. — Ob nicht später einmal politische oder kulturelle Ereignisse eintreten, die Holländertum und Deutschtum im letzteren wieder vereinigen, oder im Gegenteile auch die holländerähnlichen Deutschen zum Holländertum überführen, oder aus ersteren oder gar aus beiden eine neue dritte Nation schaffen, — kann man natürlich nicht wissen. Sie wären jedenfalls auch Bestätigungen dafür, daß unabhängige, in die nationale Hauptsprache nicht inbegriffene Dialekte nicht möglich sind.

digkeiten des Lebens folgend, an dem Materiale an, das ihm die von dem Volke unseres Beispieles vorderhand mitgesprochenen Sprachen seiner Umgebung bieten. Unter ungünstigen Umständen kann die neue Bildung im Keime ersticken, oder als Zwerg durch ein längeres oder kürzeres Jammerdasein schreiten. Unter günstigen Umständen aber kann es eine neue Sprache werden, eine neue nationale Sprache.*) Und das Volk steht dann plötzlich mit zwei nationalen Sprachen vor uns, einer alten, die national ist, weil sie ein fertiges nationales Gut allerersten Ranges darstellt. Und einer zweiten neuen, die Nationalsprache in normalem Sinne ist — d. h. ein Quell sprudelnden Lebens, der aus den Tiefen der lebendigen, ewig sich gestaltenden Volksseele hervorbricht und damit zugleich eine geistige Kommunikation zwischen allen Gliedern des Volkes schafft, auf daß sie sich erreichbar bleiben und einander nicht verlieren.

Doch wozu weiter nur, wie von möglichen Vergängen, Entwicklungen und Ergebnissen sprechen? Ist doch wenigstens in einem Falle aus der Möglichkeit Wirklichkeit geworden. Oder übernahm nicht nach dem Schwinden des Hebräischen, bzw. Aramäischen aus dem Munde des jüdischen Volkes die Lehre Mosis in ihrer rabbinischen Fortentwicklung ganz allein die Funktion, das Volk zusammenzuhalten? Erhielt sich nicht die hebräische Sprache, weil sie der religiösen Organisation diente und nicht im Zustande unentwickelter Kindheit, sondern voller früchtereifer Entwicklung verstummt war? Und wie wäre das immer neue Auftauchen von Mischsprachen anders zu erklären, als eine immer wieder hervorkeimende Auflehnung des lebendigen Sprachtriebes gegen die dem Volke vom Schicksal aufgezwungene Sprachlosigkeit? Und ist es wirklich so leicht möglich, insbesondere unserem heutigen Jüdisch die volle Funktion einer nationalen Sprache abzusprechen?**)

*) Eine Sprache und kein „Jargon". Ebensowenig wie z. B. die Mischsprachen Englisch und Französisch „Jargone" sind. Denn für die Klassifizierung einer Sprache kann es doch gleichgiltig sein, ob sie von einem ausnahmsweise trotz Sprachenverlustes erhalten gebliebenen Volke gebildet wird, oder ihre Bildung der Regel nach mit der Entstehung einer neuen Nation zusammenfällt.

**) Daß sie es nicht für alle Juden der Welt ist, ist richtig. Aber es ist auch richtig, daß die jüdische Nationalitätsqualität der nicht jüdisch-

Nun, Achad haam bringt es fertig. Aber nur dadurch, daß er aus dem Wesensbestande der nationalen Sprache im üblichen Sinne dieses Wortes das wesentlichste, das notorischeste, das realste Stück: Das lebendige Gesprochenwerden, herausschneidet und nur das andere Stück (auch ganz eigenartig zugestutzt, wie wir sehen werden), den Kulturgehalt, bestehen läßt. Wäre er nicht der eigensinnige Gedankendiktator, als den wir ihn kennen — es bliebe nichts übrig, als sich an den Kopf zu greifen. Man denke nur: Seit tausenden und abertausenden Jahren wohnen hunderte und aberhunderte Nationen auf der Welt. Und noch niemals hat es eine gegeben die sich eine eigene Sprache schuf und doch nicht ihren Geist hineinlegte. Nun soll plötzlich das jüdische Volk dieses Kunststück treffen!

Und Achad haam könnte sich da, auch wenn er wollte, nicht etwa auf das jüdische Ausnahmsschicksal, an das er eben erst erinnert werden mußte, berufen. Denn Ausnahmen gibt es nur von der Regel, niemals aber von der Notwendigkeit. Wenn der Tod einer Sprache als gesprochener auch den Tod des Volkes nach sich zieht und damit der Sprache jede Möglichkeit benommen wird, irgendwie mit dem Leben in Verbindung zu bleiben — so ist das Regel. Wenn sich dann auch einmal eine andere Kraft findet, welche die zusammenhaltende der Sprache ersetzt, infolgedessen das Volk erhält und so auch ein Weiterleben der Sprache nach ihrem Verstummen ermöglicht — so ist das eine Ausnahme. Wenn jedoch ein Volk seine eigene Sprache bildet, so ist in dieser Bildung die Entwicklung des eigenen Geistes und der Niederschlag dieses Geistes in der Sprache notwendigerweise mitinbegriffen. Da gibt es also keine Regel und keine Ausnahme. Das muß so und kann nicht anders sein — gerade so wie aus einem Stück Gold, das man ringförmig schmiedet, ausnahmslos nur ein Ring und nichts anderes werden kann und wird.

---

sprechenden jüdischen Gruppen — sie machen ungefähr ein Viertel des jüdischen Volkes aus — eine blasse, mattere, sozusagen eine theoretische ist. Für die schwachen nationalen Funktionen der jüdischen Gemeinschaft, die sich bei Hinzuziehung der nicht jüdisch sprechenden Juden ergibt, reicht die hebräische Sprache hin. Ich möchte aber so nebenbei erwähnen, daß diese repräsentative Aufgabe des Hebräischen gegenüber seiner großen Kulturbedeutung verschwindet.

Im übrigen wird hier Achad haam wohl kaum die Einwendung der Ausnahme erheben, denn er scheint an das geistige Wesensmoment im Begriffe der Nationalsprache ganz andere Ansprüche zu stellen als hier bisher sich offenbarten. Für ihn ist Kultur im tiefsten Wesen nicht das Werdende, sondern das Gewordene, nicht das Sprießende und Reifende, sondern das Reife. Für ihn fängt Kultur erst bei den letzten großen Ergebnissen an. Kam es aus irgendwelchem Grunde nicht oder noch nicht zu solchen, dann gibt's für ihn nichts mehr zu suchen. Denn die paar erreichten Meilensteine — was gibt es an ihnen zu sehen? Und die Voraussetzung aller Kultur, die Kraft lebendiger Eigenart, die Volk und Sprache so weit getrieben hat und unter günstigen Verhältnissen weiter treibt, die sieht er nicht.

Konsequenterweise sollte er dann eigentlich allen lebenden Sprachen — auch wenn sie schon die größten geistigen Schätze aufgespeichert haben — sein Placet als Nationalsprachen versagen. Denn mit ihren unabgeschlossenen Entwicklungen lassen sie ja doch nicht jenes absolute und verläßliche Werturteil zu, das man dem Fertigen gegenüber hat. Und sahen wir ihn denn nicht wirklich unbewußt einen großen Schritt auf dem Wege dieser Konsequenz machen? Denn was ist die von ihm beliebte Losreißung der Dialekte von der Sprache, deren verschiedene Erscheinungsformen sie sind, anderes, als die Bagatellisierung der wirklichen lebendigen nationalen Kulturkraft der Sprache und das Bestreben, aus der Schriftsprache eine wenn auch noch nicht abgeschlossene, so doch nur für artige Besucher zugängliche Schatzkammer zu machen?

Nur, wer sich dermaßen in die Idee verliebt hat, daß Lebensentrücktheit direkt zu den Wesensmomenten einer nationalen Sprache gehört, kann Worte, wie die folgenden, niederschreiben: „Nicht der Jargon hat unsere nationale Sprache aus dem Munde unseres Volkes getilgt. Ganz andere Tilger waren es, die schon vor Jahrtausenden über sie kamen. Nein, darum, weil unsere natürliche, unsere Wesenssprache aus unserem Munde getilgt wurde, konnten unter uns eine Menge von Sprachen und alle Arten von Jargonen, diesen eingeschlossen, unter uns Platz greifen. Aber keine Spache konnte i n u n s e r e r S e e l e W u r z e l

schlagen. Eine Sprache geht, die andere kommt, ganz nach den Bedürfnissen des Augenblicks. Wir bedienen uns aller, aber alle sind uns fremd und es ist uns gleichgiltig, welche heute herrscht und welche morgen herrschen wird. Die nationale Sprache hat keinen Schaden und zieht keinen Nutzen aus diesem Wechsel. Sie kann mit ihnen in ihren Grenzen nicht konkurrieren und eben deshalb können auch sie es nicht mit ihr in ihren Grenzen."

Man beachtet da vor allem die Gleichsetzung von „Jargonen" und anderen von den Juden gesprochenen Sprachen, in ihrem Verhältnis zum Hebräischen. Wer wird sich auch um den kleinen Unterschied kümmern, ob die Juden irgendwo und irgendwann aus irgendwelchen fremden Sprachen „Jargone" gemacht haben oder nicht? Wer wird von dem bißchen jüdischer Seele, die in der einen Reihe der Fälle verarbeitet wurde, so viel Aufhebens machen?

Und dann — „Jargone"! Dieser Plural, dem die Rolle eines Superlativs zugedacht ist, dieser Schlag, der unser armes Jüdisch um allen Kredit bringen soll: Was, du willst dich über die andern „Jargone" erheben und bist doch nicht mehr als sie...

Das ist aber eben die Frage. Gewiß ist die jüdische Sprache ihrer Entstehungsursache, der Psychologie ihres Werdens nach, nicht besser als die andern „Jargone". Und insoferne sind auch diese nicht schlechter als sie. Wenn es eine Schande ist, ein unumstößliches Zeugnis für die ewig sich verjüngende Kulturkraft des jüdischen Volkes zu sein, dann nehmen auch sie Anteil an dieser Schande. Und können stolz darauf sein. Ganz so wie Jüdisch!

Doch der Vergleich braucht nicht bei der Entstehungsursache stehen zu bleiben. Er kann sich auf den kulturellen Tiefgang der Sprache, auf den Erfolg beziehen. Dann aber können mit einer einzigen Ausnahme, die uns hier noch beschäftigen soll, die anderen Mischsprachen den Vergleich mit Jüdisch nicht aushalten, und ihre mangelhafte Weiterbildung, der Umstand, daß sie nicht einmal die Schwelle der Literatur überschritten — können kein Beweis sein, daß auch das vom Schicksal ganz anders begünstigte Jüdisch nicht weiter kommen konnte. In der Tat liegt ja auch seine machtvolle Entwicklung vor aller Augen so klar und offen zu Tage, daß man billige Vergleiche mit rudimentären Idiomen für unmöglich halten sollte.

Doch Achad haam macht das Unmögliche möglich. Wie er überhaupt über Jüdisch denkt, verrät er am besten in einem Satze, in dem er sich sogar einigermaßen bemüht, dem „Jargon" gerecht zu werden. Indem er gegen die „grundlose Furcht" der Hebraisten vor der „jargonischen Bewegung" polemisiert, sie tadelt, daß sie die „jargonische Literatur" hassen und um ihren Erfolg (in Anführungszeichen!) beneiden — sagt er: „Viele Zehntausende von den Massen unseres Volkes können in keiner andern Sprache lesen als in dem ihnen geläufigen Jargon. Soll es ihnen deshalb versagt sein, aus ihrer Finsternis herauszukommen und ihr Wissen sowie die Grenzen ihres Erkennens zu erweitern?" Und ferner: „Ich sehe keinen Anlaß zur „Angst vor dem Jargon". Sie sollen nur gute Bücher im Jargon schreiben. Das Volk soll sie lesen und sein Wissen bereichern."

Nach diesen Worten zu schließen, findet Achad haam die Bedeutung der Literatur in jüdischer Sprache einzig und allein in den Heftchen geschickter Popularisatoren, nicht aber etwa in den Werken der schönen Literatur. Ausdrücklich spricht er von Bereicherung des Wissens, nicht der Seele. Und jedenfalls isf es bezeichnende Tatsache, daß er in einer Abrechnung mit Jüdisch nicht Anlaß und Gelegenheit findet, zu den hervorragenden zeitgenössischen Dichtern in jüdischer Sprache Stellung zu nehmen, sondern durch ihr Leben und Schaffen einen selbstherrlichen, dicken Strich zieht.

Nur zwei Bücher, die einigermaßen mit schöner Literatur in Verbindung stehen, finden Gnade der Erwähnung in seinen Augen. Eine Anmerkung ist es, in der er sie behandelt — eine Anmerkung, mit der er sich, wie mir däucht, kein Ruhmesdenkmal gesetzt hat.

Man höre, um was es sich handelt: Herr Bernstein aus Warschau hat eine Monographie über Liebessprichwörter als Material für eine jüdische Ethnographie verfaßt. Ein Exemplar dieser Schrift, die nicht zum Verkauf bestimmt sein soll, ist Achad haam in die Hand gekommen und nachdem er sie gelesen hat, ruft er aus: Wer dieses Heft zu Gesichte bekommt, „wird verstehen, wer dies „Volk" war, das seinen „Geist" im Jargon in „Schöpfungen" dieser Art, die bei allen Völkern als Frucht

des nationalen Geistes im allgemeinen gelten, offenbarte. Solche krasse Sprüche, vor denen selbst ein Emanuel der Römer seine Ohren verstopfen müßte, können unmöglich vom Geiste des Volkes Israel in seiner nationalen Sprache aufbewahrt werden."

Ich habe die Schrift, auf die sich Achad haam hier beruft, nicht gelesen und weiß daher nicht, ob sein Urteil über die Beschaffenheit der dort gesammelten Sprüche richtig ist, ob sie vielleicht nur derb oder wirklich so schamlos sind, wie er andeutet. Ich will jedoch annehmen, daß er Recht hat und mich dabei vorbehaltlos seiner stillschweigenden Meinung anschließen, daß die Zote ein schmutziger Auswuchs menschlichen Geisteslebens ist — gleichgiltig, ob sie ursprünglicher Roheit oder dem Raffinement der Dekadenz entstammt. Aber leiden denn die andern Völker weniger an diesem Auswuchs als das jüdische Volk? Kann sich auch nur einziges von ihnen rühmen, stets die Straße geschichtlicher Sauberkeit gewandelt zu sein und nicht Material in Hülle und Fülle für Sammlungen zu haben, wie die sein soll, die Achad haam einen so ausgiebigen Schrecken eingejagt hat? Und wenn trotzdem niemand ihre seelische Physiognomien und Richtungen verdächtigt, niemand ihre gesunde, ernste und adelige Erotik übersieht — niemand, auch Achad haam nicht — warum hält er es mit den Juden anders? Warum läßt er sich durch die fragliche Sammlung verleiten, die vielen zweifellos reinen Aussprüche über das Verhältnis der Geschlechter, die im jüdischen Volk gangbar sind, zu überhören? Warum stellt er sich taub gegen die vielen feinen und gemütstiefen Liebesgedichte, die gerade die neue jüdische Literatur geschaffen hat?.... Warum verdächtigt er gerade die Gesamtphysiognomie, die Volksseele des jüdisch sprechenden jüdischen Volkes?

Ach ja, er unterscheidet zwischen dem Geiste dieses „Volkes" (das er mit Anführungszeichen versieht) und dem „Geiste des Volkes Israel in seiner nationalen Sprache." Nur auf dem ersteren lastet sein Groll, der letztere, meint er, ist solcher schmählicher Dinge nicht fähig. Und er hat sozusagen Recht damit. Denn wie sollte auch das jüdische Volk in hebräischer Sprache noch irren und abirren können, da es auch die breite Heerstraße seines Lebens nicht mehr in ihr wandelt? Aber wie würde es sein,

wenn Hebräisch wieder gesprochen würde? Wie war es damals, als es noch gesprochen wurde? Ist Achad haam wirklich so naiv, zu glauben, daß im Altertum gar keine hebräisch sprechenden Schweinkerle herumgelaufen sind? Sind sie denn nicht in der Bibel angedeutet? Wo ist also damals der „Geist des Volkes Israel in seiner nationalen Sprache" geblieben?

Achad haam geht bei seiner Gegenüberstellung von Hebräisch und Jüdisch und bei der mehr als ungerechten Verteilung von Licht und Schatten zwischen ihnen wahrscheinlich von dem Widerspruch aus, der zwischen dem innerstem, geistigsten Sinne eines Volkes und seinen jeweiligen Verkörperungen besteht. Aber er verkennt die wahre Bedeutung dieses Widerspruchs. Er sieht nicht, daß sich in ihm eigentlich nur e i n e Wirklichkeit mit zwei Seiten darstellt — einer äußern, formalen, realen und einer innern, inhaltlichen, idealen. Und darum merkt er auch nicht, daß der fragliche Widerspruch in der hebräischen Epoche des jüdischen Volkes ebenso vorhanden war, wie heute, daß der damaligen Wirklichkeit nicht die äußere, formale, reale Seite fehlte und daß die heutige nicht der andern, innern, inhaltlichen, idealen ermangelt. Darum begreift er nicht, daß die Richtungslinie des jüdischen Geistes weiter durch des Volkes Leben läuft, sondern zeichnet sie irgendwo ins Leere, wo es gar kein jüdisches Volk gibt. Und thront dort „oben" auf eingebildeter, aristokratischer Höhe, nicht verstehend, daß erst „unten" die vornehmen und pöbelhaften Instinkte ihren ewigen Kampf mit einander führen.

Übrigens dürften die Liebessprichwörter, über die sich Achad haam so sehr aufhält, kaum wirklich so schlimm sein, wie er uns erzählt. Der Sammler müßte sich dann die Mühe genommen haben, gerade das Schlimmste, was auf diesem Gebiete irgendwo bei rohen Menschen aufzulesen war, zu sammeln und zu veröffentlichen. Das ist aber kaum anzunehmen. Und andrerseits kennen wir doch auch ein wenig die jüdisch sprechenden Massen unseres Volkes, haben sie doch auch schon bei ihren nacktesten Redewendungen belauscht und wissen sehr gut, daß sie in diesen Dingen sicherlich nicht noch unter das Niveau der Massen anderer Völker gesunken sind, eher über demselben sich gehalten haben.

Die Wahrscheinlichkeit, daß sich Achad haam da geirrt haben müsse, steigert sich fast zur Gewißheit, wenn man sich das zweite

Stücklein ansieht, das er in der in derselben traurigen Anmerkung fertigbringt. Er spricht da von den in der Sammlung von Ginzburg und Marek veröffentlichten Volksliedern und nennt sie „Lieder, in welchen auch nicht ein Schatten von Poesie oder Gedanken vorhanden ist, vielmehr nur Gestammel. Sie sind Zeugen“, meint er, „daß das Volk im allgemeinen diese Sprache nicht für wert hielt, um wirklich sein Herz in ihr auszuschütten und sie zu einem Spiegel seines inneren Geistes zu machen.“

Die erste Wirkung dieser Worte auf mich war eine ungeheure Verblüffung. Zwar hatte ich auch die erwähnte Volksliedersammlung noch nicht zu Gesichte bekommen. Aber wie viele jüdische Volkslieder hatte ich nicht schon selbst gehört! Und ich kenne doch auch die moderne jüdische Kunstlyrik, die ja im letzten Grunde aus denselben Seelenquellen gespeist wird. Niemals aber hatte ich den Eindruck gehabt, daß hier lyrische Stimmung, Poesie, Gedanken fehlen. Speziell die Volkslieder hatten immer wie eine tröstliche Heilsbotschaft auf mich gewirkt, wenn ich nahe daran gewesen war, an meinem Volke und seiner nationalen Lebenskraft zu verzweifeln. Ein einziges jüdisches Volksliedchen konnte mich für die Fahnenflucht auf der einen und den Nationalismus der unfruchtbaren Konstruktionen und Programme auf der andern Seite entschädigen. Ich labte mich an seiner Innigkeit und sah, wie andere sich labten. Ich sah, wir die Leute aus dem Volke über den Alltag wuchsen, wie es in ihren Augen zu leuchten, um ihre Lippen zu lächeln oder zu zucken begann, wie sie vom Rythmus erfaßt wurden — wenn diese Lieder ertönten. Ich sah sich Menschen noch an den schalen Übersetzungen dieser Lieder erfreuen....

Übrigens bekam ich jetzt, wenn auch nicht das Ginzburg-Marieksche Buch selbst, so doch einen gegen Achad haam gerichteten Artikel darüber in die Hand. Der Artikel brachte auch einige Lieder aus der Sammlung und ich konnte mich nun erst recht überzeugen, wie unverantwortlich das Urteil Achad haam ist. Wenn die Sammlung wirklich kein weiteres Stück enthielte, das sich an Wert mit diesen Beispielen messen kann — der Kritiker behauptet, daß drei Viertel des Buches auf der gleichen Höhe stehen —, auch dann wäre Achad haam gerichtet. Denn schon

diese wenigen Liedchen hätten ihn belehren müssen, wenn er einer Belehrung zugänglich wäre. *)

Aus meiner Verblüffung ist Entrüstung geworden und ich frage mich: Wo nimmt er nur den Mut her, tausendfältig durch die Welt klingende Tatsachen in ihr Gegenteil zu verdrehen, dem heißen, weichen Lebensodem des Volkes seine eigene kalte, harte, sinnlose Leugnung entgegenzusetzen? Und wenn es ihn schon treibt, in Dingen mitzureden, die zu beurteilen ihm die Natur versagt hat — wo ist sein logisches Denken geblieben? Das hätte ihm doch sagen müssen, daß, wenn ein Volk von dem innern Reichtum des jüdischen Volkslieder schafft, doch unmöglich lauter poesie- und gedankenloses Zeug herauskommen kann.

Es liegt darin eigentlich auch eine schwere Beleidigung des jüdischen Volkes, so wie es ist und geworden ist. Und sie genügt ihm nicht einmal. Indem er von den sprachlichen Überläufern der noch nicht erledigten, aber niemals massengerecht

---

*) Ich will hier aufs Geratewohl zwei von den Liedchen anführen, die ich in dem oben erwähnten, jüngst im jüdischen Tagblatt „Unser Leben“ erschienenen Artikel las. Das erste lautet:

Wolt éch gewên a fejgele,
Wolt éch zín îm geflojgen,
Nichaj wolt er ouch gesên
Màne farwejnte ojgen! . . . .

Wolt éch gewên a fishele,
Wolt éch zín îm geschwímen.
As er sol wißen màn biter harz
Wolt er zí mir gekímen.

und das zweite:

In miten weg shtejt a bojm
In hot séch àngebojgen.
Fúrt a jíd kejn Erez-jißrúel
Mit farwejnte ojgen.
Got, màn got, got, màn got!
Lomir dawenen minche. —
Beshàß mir welen fúren kejn Erez-jißrúel,
Wet sàn a grojße ßimche!

Da soll keine Poesie, keine Stimmung, keine Gedanken darin sein? Ist man wirklich gegen solche rechthaberische Aburteilungen eines Mannes, der offenbar kein Poesiegefühl hat, schutzlos? Ich schlage allen Ernstes vor, aus den hervorragendsten Dichtern anderer Nationen ein Gericht zusammensetzen, dem man eine größere Anzahl von Liedern aus der Ginzburg-Marekschen Sammlung in verläßlicher Übersetzung vorzulegen hätte. Das soll uns dann sagen, was es von diesen Liedern hält. Ich bin überzengt daß das Urteil, wenngleich auf Grund der naturgemäß matteren Übersetzungen geschöpft, nicht Achad haam Recht geben wird.

gewordenen Assimilationscampagne ein Aufhebens macht, das sie nicht verdienen — wir kommen darauf noch zurück —, konstatiert er von den Ostjuden der früheren Generationen, die noch durchaus jüdisch sprachen, Folgendes: „Alle wußten und erkannten leicht, welche unsere nationale Sprache ist, mit der die Seele des Volkes mit Gefühlen der Liebe, der Ehre und des nationalen Stolzes verknüpft ist. In den Dingen des Alltags, im Hause und auf dem Markte bedienten sie sich der „geliehenen" Sprache. Aber ihr Hirn und ihr Herz, ihre heiligsten Gefühle, ihre Freude und ihren Kummer, ihre Tränen und Seufzer, alles, was in ihren Augen wert erschien, um es dem Gedächtnis zu überliefern, den kommenden Geschlechtern als Erbe zu hinterlassen — das alles führten sie in den Schatz der einzigen nationalen Sprache ein. Und auch die Frauen und Unwissenden (ame-huurez), denen es nicht gegönnt war, die nationale Sprache zu kennen und für die man „Tchineß" und Bibeln (ßifrej mikru) in der gesprochenen Sprache schrieb — auch sie wußten, daß diese Sprache nicht ihre nationale ist und erfüllten ihre Pflicht gegen die nationale Sprache, die sie nicht kannten, indem sie sich mit allen ihren Kräften bemühten, daß ihre Knaben sie kennen; und die andere Sprache, die sie kannten, hielten sie nur für ein Werkzeug und fühlten keine besondere Llebe für sie."

Jedes dieser Worte — die ihn übrigens bezeichnenderweise zu seiner eben besprochenen Anmerkung veranlaßten — ein echter Achad haam: Er hat nicht eine Ahnung davon, daß es auffällig ist, wenn eine Nationalsprache von den Massen des Volkes statt gesprochen, gewußt wird. Er geht an den Dingen des Alltags, am Hause und am Markte ebenso gleichgiltig vorüber, wie an der Frau mit den „Tchineß" und der „unwissenden" Masse und ahnt nicht, daß dort das Volk wohnt, daß dort die nationale Denk- und Fühlweise sich weiter entwickelt und fortpflanzt. Er denkt nicht daran, daß die seelische Plastik der Straße und des Hauses, der Massen und der Mütter, auch die gelehrsamen Bürger, die Träger der Traditionen, ummodelte. Er sieht nur die große nationale Geste, vergißt aber, daß sich das nationale Wesen eines Volkes weniger in dieser als in den tausend großen Kleinigkeiten des Alltagslebens und der „alltäglichen"

Seelenerhebungen und -heimsuchungen zeigt. Er begreift auch nicht, daß sich die normale Liebe eines Volkes zu seiner Sprache nicht in Liebeserklärungen, nicht in bewußten Geständnissen, wie sie ja nebenbei von den gebildeten Ständen abgegeben werden können, äußert, sondern im Leben selbst in unbewußten, fast unmerkbaren und doch leicht festzustellenden Vorgängen: In dem erleichterten Aufatmen, wenn man die Sprache nicht gebrauchen konnte und sie wieder sprechen darf, in der Freude am Spruche, in der Innigkeit, die man nur in ihr findet und erzeugt, in dem Gefühle des Heimischseins, das sie gewährt.

Das alles weiß er nicht und kommt so zu seinem Urteil, mit dem er die östlichen, jüdisch sprechenden Juden zu einem Haufen sinn- und herzloser Automaten erniedrigt. Denn was könnten sie sonst sein, wenn sie es wirklich fertig gebracht hätten, jahrhundertelange von Geschlecht zu Geschlecht, jedes Geschlecht von den ersten gestammelten Worten bis zum letzten Seufzer, eine Sprache mit sich mitzuschleppen und sie nicht zu lieben, nicht auch ihr besseres Teil, das Ewige in ihnen, ihr anzuvertrauen. Dann müßte man sich ja schämen, diesem Stamm anzugehören, der so viel starre, steinerne Lieblosigkeit in sich birgt. Und ist es denn nicht schon traurig genug, daß sich auch nur die Lehre von der Fremdheit und Ungeliebtheit des „Jargons" unter uns hervorwagen darf? Wer denkt da nicht unwillkürlich an das, was die modernsten unserer Feinde von dem Unheimlichen, von dem Unlebendigen, von dem Ausgerechneten, dem Konstruktiven in unserer Natur sagen? Wer bangt da nicht erschüttert, ob nicht vielleicht doch ein bißchen Wahrheit in diesem Vorwurf liegt?

Nach alle dem kann es nicht Wunder nehmen, wenn Achad haam seiner gütigen Erlaubnis, gute Bücher auch jüdisch zu schreiben, damit „das Volk sie lese und sein Wissen bereichere", die Worte anfügt: „Eine nationale Literatur werden sie damit nicht schaffen." Und man muß noch Gott dafür danken, daß er dieses herbe Urteil durch folgenden Ausspruch mildert: „Was geeignet ist, für die Zukunft erhalten zu werden, wird sich gerade so wie die arabisch und in anderen Sprachen geschriebenen Bücher in hebräischer Übersetzung erhalten. Der Rest aber wird

mit dem „Jargon“ vergessen werden und sein, als wäre er nicht gewesen.“

Schön! Nur, daß man in Zweifel gerät, was für gute Bücher Achad haam eigentlich meint. Denn wenn es nur wissenbereichernde Bücher sein sollen, dann ist nicht einzusehen, wie er ihnen die Einverleibung in den hebräischen Literaturkanon prophezeien kann. Sagt er doch selbst an anderer Stelle des Artikels ausdrücklich und mit Genugtuung, daß die hebräische Literatur längst über den Charakter der Aufklärungsliteratur herausgekommen ist. Sind aber schon die originalhebräischen Aufklärungsschriften Makulatur geworden, was müssen da erst die Übersetzungen aus dem Jüdischen werden? Es muß sich also die Prophezeiung vielleicht doch auf schönliterarische gute Bücher beziehen. Und Achad haam bringt es wohl nur nicht übers Herz, ausdrücklich zuzugestehen, daß es solche auch in jüdischer Sprache gibt.

Nun, wir zweifeln jedenfalls nicht daran. Woran wir aber zweifeln, ist, daß sie die Eigenschaft, zur nationalen jüdischen Literatur zu gehören, erst durch die Übersetzung ins Hebräische erwerben. Entweder sind sie nicht im Strahlenglanze der wachen jüdischen Seele, unter der Einwirkung einer wirklichen lebenden jüdischen Gemeinschfat geschaffen — dann kann ihnen auch die Übersetzung ins Hebräische nichts nützen. Oder sie sind es, dann sind sie auch vor der Übersetzung nationale Literatur. Und sind es auch dann, wenn jüdisch wirklich, wie Achad haam weissagt, nach zwei oder drei Generationen untergehen sollte. Denn die Eigenschaft eines Schriftwerkes, zur Nationalliteratur zu gehören, kann doch unmöglich von einer Tatsache, die neunzig Jahre nach Schaffung des Werkes eintritt, bestimmt werden.

Man kann nun freilich die Frage statt von der theoretischen, auch von der praktischen Seite nehmen. Und dann ist es gewiß recht bitter, wenn nationale LIteraturwerke sozusagen nur für den Tag geschaffen sein sollten. Aber Achad haam täuscht sich, wenn er glaubt, daß die von ihm behauptete Einverleibung der guten Sachen ins Hebräische eine wesentliche Milderung dieses tragischen Schicksals bedeutet. Und er gibt sich dieser Täuschung vor allem deshalb hin, weil er eben bezüglich des Wesens

der Nationalsprache im Irrtum ist. Er glaubt, weiß Gott wie wie stolz und weitgehend die Forderungen sind, die er an eine Nationalsprache stellt, und in Wahrheit sind sie höchst primitiv und bescheiden. Sozusagen ewig will er sie haben und übersieht, daß diese „Ewigkeit" der hebräischen Sprache zumindest ebenso ihre Schwäche wie ihre Stärke ist. Wohl steht sie da, wie ein Fels im Wandel der Zeiten, aber eben auch ohne die Wege, darauf das Leben schreiten soll.

Am stärksten, am lebendigsten ist Hebräisch dort, wo es aus grauer Vergangenheit zu uns herüberklingt — aus den Zeiten, da es noch gesprochen wurde. Und warum? Weil wir die Kräfte des Lebens noch nachfühlen, die es damals durchströmten. Und weil sich dieses Leben in mächtige Ideen verdichtete, die uns allen noch heute, wo wir auch stehen mögen, vertraut sind. Weil diese lebendigen Ideen die Sprache überlebt haben... Alle neuere hebräische Literatur ist matter und muß es sein, weil sie, mit wenigen temporären Ausnahmen, so ganz und gar nicht in die Notwendigkeit des Lebens verflochten ist. Der Dichter, der die stumme Ewigkeit der hebräischen Sprache mit seinen hebräischen Klängen unterbricht, mag zwar aus den Tiefen der Volksseele schöpfen — auch das nicht immer! —, aber nicht nur, daß sein Sang vom spröden „Materiale" anzieht, er findet auch den Weg nur zu einer kleinen Gemeinde, nicht zurück zum Volke. Das lauscht wohl noch manches heraus aus seiner stummgewordenen alten, herrlichen Sprache. Aber nur solange sie nicht wieder hörbar werden will.

Und wenn die übertragenen Werke dort in dem stummen schönen Reiche wenigstens so viel Macht erwarten würde, wie die originalhebräischen besitzen! Aber auch das ist ausgeschlossen, muß ausgeschlossen sein. Denn das Hebräische verfügt wohl über eigene Kräfte, die es nützen kann, wenn es unmittelbar an die Darstellung des Lebens herantritt: Vor allem über die Lichter und Schatten seiner Diktion, deren Reiz für die matteren Farben entschädigt. Was aber wenn dfe Darstellung keine unmittelbare sein soll? Wie soll die hebräische Sprache auch nur einigermaßen kräftig und eigenartig nachformen können, wo schon eine andere Sprache mit der ganzen Kraft des Lebens

und nach den Gesetzen ihres Wesens vorgeformt hat? Wie soll dabei etwas anderes als literarische Museumsstücke herauskommen?

Wie verhält es sich übrigens mit den früheren Einverleibungen in die hebräische Literatur, von welchen Achad haam als von geschichtlichen Tatsachen spricht? An schöne Literatur kann er dabei nicht gedacht haben. Denn bis auf geringe Ausnahmen war solche in den Zeiten des jüdischen Mittelalters nicht vorhanden. Fehlte ja eine lebendige nationale Sprache, die schon zur Literaturhöhe emporgestiegen wäre, und war ja noch das ganze Leben zu sehr von der Vergangenheit bestimmt. Bleiben also nur die Werke philosophischen und religionsphilosophischen Inhalts, die ins Hebräische übersetzt wurden. Aber bei diesen galt es ja nicht irgend eine nationale Charakteristik, sprachliche Wesenszüge des Volkscharakters zu übertragen. Sie wären daher auch in anderen als hebräischen Übersetzungen kaum der Vergessenheit anheimgefallen, hätten da vielmehr im Gegenteil vielleicht eine stärkere Verbreitung gefunden. Und tatsächlich wurden ja auch viele solcher Werke in nicht hebräischen Übersetzungen der Nachwelt vermittelt.

Auf der anderen Seite wiederum gibt es eine ganze große Literatur — nationale im eigentlichsten Sinne des Wortes, jeder Buchstabe vom Geiste des Volkes durchflutet —, die niemals ins Hebräische übersetzt wurde und doch noch bis auf den heutigen Tag mit der hebräischen biblischen konkurriert. Die talmudische. Beinahe ist es mehr als Konkurrenz. Denn im Grunde ist sie es, auf die sich das Judentum als organisierte Religion stützt. Und wenn man genau sein will, ist jene Sprache, die so viele Generationen von Müttern, wie Achad haam uns erzählt, ihren Söhnen erhalten wissen wollten, zumeist nicht Hebräisch, sondern Aramäisch, die Sprache des Talmud.

Ich weiß, daß Achad haam das Nationale als Kulturmoment auffaßt, und kann daher auch nicht annehmen, daß er sich dem gegenüber einfach auf die semitische Geschwisterschaft von Aramäisch und Hebräisch ausreden wird. Die Verwandtschaft kann doch auch wirklich nicht die Tatsache der Verschiedenheit beseitigen. Am Ende sind Aramäisch und Hebräisch ihrem Bau und Geiste nach nicht verwandter als Französisch und Italienisch.

Und nun versuche man sich vorzustellen, daß die Franzosen aus irgend einem Grunde anfangen würden, eine Art Italienisch zu sprechen und in italienischer Sprache eine neuartige Kultur zu schaffen: Ob man dann sagen könnte, es habe sich eigentlich nur wenig geändert, da ja beide Sprachen romanisch seien.

Will aber Achad haam die Identität zwischen Aramäisch und Hebräisch auf Grund einer biblisch-talmudischen Kultureinheit behaupten, so ist er nach allen Richtungen hin im Unrecht. Denn einerseits gab's niemals eine solche Kultureinheit, sondern nur eine ins Talmudische übergangene biblische Kultur. Und der sprachliche Ausdruck dieser Kultur in der talmudischen Zeit ist nicht eine Art Zweieinigkeit von Hebräisch und Aramäisch, sondern eben das neue Jüdisch-Aramäisch. Andrerseits aber konnten später und können heute die hebräische und aramäische Sprache uns nur deshalb auf den Gedanken ihrer Identität bringen, weil nun auch die zweite verstummt ist und die Stummheit, die Lebensentrücktheit beider uns Muße läßt, ihre sprachliche Verwandtschaft wichtig zu nehmen. In Wahrheit aber sind sie so verschieden geblieben, wie sie waren und das Gleiche gilt von den Ideen und Kulturen, die sie tragen. Es kann ja doch kein Zufall sein, daß das Hebräischlernen jahrhundertelang als irreligiöse Handlung galt und noch bis auf den heutigen Tag von den Führern der strenggläubigen Massen erbittert bekämpft wird. Oder daß auf der anderen Seite die hebräischen Aufklärer und ihnen nachfolgend die hebräischen Nationalisten auf reines, von aramäischen Elementen möglichst verschontes Hebräisch dringen. Was sind das anderes als Belege dafür, daß die einen in der Periode, die durch den aramäischen Talmund charakterisiert ist, wurzeln bleiben, während die andern geistig an die ältere, hebräische Periode anknüpfen wollen? Und diese letzteren — was ist ihr Streben anderes als ein Bekenntnis, daß sie das Jüdisch-Aramäisch nicht als Hebräisch, sondern als das, was es ist, betrachten, als einen „Jargon", wie das heutige Jüdisch?*) Nur daß sie angesichts des

*) Ich schrieb diesen Artikel schon, als ich in der „Welt" eine ausgezeichnete Parallele „Aramäisch und Jüdisch-deutsch" von M. J. Berdyczewski las. Es ist übrigens interessant, daß sich in diesem Feuilleton u. a. auch folgende Worte über das Verhältnis des jüdischen Volkes zum Aramäischen finden: „Es war gleichsam eine zweite Ehe, die

nationalen Kolossalwerkes des Talmud nicht den Mut haben, dieses Empfinden mit seinen gefährlichen Konsequenzen einzugestehen.

Gewiß gelingt es wohl keinem hebräischen Schriftsteller mehr, das Reinheitsideal ganz zu erreichen, und manche verteidigen sogar direkt die Ergänzung des Hebräischen aus dem Talmudisch-Aramäischen (neuerdings auch aus dem Arabischen). Doch dies beweist höchstens nur, daß das heutige Hebräisch im Gegensatz zum alten, auch ein „Jargon", bloß ohne die entscheidende Unwillkürlichkeit des Jüdischen, ist. Die Tatsache aber, daß sich der Talmud, „obwohl" in einem „Jargon" geschrieben und ohne ins Hebräische übersetzt zu sein, als monumentales Nationalwerk erhalten hat — bleibt jedenfalls unberührt.

Allerdings, eines ist nicht zu leugnen: Wenn die jüdische Sprache bald verstummen sollte, dann haben die in ihr geschriebenen Werke nicht so gute Aussicht, wie der Talmud hatte, als sich das aramäische Jüdisch aus dem Munde des Volkes verlor. Allein das hat seinen Grund nicht in einer nationalen Minderwertigkeit der einen gegenüber der andern Sprache, sondern in einem außerhalb liegenden dritten Moment: Als Hebräisch und Aramäisch für den mündlichen Gebrauch gestorben waren, besaß das jüdische Religionsgesetz seine neuorganisierte, unerschütterte Disziplinierungskraft, womit es das Volk über sprachlose Zeiten hinüberbringen konnte. Nun hat aber diese disziplinierende Kraft gerade in den letzen Zeitläuften ganz erheblich nachgelassen, und es ist gar nicht mehr denkbar, daß sie allein ohne das normale Mittel der nationalen und auch wirklich gesprochenen Sprache das Volk in seinen eigenkulturellen Strebungen und Interessen zusammenhalte. Stirbt also das heutige Jüdisch als Umgangssprache, dann sinkt das Ostjudentum, was seine nationale Konsistenz betrifft, auf das Niveau des Westjudentums herab, d. h. aus dem Volke wird allmälig eine Sekte, bis sich im Dunste der Jahrhunderte auch diese verliert. Der Abgrund des Nichts tut sich auf und hinein sinkt unser ganzes Volkstum und mit ihm auch der Fels im Wandel der Zeiten, unser altes

---

das jüdische Volk mit einer Sprache einging." Ich kann natürlich nicht sagen, ob hier eine Anspielung auf die im Eingange dieses Artikels zitierten Worte Achad haams oder einfach Zufall vorliegt.

geliebtes Hebräisch. Selbst die ins Hebräische übersetzten „guten jüdischen Bücher“ versinken mit. Auch das bißchen „Rettung“, das ihnen die Hebraisten angedeihen ließen, war umsonst gewesen!

Achad haam täte wahrlich klüger, über diesen drohenden Untergang nachzudenken, als den baldigen Untergang des Jüdischen zu weissagen. Seine Frage: „Kann denn jemand daran zweifeln, daß der Jargon im Begriffe ist, in zwei oder drei Generationen vergessen zu werden?“ — ist einfach naiv. Denn es gibt heute eine ganze Menge von solchen Leuten, die sich diesen Zweifel erlauben und merkwürdigerweise sind, obzwar sie es nicht ausdrücklich zugeben, auch Hebraisten darunter. Die Zuversicht Achad haams hat nämlich viele seiner Anhänger gar nicht befriedigt. Sie konstatieren die Ausbreitung des Jüdischen und seiner Literatur und sehen die Erhaltung beider auf die Dauer voraus, wenn einmal der Staat den Juden wirklich die nationale Autonomie auf Grund der jüdischen Sprache eingeräumt haben wird. Mit dieser „Gefahr“ rechnen sie aber ganz anders wie ihr Meister. Denn sie sind am Ende doch nicht immer so eigensinnig vor dem Leben davongelaufen, um in jene Hoffnungsseligkeit zu verfallen, die ihn ausrufen läßt: „Wenn wir vergessen sollten, werden sie nicht vergessen (die Völker, in deren Mitte das jüdische Volk wohnt), wann, wie und woher uns diese „nationale Sprache“ gekommen ist, und werden sie nimmer als ausreichendes Dokument erachten.“

Niemand wagt zu hoffen, daß die staatliche Anerkennung der jüdischen Sprache so leicht zu erlangen sein wird. Gewiß sind Vorurteile und andere Hemmnisse zu überwinden und unter ihnen eines, das nicht wenig ins Gewicht fällt: Die von den „Hebraisten“ selbst betriebene und die Nichtjuden desorientierende Gegenagitation. Und umso mehr ist es ja auch möglich, daß Gegenargumente werden laut werden, die dem Gedankenkreise Achad haams entnommen sind. Aber alle diese Schwierigkeiten müssen schließlich versagen, wenn ihnen eine konsequent fortschreitende Entwicklung gegenübersteht. Schon heute beugen sich gerade die witterungskräftigsten, vorurteilslosesten Geister unter den Nichtjuden der in Betracht kommenden Länder vor dem Genius des Jüdischen. Geht es mit dem Jüdischen so weiter,

wie bisher, dann wird ihre Stimmung die Stimmung der Allgemeinheit und der Maßgebenden werden. Und es wird dazumal nicht schaden, daß es zur Zeit auch noch „Beste unter den Nichtjuden" gibt, die mit schwacher Witterung begabt und schlechter unterrichtet, Achad haam zu Gefallen reden.

Ob es aber mit Jüdisch so weiter gehen wird, wie bisher? Wer wollte es unternehmen, die Frage mit absoluter Bestimmtheit zu bejahen? Jedenfalls wirkt es schon ermutigend zu hören, wie Achad haam unter Hinweis auf den unerbittlichen Gang des Lebens sie verneint. Denn wenn er zu diesem Argumente greift, dann ist tausend gegen eins zu wetten, daß er sich vergriffen hat, daß das Leben nicht dorthin geht, wohin er es gehen wähnt. Und in der Tat: Da draußen in der Welt der Völker haben die gewaltigen Nationalitätenbewegungen vorläufig mit einer Erscheinung abgeschlossen, die man früher nicht für möglich gehalten hätte. Mit einer Sprachbeharrlichkeit sondergleichen. Die nationale Energie will vom Zurückweichen durchaus nichts mehr wissen, will höchstens gestatten, eine fremde Sprache zuzulernen, niemals die eigene zu verlernen. Und Achad haam sieht es nicht. Der Siegeszug des nationalen Autonomiegedankens, des Kulturprinzipes im Nationalismus ist an seinem ersten Meilensteine angelangt und Achad haam, der Kulturdenker, weiß es nicht. Er lebt noch in der Zeit, wo sich Völker ihre Sprache durch dies und jenes rauben ließen und ist froh, daß die Geschichte mit uns eine Ausnahme machte, indem sie uns im Hebräischen eine Sprache beschied, die uns nicht aus dem Munde gerissen werden kann, weil sie eben nicht darin ist.

Dichter und Schriftsteller sind erstanden, um in jüdischer Sprache nicht bloß des Volkes Wissen zu bereichern, sondern ihm auch in ihr Sinn seines Lebens und Wesens zu deuten. Sie sagen und singen aus seiner Seele heraus und in seine Seele hinein. Die Sprache wächst und veredelt sich von Tag zu Tag. Eine neue Intelligenz schickt sich an, ihr geistiges Leben in diese Sprache zu verlegen. Immer näher treten sich in ihrem Zeichen Intelligenz und Masse. Immer plastischer tritt das Bild der jüdischsprechenden Kultureinheit, auch für das blödeste Auge des letzten jüdischen Krämers sichtbar, hervor. Und Achad haam merkt es nicht. Die sammelnde, konzentrierende Kraft der aufsteigenden

jüdischen Sprache paralysiert immer mehr die Abbröcklung an der Peripherie des Sprachbestandes. Aber Achad haam erklärt die Jüdisch-Bewegung als eine Art Romantik des nahenden Untergangs. Er lebt noch in der Zeit, da noch niemand den Lebensreichtum erkannte, den uns das Schicksal in dieser Sprache beschieden hat, da noch niemand daran dachte, diesen Reichtum zu erhalten und auszunützen und jedermann die Abbröcklung an den Rändern des Sprachgebietes als beginnende Auflösung deuten durfte.

Und diese Sprache ist jung, so jung, daß alle Hoffnungen mit ihr gehen müssen und daß sie Achad haam nicht behagen kann. Er liebt und lobt Erbe und Besitz, für die Macht und die Weihe des Erringens hat er keinen Sinn. Vollends vor der Jugendfrische eines alten Volkes, das mit aller Kraft von vorne anfängt, steht er ohne Begreifen und Verehrung da. Und darum muß er die Sprache ebenso „leer" finden wie die Hände des Volkes, „mit denen es sich anschickt, die Arbeit, von vorne anzufangen". Und darum der zürnende Schluß, zugleich Schlußsatz des ganzen Artikels: „Mit leeren Händen geht man in fremde Fabriken arbeiten".

Gewiß, gewiß! Es fragt sich nur, wo die „leeren Hände" sind? Dort wo bescheidene, aber wirkliche Kapitalien zur Verfügung stehen, oder wo riesige Schätze in Vergangenheit und Einbildung ruhen?

Briefe aus Amerika.

I. New-York, den 20. Jänner 1908.

Das Schicksal hat's wohl gut mit mir gemeint, als es mir eine stürmische Überfahrt bescherte. Sie vollendete das Erlebnis, gab ihm die volle Wucht des Lebens. Es mag ja wie ein Märchen schmecken, wenn man in einem sanft wiegenden Schiffe die alten Gedanken und Empfindungen ruhig weiter spinnt und landend, plötzlich in eine neue Welt hineingafft. Aber unstreitig ist für die dramatische Einheit lebendiger Handlung mehr gesorgt, wenn uns die aufsteigende neue Welt aus Sturm geboren, in Sturm vermittelt wird.

Ja, es ist eine neue Welt, eine andere Welt. Wie vom Mars heruntergefallen! Wenigstens wie ihn Wells gesehen hat. Oh — gehe und lerne um, alter Europäer, so du ein Amerikaner werden willst! So du es willst! Willst du es etwa nicht und beharrst dabei, es nicht zu wollen, bleibst du auch noch wer, glaube mir! Willst du es aber doch, so werden deine Ururenkel wieder vieles zurück umlernen müssen...

Doch ich will mich lieber in meinen Betrachtungen beschränken, will mich lieber auf jenes Gebiet zurückziehen, auf dem ich aus begreiflichen Gründen schnellere Fortschritte im Erforschen machen kann und das uns ja alle am meisten interessiert. Ich meine das — Ghetto von New-York, wie man es nennt. Ich nenne es nicht so. Ich folge nicht der von instinktiver Judentumsverachtung diktierten Sprachmode, die hier ebenso gedankenfaul ist, wie dort, wo sie das alberne Wort „Jargon“ gemünzt und verbreitet hat.

Ich werde den 2. Jänner 1908, den Tag an dem ich das jüdische Viertel von New-York auf der Ostseite der Manhattan-Insel betrat, nie vergessen. Niemals noch vorher war ich die Beute so mächtig auf mich eindringender Empfindungen. Und ich glaube, daß jeder Volljude, der aus Europa kommt, bei dem gleichen Anblicke, ebenfalls aufs tiefste bewegt werden muß. Mögen seine Anschauungen über Juden, Judentum und Judenfrage welche immer sein.

Es schien mir wie ein Traum. Straß' auf, Straß' ab, im tosenden Großstadtverkehr, zwischen den knarrenden Straßenbahnwagen, in ihnen, unter den zitternden und dröhnenden Hochbahnviadukten, an den tausenden Stoßwägelchen (pushcars), mit allerlei billigen Waren, in den einfachen und den eleganten Geschäftsläden — nur Juden! Hunderttausende! Überall höre ich jiddisch sprechen. Und von allen Seiten blicken mir neben den englischen hebräische Buchstaben entgegen. An den Straßenecken die Stände der Zeitungsverschleißer mit den jiddischen Tages- und Wochenzeitungen: Orthodoxen, zionistischen, territorialistischen, nationalistischen, sozialistischen, anarchistischen. Ich gehe an einer Unzahl Synagogen — viele früher Kirchen gewesen — vorbei, an den jüdischen Zeitungsofficen, mit ihren gewaltigen Betriebsdimensionen, an den großen jüdischen Theatern, an den jüdischen Varietés, deren es vielleicht mehr gibt, als gut ist, an den unzähligen jüdischen Gaststuben. Ich komme auf den Fischmarkt. Es ist Donnerstag abends, großer Einkauf für den Sabbat. Viele hunderte Verkaufsstellen, über jeder flackert ein unruhiges Gaslicht, das über die Gesichter der Händler und Kundschaften mutwillig dahintanzt — die scharfen Rassenzüge und Geberden hervorhebend. Ein Stück ostjüdischen Gemeinschaftslebens von packender Tatsächlichkeit.

Ich bin ergriffen, fast fassungslos. Der nie gesehene Anblick dieser gewaltigen jüdischen Ansiedlung hat mich erschüttert. Ich möchte weinen, nein, ich weine. So haben sie mich gepackt — Hochgefühl und Mitleid.

Ja, auch Mitleid. Ein seltsames, quälend unsicheres Mitleid. Ich habe das dunkle Gefühl, als schwebte irgend ein Ungeheuer in der Luft, mit weit ausgebreiteten, schwarzen Flügeln und

drohte dieses tosende, jüdische Massenleben zu umkrallen, zu ersticken und zu verschlingen. Es ist mir, als ob ich den Schrecken dieses Ungeheuers überall eingenistet sähe: Auf den Antlitzen der Gassenjungen, die da mitten in einer verkehrsreichen Straße eine alte Matratze verbrennen und über dieses lodernde Freudenfeuer mit Indianergeheul hinüber- und herüberspringen. Auf den Lippen der schreienden Wagenpeddler, die nicht müde werden, den fast durchaus jiddisch sprechenden Vorübergehenden in schlechtestem Englisch ihre Waren anzubieten. In den fieberhaften Augen Tausender, die mit unheimlicher Hast irgend einem unbekannten Ziele nachjagen und dabei zusehends ein Stück idealen Gehaltes nach dem andern verlieren. Und auf den unzähligen Pfeilern und Rippen der Hochbahnbauten sah ich den Schrecken hocken und lauern und über alle die kulturöden Häuserfassaden mit ihren garstigen Feuerstiegelchen vom ersten bis zum letzten Stockwerke sah ich ihn gleiten und ich glaubte zu spüren, wie ein feuriger Hauch von ihm ausging.

Oh, sollen auch alle die hunderttausende Erben und Vererber jüdischer Geistesart diesem unheimlichen Schrecken zum Opfer fallen? Sollen auch sie in seiner Gluthitze zu grauer Kulturasche verbrennen? Oder ist das doch kein Moloch hier, sondern bloß eine Art jüngsten Tages, aus dem die Seelen der Völker wieder geläutert emporsteigen werden? Und auch deine Seele, du jüdisches Volk?... Und vielleicht stehst du überhaupt mit siegender Lebenskraft über allem Schrecken?...

* * *

Jüdische Bühnen gibt es sozusagen auch in Europa. In Lemberg und Czernowitz, auch in Wien, wo Truppen manchmal ihre Bretter aufschlagen. Ich verzweifle nie auch an diesen Theatern, aber ich konnte sie doch nie ohne ein Gefühl tiefer Beschämung verlassen. Der äußere Rahmen unsagbar häßlich und dürftig, das karge Publikum unglaublich anspruchslos, die Stücke erbärmliches Zeug, die Schauspieler oft begabt, aber in ihrem bejammernswerten Bühnenmilieu zugrunde gegangen. Da sind die New-Yorker jüdischen Theater doch ganz anderer Art. Vor allem sind sie trotz der Höhe der Eintrittspreise, die leider große Volksmassen in die Varietés treibt, Häuser des Volkes. Es gibt einen Theater-

enthusiasmus in der jiddisch sprechenden Bevölkerung New-Yorks, der einigermaßen an Wien erinnert. Auch in seinen Überschwänglichkeiten, was beliebte Persönlichkeiten betrifft. Nur daß hier auch oft der Autor mit in die Popularität gezogen wird. Dieser wirklich nationalen Stellung der Theater entspricht ihre Ausstattung. Auch sie kündigt an, daß das jüdische Volk in Amerika etwas wie Kultursouveränität gewonnen hat. Keine Jahrmarktbuden mehr, die sozusagen um Entschuldigung bitten, daß sie neben den Bühnen der anderen Völker sich aufzutun wagen, sondern stolze Gebäude von allerdings nicht reicher, aber entsprechender und ansprechender Ausstattung mit Fassungsraum für Tausende und allen den Behelfen und Notwendigkeiten moderner Theater.

Das Publikum fand ich besser als den Ruf, der zu mir nach Europa gedrungen war. Das Benehmen ist, wenn man noch die Ungebundenheit der amerikanischen Sitten in Betracht zieht, im ganzen ein gesittetes. Die Leute geben sich ganz und gar nicht, wie wenn sie zuhause oder auf der Straße wären. In den Zwischenakten ist es nicht unruhiger als in irgend welchem europäischen Theater. Kurz, von dem sogenannten „Ghetto" habe ich in den Theatern des „Ghetto" nichts verspüren können. Eigentümlich ist nur, daß die stärkste Beifallsbezeugung im Pfeifen besteht, und an naive Zeiten erinnert die Gewohnheit der höheren Ränge, die Bösewichte und Intriganten mit einem langgedehnten „Buu" zu begrüßen. Doch ist gerade der letzte Brauch nicht mehr so blutig ernst zu nehmen, wie in jenen Bauerntheatern, wo sich Judas Ischariot nach der Vorstellung nur mit Mühe vor den Bauernfäusten retten kann. Das „Buu" ist zugleich so etwas wie eine Anerkennung, daß man den schlechten Kerl lebenswahr gespielt hat und wird daher von den betreffenden und betroffenen Darstellern mit zufriedenem Schmunzeln entgegengenommen.

Schlimmer scheint es mit dem literarischen Geschmacke des Publikums zu stehen. Da ist die Klage noch allgemein, daß es das Gute und Wertvolle ablehnt und die Theaterdirektoren zur Pflege des Schundes zwingt. Doch wird zugegeben, daß auch hierin, wenn auch langsam, eine Besserung zutage getreten ist. Die alten undramatischen, bloß aufs Sentimentale und Sensationelle zugeschnittenen Machwerke sind längst nicht mehr allein-

herrschend. Übersetzungen von guten, modernen und klassischen Stücken der anderen Nationen werden schon gerne gehört und bringen Kassenerfolge. Und was noch wichtiger ist, es werden auch schon gute, originelle, jüdische Theaterstücke aufgeführt und das Publikum kommt, wobei allerdings noch manche Konzessionen an dessen Geschmack erforderlich sind. Jakob Gordin hat sich um die Hebung des Niveaus der jüdischen Dramen gar manches Verdienst erworben. Seine Stücke sind beliebt. Durchfälle erlebt er selten. Andere, wie namentlich David Pinski, der sicherlich die größte Aufmerksamkeit des Volkes verdient, warten noch darauf, daß die Geschmacksbesserung des Volkes auch sie erreicht.

Was schauspielerische Leistungen betrifft, so wage ich die Behauptung, daß die jüdischen Theater New-Yorks besseren deutschen Bühnen nicht nachstehen. Vielleicht ist das Zusammenspiel nicht so gut, wiewohl es weit höher stehen soll als das der amerikanisch-englischen Bühne und schlecht ist es gewiß nicht. Als einzelne sind die Schauspieler fast durchaus gut geschult und Talente, ja nicht selten geniale Darsteller. Eine Unart der jüdischen Bühnen in Eropa, daß die Schauspieler glauben, einen Verliebten, einen König oder dergleichen in schauderhaftem Deutsch, statt in anständigem Jiddisch sprechen zu lassen, ist fast ganz beseitigt. Man sagte mir, daß auch dies ein Verdienst Gordins ist. Ich war auch bei der Aufführung eines seiner Stücke, „Die Wahrheit" und hörte die Mitglieder einer Yankee-Familie ihre christlichreligiösen ebenso wie ihre antisemitischen Empfindungen einfach in der Sprache der Bühne, das heißt auch jiddisch ausdrücken. Niemand nahm daran Anstoß. Es schien allen ganz natürlich. Die Lemberger und Czernowitzer jüdischen Schauspieler sollten sich daran ein Beispiel nehmen und endlich einmal ihre „deutschen" Anwandlungen, welche die ganze Zuhörerschaft in Verlegenheit oder in Ulkstimmung bringen, unterdrücken.

Ich sage nicht, daß das jüdische Theater in New-York nicht noch einer großen Entwickelung bedürfte, um wirklich als Kunstinstitut zufriedenstellen zu können, ich wollte nur konstatieren, daß gesunde Grundlagen für eine solche Entwickelung vorhanden sind und daß das Stadium kläglicher Jämmerlichkeit schon längst

verlassen ist. Und vor allem wollte ich aufweisen, wie innig das Volksleben der Juden in New-York mit dem Theater verwachsen ist.

* *
*

Um dies zu erkennen, hätte ich übrigens gar nicht das Theater besuchen müssen. Das Unglück wollte es nämlich, daß knapp nach meiner Ankunft in New-York der Schöpfer der modernen jüdischen Bühne, Abraham Goldfaden, starb und daß ich seinem Leichenbegängnisse anwohnen konnte. Es war ein trauriger Anlaß, aber er hat mich gestärkt und mit Vertrauen auf die Lebenskraft unseres Volkes erfüllt. So ehrt nicht ein sterbendes Volk einen seiner Kulturträger. Ein sterbendes Volk bringt nicht das freiwillige Aufgebot von 75.000 Menschen auf, die da kommen, um dem toten Initiator der jüdischen Bühne das letzte Geleite zu geben. Eines sterbenden Volkes Leben ist zu schwach, als daß es sich gestatten könnte, bei einem kulturellen Ereignis einen Tag lang den Atem anzuhalten. Es ist noch nicht lange her, daß ich in Krakau Gelegenheit hatte, als der Dichter Wyspiański starb, das polnische Volk um solch angehaltenen Atem zu beneiden. Die Bestattung Goldfadens, die von dem Leichenzuge beherrschte Öffentlichkeit, die Trauerfeier im Peoplestheater angesichts des Sarges — alles dies hat mich die Überflüssigkeit meines Neides gelehrt. Auch wir treffen's! Auch wir leben! Und wer so lebt, braucht vor dem Schrecken nicht zu zittern, der über dem New-Yorker Judentum flattert. Wir werden mit ihm fertig werden.

II.

New-York, den 7. Februar 1908.

Die ungeheure Mehrheit der New-Yorker Juden bevölkert hauptsächlich drei Komplexe: Die berühmt gewordene Ostseite der unteren Stadt (Down town), wo sich auch das jüdisch-künstlerische und jüdisch-literarische Leben konzentriert; eine Reihe von Straßenzügen der Ostseite der oberen Stadt (Up town), hauptsächlich das sogenannte Harlem-Viertel; schließlich Brownsville, genannt das amerikanische Jerusalem, einen Teil Brooklyns, den ich nicht gesehen habe und der an charakteristischem Gepräge Down town noch übertreffen soll. Diese Bevölkerung ist durchaus ostjüdisch.

Der Gegensatz zwischen Ost- und Westjuden ist vielleicht nirgends in der Welt den ersteren so stark zum Bewußtsein gekommen, wie in New-York. Nur, daß sie sich hier besondere technische Ausdrücke dafür zurechtgelegt haben. Sich selber nennen sie Jiden (die „Lutwaken" sprechen und die Zeitungen schreiben: „Ijden"), die anderen, die Westjuden — Jahudim (Einzahl: Jahudi). Mit diesem Worte, das gelegentlich Westjuden angewendet haben, um den Begriff „Jude" nach der Richtung des Salbungsvollen zu stilisieren, soll offenbar der Mangel an Volkstümlichkeit, das Judentum der Phrase statt der lebendigen Wirklichkeit, das (natürlich reform-) synagogale Salonjudentum gekennzeichnet werden. Es ist ein Spottwort, aber immer mehr und mehr verliert es diesen Charakter und wird zum ernsten Kampfrufe.

Man kann keine jüdische Zeitung lesen, in keine jüdische Versammlung kommen, ohne diesem Rufe zu begegnen. Die Parteien wechseln, der Ruf bleibt: Jahudim! Emanzipation von den Jahudim! Los von ihrer Vormundschaft! Vor allem auf dem Gebiete der Wohlfahrt! „Unsere", die uns verstehen, die in unserer Sprache mit uns sprechen, die nicht auf uns herabblicken, sollen uns helfen, die früher ganz den „Jahudim" überlassen waren. Man sucht ihnen die Krankenpflege, die Einwandererfürsorge und die führende Rolle in den Bildungsbestrebungen zu entwenden. Es gibt hier eine „Educational Alliance", ein mächtiges Institut mit einem großen Gebäude, in dem die mannigfachsten Anstalten zur Erziehung der Erwachsenen und Kinder getroffen sind. Und man kann nicht leugnen, daß die Leiter des Instituts das Beste leisten, um ihre Mission, wie sie sie nun einmal auffassen, zu erfüllen. Dennoch aber ist es ihnen nicht gelungen, das Vertrauen der Bevölkerung zu erringen. Und erst jüngst hat der jüdische Dramatiker Jakob Gordin in öffentlicher und feierlicher Versammlung unter dem stürmischen Beifall der anwesenden Massen das Gebäude der „Educational Alliance" als eine fremde Zwingburg bezeichnet, die man uns da in „unsere" jiddische Stadt hineingestellt hat. Und derselbe Gordin ist einer der Gründer und eines der tätigsten Mitglieder der „Educational League", eines Unternehmens, welches das „jiddische" Gegenstück

zu der „jahudischen" „Educational Alliance" darstellt und das wirklich Vorzügliches leistet, um eine Bildung zu verbreiten, die nicht vom Judentum wegführt.

Auf dem Gebiete des Einwanderungswesens ist es wieder die „Jewish Immigrant Aid Society", welche den neuen Emanzipationskurs der ostjüdischen Bevölkerung bezeichnet. Je größer, selbstbewußter und anspruchsvoller die New-Yorker Ostjudenschaft wurde, desto mehr fühlte sie die ihren Zuzüglern geleistete Hilfe als mangelhaft. Die Klagen über die Verständnislosigkeit und Kühle, mit welcher den ostjüdischen Einwanderern von seiten der „jahudischen" Fürsorger begegnet werde, wurden immer lauter und führten zur Gründung des genannten Vereines. Ich sah seine Beamten draußen in Ellis Island, wo die Einwanderer, soferne sie verschiedene Prozeduren glücklich überstanden haben, landen. Auf den Dienstkappen dieser Organe sind die Worte „Jüdische Gesellschaft" zu lesen, und die unglücklichen Ankömmlinge wissen sofort, an wen sie sich wenden können. Und sie finden herzliche Unterweisung, liebevollen Rat. Ich war auch bei der letzten Generalversammlung des Vereines, die einen Massenbesuch aufwies und wo wieder das klare Bewußtsein von dem „jiddischen" Charakter des Vereines deutlich hervortrat. Namentlich war es der Volksredner Masliansky, der mit nichts zu wünschen übrig lassender Eindeutigkeit und mit gewohntem Ungestüm den Standpunkt der „jüdischen", Wohltätigkeit des Herzens gegenüber der „jahudischen", die bloß mit dem Kopfe arbeitet, vertrat. Andere Redner, hauptsächlich Dr. Blaustein, der übrigens bis vor kurzem der erste Chefbeamte der „Educational Alliance" war und sich um die Organisation der dort untergebrachten Anstalten die größten Verdienste erwarb, kündigte eine Ausdehnung der Vereinsagenden auf das ganze jiddische Einwanderungswesen an.

Von Krankenhäusern ist das „Beth Israel-Hospital" fast „jiddisch". Ein völlig „jiddisches" Spital wird demnächst der „Verband der galizischen und bukowinischen Juden" eröffnen.

Der „Verband" selbst ist eine der interessantesten Erscheinungen des jüdischen New-York. Er ist noch sehr jung, zählt schon über 250 Vereine, die zusammen gegen 60.000 Mitglieder

repräsentieren, und hat es Dank seinen bisherigen Leitern, hauptsächlich dem Präsidenten Semmel, verstanden, sich und den galizischen Juden hier Respekt zu verschaffen. Diese haben es schon sehr nötig gehabt. Denn sie hatten bisher nicht nur, wie die russischen Juden, die Verachtung der „Jahudim" zu tragen, sondern erschienen den eigenen ostjüdischen Brüdern aus Rußland als minderwertig, als eine quantité négligeable. Nun fordern sie auch ihren Platz an der Sonne und kriegen ihn. Die durchaus unnötige gegenseitige Verstimmung hat zu weichen wenigstens begonnen. Unter anderem haben die Führenden russischer Herkunft meine „Reception" durch den „Verband" benützt, um ihre brüderlichen Gefühle für die galizischen Juden und ihre Achtung vor deren jüdischer Gesinnungsstärke und fruchtbarer jüdischer Arbeit zu beteuern. So bedeutet der „Verband" dadurch, daß er einen namhaften Teil der New-Yorker Ostjuden, der bisher sozusagen für die Allgemeinheit brachlag, organisierte, einen bedeutsamen Fortschritt in der Entwicklungsgeschichte des ostjüdischen Blocks von New-York.

Trotz aller dieser günstigen Umstände sehen viele mit großem Pessimismus in die Zukunft des Judentums in Amerika, weil sie dem „jiddischen" Element, das sicherlich der Hauptträger jüdischer Hoffnungen in Amerika ist, keine Lebensaussichten geben. Und es wird unter anderem auf den angeblichen Rückgang der jiddischen Sprache hingewiesen: Daß die junge Generation, die hier in Amerika geboren oder vom zartesten Kindesalter erzogen wurde, nicht mehr jiddisch, sondern nur englisch spreche. Ich halte den Pessimismus für übertrieben, speziell auch bezüglich des Jiddischen. Ich fand sogar, daß weite Berufskreise von Juden, die nicht aus dem europäischen Osten stammen oder in der Jugend nicht mehr jiddisch gelernt haben dem Milieu zulieb genötigt sind, jiddisch zu lesen: Kaufleute, Politiker, Publizisten, Schauspieler. Nun ist allerdings mehr entscheidend, was mit den jungen Leuten geschieht, und da mag die Klage in der Mehrheit der Fälle berechtigt sein. Aber ich stieß trotzdem auch immer und immer wieder auf Judenkinder, die im Lande geboren oder frühzeitig eingewandert sind und das Jiddische verstehen oder sprechen. Von neueren Schritten zur Erhaltung der Volkssprache abgesehen.

Daß auch in New-York „Israel nicht verwitwet“ ist, wie das schöne Wort sagt, beweist auch der Umstand, daß das Hebräische nicht so ganz vernachlässigt wird, wie man gemeiniglich in Europa annimmt. Es gibt nicht nur viele Zehntausende, die das hebräische und talmudische Studium nach alter Sitte betreiben, auch die Pflege des Neuhebräischen und seiner Literatur hat beträchtlich große Interessentengruppen — natürlich fast durchaus unter den Ostjuden.

Wie sehr diese auch die neue jüdische Literatur ernst nehmen, bewiesen mir, abgesehen von den Theatern, zwei Literaturabende, die ich besuchte und von welchen der eine von den „Poale Zion“, der zweite von dem „Jakob Gordin Literarischen Klub“ veranstaltet war. Zu vielen, vielen Hunderten waren die Zuhörer erschienen, das eine Mal ein mehr proletarisches, das andere Mal ein mehr bourgeoises Publikum, um den Darbietungen der Dichter und Sänger zu lauschen.

Es ist jüdisches Volksleben, jüdische Volkskraft in New-York, wie vielleicht in keiner anderen Stadt der Welt. Und mag noch so viel organisierte und nichtorganisierte Unkultur durch die leidenschaftlich aufgewühlten Straßen der New-Yorker Judenstadt toben, mögen noch so viele Gesichter zu sehen sein, denen die alte jüdische Kulturweihe verloren gegangen ist und die nur von Weg- und Uferlosigkeit trauriges Zeugnis ablegen — die unerschöpfliche Innenkraft unseres Volkes wird dies alles überwinden.

III.

New-York, den 20. März 1908.

Schon in meinem ersten Briefe aus Amerika tat ich der jüdischen Bühne in New-York Erwähnung und hob hervor, daß sie nach jeder Richtung hin die Erwartungen übertrifft, die wir in unserem anerzogenen Vorurteile gegen alles, was mit dem „Jargon“ zusammenhängt, hegen. Damit sollte aber nicht gesagt sein, daß sie auf der wünschenswerten Höhe steht. Und es wäre ja auch ein Wunder, wenn sie bei ihrer Jugend, bei der unheimlichen Geschwindigkeit, mit welcher das neue jüdische Kulturgebiet in New-York entstand, und bei dem schädigenden Ein-

fluß der allgemeinen Kulturverwüstung in diesem Lande so hoch emporgekommen wäre.

Am siegreichsten aus dem Kampfe über alle diese Schwierigkeiten ist die Kunst der Schauspieler selbst hervorgegangen. Ja, wenn man nach den genialen Erscheinungen allein urteilen dürfte, so müßte eigentlich aller verdammende Tadel verstummen. Die Zahl dieser bedeutenden Erscheinungen ist sogar so groß, daß ich sie nicht alle nennen kann — umsomehr, als ich nicht Gelegenheit hatte, alle genügend oft zu sehen. So konnte ich zum Beispiel den Charakterdarsteller und Komiker Margolescu, der jetzt in Tomaschewskys Peoples-Theater spielt, nur in kleinen oder wenig belangvollen Rollen sehen — als Papos in Goldfadens „Bar Kochba" und als gut- und altjüdischen Schwager des russischen Börsen- und Titeljuden in Goldfadens letztem Stücke „Ben Ami". In der zweiten Rolle ließ er mich schon seine Größe ahnen, den Humor der feinen Linie und der geistvoll lächelnden Seele.

Eines guten Namens erfreut sich Jakob Adler, der Direktor des Grand-Theaters. Man erzählte mir von seinem Shylock, mit dem er auch auf der englischen Bühne — im englischen Ensemble der einzige jüdisch sprechend — einen gewaltigen Erfolg errungen habe. Auch ich sah manches von ihm, was auf ersten Rang Anspruch machen darf: So den Tischler in Gordins „Ez hadaaß", eine Figur, die mit dem alten Vater der Hebbelschen „Marie Magdalena" viel Verwandschaft hat. Der fromme Circleglaube an die gebildeten Kinder, die urwüchsige Gediegenheit des Charakters und die ausbrechende Wildheit des Getäuschten wurden mit großer Kraft und Sicherheit dargestellt und ich hatte an dieser und anderen Rollen zu erkennen Anlaß, wie sich Adler in langer Künstlerlaufbahn gewisse macht-, schönheits- und wirkungsvolle Ausdrucksformen für die verschiedenen Seelenzustände herausgeschnitzt hat.

David Keßler, der jetzt im Thalia-Theater auftritt, hat ungefähr dasselbe Gebiet wie Adler. Er ist um eine Note derber, dafür aber auch um eine Note ursprünglicher. Sein Bezalel Rappaport in Gordins „Schchite" zum Beispiel ist eine große, künstlerische Leistung. Wie er den herrsch- und genußsüchtigen chassi-

dischen „Nogid“ (Reichen), den Mann von strotzender Kraft und ohne Rücksichten, der den Frauen so leicht Schicksal werden kann, darstellt, das ist selber urwüchsige, ungewollte, unerzogene Kraft.

Von den weiblichen Darstellern sah ich zuerst Frau Adler, die mir in Gordins „Golus Galizien“ als Frau des abtrünnigen Rebben eine gute Leistung zu vollbringen schien. Es gelang ihr, den Typus der bedenkenlosen, aus schleichender Katzentücke und aufdringlicher Üppigkeit zusammengesetzen Rebbezin mit glücklicher Plastik darzustellen.

Großen Eindruck machte Frau Lipzin, die wahrlich nicht umsonst gefeierte Interpretin Gordinscher Frauengestalten, auf mich. Ich sah sie in mehreren Rollen — immer auf den Höhen der Kunst. Ihre Darstellung nervöser und hysterischer Erregungszustände kann wohl kaum überboten werden. Um so lieber ist es mir aber, von ihr sagen zu können, daß ihre beste Rolle nicht in dieses Fach einschlägt: Mirele Efroß. Die Gestalt dieser edlen, patrizischen Frau, die der pöbelhaften Sippe ihrer Schwiegertochter gegenübergestellt ist, weiß sie, bloß durch die Geberde und den Ton der Stimme oder durch den Blick, in so wunderbarer Vornehmheit zu zeigen, daß die ganze Zuhörerschaft aus ihrem Banne nicht herauskommt.

Und ich muß auch Ferdinande Eliscu besonders erwähnen. Sie fiel mir schon durch einen Umstand auf, der an und für sich nichts mit der Schaupielkunst zu tun hat: Daß sie nämlich erst vor kurzem von der englischen zur jüdischen Bühne übergegangen ist. Schon in Amerika als Tochter rumänisch-jüdischer Eltern geboren, mußte sie das Jiddische erst sprechen lernen, um auf der jüdischen Bühne auftreten zu können. Und sie beherrscht es auch nicht vollkommen, was eine gewisse, kühle Fremdheitssphäre um sie schafft. Aber ihr Rollenfach — dasjenige nämlich, das ihr am besten entspricht, kommt ihr zu Hilfe. Die unbeholfene Aussprache unterstreicht womöglich noch die rührende oder erschütternde Wirkung ihrer Frauengestalten voll keusch verschwiegener Glut und mit stolz-anmutigen Dulderseelen. Eine Bemerkung David Pinskis — ich sah die Eliscu auch als Fanny in dieses Dichters „Glückverlassene“ an einem literarischen Abende — hat mich zu dieser Beobachtung geführt.

Merkwürdig ist nur: Dieser Schauspielerin, die sich ehrlich abmüht, gut jiddisch zu sprechen und auch wirklich nur im Akzente fehlt, glaubt man's immer und immer wieder aussetzen zu müssen. Aber wenn die anderen, die gut jiddisch Sprechenden, plötzlich „deutsch" hineinpatzen, so soll das erlaubt sein. Ich erzählte schon in meinem ersten Briefe, daß Gordin um die Bekämpfung dieser Unsitte sich große Verdienste erworben hat und erzählte von seiner Yankeefamilie, die christlichen Glauben und Antisemitismus in reinem Jiddisch bekennen, ohne daß es jemandem auffällt. Doch sah ich auch noch in seiner „Schchite", eine deutsche „Stütze der Hausfrau" auftreten, die deutsch spricht, wiewohl sie selbst erzählt, daß sie jiddisch erlernt hat. Das mag nun noch mit einer Verlockung, die das dramatische Gesetz der Einheit der Sprache verschleiert, entschuldigt werden. Was soll man aber dazu sagen, wenn die Schauspieler, auch ohne allen äußerlichen Anlaß plötzlich „deutsch" zu sprechen beginnen. Oder gar ein ganzes Stück, weil es in den französischen Hofkreisen, zur Zeit der Bartholomäusnacht handelt, „Die Bluthochzeit", einfach „deutsch" aufführen! „Deutsch"! Wenn es wenigstens deutsch wäre! So ist es aber etwas, was den deutsch sprechenden Zuhörer zum Platzen vor Lachen, denjenigen, welchem die jüdische Bühne am Herzen liegt, zur schamvollen Verzweiflung und das Publikum in eine heillose Konfusion ihrer nationalen und ästhetischen Empfindungen treibt. Und alles dies, weil sich diese übel beratenen Menschen einbilden, daß z. B. der König von Frankreich oder der Kardinal so und so auf der jüdischen Bühne nicht jiddisch sprechen dürfen. Dabei spielte der König in der „Bluthochzeit" — Thomaschewsky — gerade dort am besten und überzeugendsten, wo er in echter künstlerischer Erregung die „deutsche" Maske verließ und in seine jiddische Muttersprache verfiel. Und dabei sah ich in einem Sensationsstück, das die Leiden der nach Sibirien Verschickten schildert, verschiedene russische Offiziere, die durch die erforderliche künstlerische Abtönung auch im Jiddischen die volle Illusion militärischer Strammheit oder kosakischer Brutalität hervorriefen.

Es wird übrigens interessieren, zu erfahren, daß im Gegensatze zur Rednertribüne, wo die Mundart der litauischen Juden herrscht, auf der Bühne die der südrussischen, ostgalizischen,

bukowinischen und rumänischen Juden vorgeschrieben ist. Das ist so strenges Gesetz, daß Schauspieler mit litauischer Aussprache nicht unterkommen können. Ich kenne einen solchen, einen tüchtigen Darsteller, den man nur in Gordins „Golus Galizien“ verwenden konnte, weil es dort eine litauischjüdische Figur gibt.

Auf den ersten Blick scheint vielleicht die Sprachenfrage nicht mit der Frage der Schauspieler selbst zusammenzuhängen. Aber es ist der Fall. Denn erstens läßt die sprachliche Zwielicht-Atmosphäre im jiddischen Schauspieler des Mittelmaßes nicht jenen Enthusiasmus für seine Bühne aufkommen, der notwendig ist, um ihm seine besten Leistungen zu entlocken. Und dann ist dieses „Deutsch“ ins Jiddische hineinmauscheln am Ende nichts anderes als eine Art Hände- und Beineschlenkern mit dem Munde.

Mangelnde Erziehung, mangelnde Schulung — das ist der Hauptmangel der jüdischen Schauspieler. Schwache Ausbildung namentlich der kleinen Kräfte. Darum reden sie, wenn auch schon weit weniger als in Europa, doch noch immer manchmal „deutsch“. Und darum können sie gewisse andere Spielunarten nicht lassen, halten zäh an vielen leeren und nichtssagenden Gesten oder Stimmhebungen und Stimmsenkungen fest. Sie rufen dadurch öfter als gut ist, den Eindruck der Schmiere hervor und dies um so mehr, als auch das Zusammenspiel nicht so ist, wie es sein soll. Diese letztere Schwäche ist allerdings zum Teile auch auf die verhältnismäßige Armut der jüdischen Bühne zurückzuführen, die Hauptschuld trägt jedoch die Regie, und noch mehr, weil auch so ziemlich an dieser, der Mangel genügender Ausbildung!

Daher braucht die jüdische Bühne vor allem zwei Dinge: Erstens eine regelmäßige ernste Kritik, die sich ihrer eigenen und der Bedeutung der Bühne bewußt ist. Zweitens eine Schauspielschule. Die erste ist erst in den ersten Anfänger, die zweite gibt es überhaupt noch nicht... Aber was nicht ist, kann und wird werden.

IV.

Chicago, 10. April 1908.

Ich suche Kultur in Amerika und bin dankbar, wenn ich sie irgendwo finde. Darum fühle ich mich so wohl In den Neu-Englandstaaten. Da ist Menschentum in volklicher Vollendung.

Da ist es noch! Auf Bostons Plätzen, in seinen Straßen wohnt noch ein Reichtum, der sich nicht aus Dollars zusammensetzt, der Reichtum einer gezüchteten, einer erzogenen Volksseele. Und über den kleineren Städten, von welchen ich Hartford (Connecticut) und Providence (Rhode Island) etwas genauer und andere im Vorüberfahren sah, schwebt noch ruhige, sinnige Heiterkeit die ich wie einen Gruß aus Europa empfand. Da überall ist noch Adel, Schönheit, Stimmung. Noch! Denn viele meinen, daß auch in diesem Winkel des Reiches, der es bisher fast durchaus mit bedeutenden Geistesmenschen versorgte, schon die Zersetzung begonnen hat. Ich weiß es nicht, ich fühlte nur immer dankbar die Gegenwart und wußte, wiewohl ich England selbst nie gesehen habe: Das ist der europäische Mensch in seiner englischen Spielart, das ist Kulturpflanzung von jenseits des Weltmeeres.

Weniger konnte ich mich in Washington orientieren. Auch dieses ist durchaus unplebejisch, Menschenwohnstätte in feinerem Sinne des Wortes. Doch von einer Nuance, deren Ursprung ich weder feststellen noch erraten konnte. Nichts erinnert an die Neu-Englandstaaten. Sollte es die angebliche amerikanische Nationalität repräsentieren? Ich glaube nicht. Dazu sieht es wieder zu aristokratisch-historisch, zu europäisch aus. Vielleicht ist es vielmehr das Spiegelbild aller der verschiedenen europäischen Kulturen, die hier durch das Gesandtschaftspersonal der verschiedenen Nationen in ihren anspruchvollsten und zum Teil ja auch verfeinertesten Typen vertreten sind. Und man muß nur noch auch die Anstrengungen der regierenden Kreise, vor diesem zuschauenden Europa würdig bestehen zu können, sowie die über der Stadt ausgebreitete Feiertagsweihe der Reichslenkung mit in Betracht ziehen.

Viele Amerikaner sind geneigt, im „Kapitol“, in welchem die beiden Häuser des gesamtstaatlichen Parlaments untergebracht sind, und in der großen Staatsbibliotek das Schönste des Schönen von Washington zu sehen. Ich kann mich diesem naiven Glauben nicht anschließen. Das „Kapitol“ wirkt wohl, sowie man es, den Bahnhof verlassend, erblickt, mächtig und machterinnernd, sinkt aber doch, in der Nähe besehen, allzusehr zum einfachen Kollossalbau herab. Die Bibliothek wiederum ist zwar musterhaft eingerichtet

und in der Anlage großartig, auch baukünstlerisch gewiß nicht zu verachten; aber wer zum Beispiel die Wiener Universität oder die Wiener Hofmuseen kennt, hat denn doch höhere, verwöhntere Ansprüche.

Schön, wirklich schön ist das „Weiße Haus", das Wohn- und Amtshaus des Präsidenten. Hier ist es ohne Riesenkuppeln, ohne Überhöhe, ohne Massenumgang, einzig und allein durch edle, weiße, einstöckige Schlichtheit gelungen, höchste Würde auszudrücken, dem Beschauer die Ahnung der Macht beizubringen, der dieses Haus dient. Namentlich sind es die vier schlanken weißen Säulen in der Mitte der Fassade, vom Erdboden bis zum Dache reichend, die in ihrer keuschen Schönheit die Idee der Stärke auslösen.

Mit vielem Danke muß ich meines Führers gedenken, des jüdischen Parlamentsmitgliedes Goldvogel, eines Erwählten der New-Yorker Unterstadt, der sich, wie man mir erzählt, der jüdischen Interessen stets mit warmer Hingabe annimmt. Er war es auch, der mich ins „Weiße Haus" geleitete, vor den Mann, der von einer unglaublichen Volksbeliebtheit getragen wird und den kennen zu lernen ich begierig war. Ich hatte mir Roosevelt immer als dem deutschen Kaiser, den man ja aus seinen Verlautbarungen ziemlich gut kennt, kongenial vorgestellt. Aber er ist anders, ganz anders. Der deutsche Kaiser ist Europäer vom Scheitel bis Sohle, kulturbedingt und kulturgetragen, kompliziert und vielgestaltig. Der Präsident aber ist kein Europäer, in seiner Vergangenheit scheint keine Vergangenheit zu wirken, er ist geradlinig und eindeutig.

Politische Sittlichkeit und politischer Ernst sind selten in Amerika. In Roosevelt wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, diese Seltenheit Ereignis. Er hat sein Ideal und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, um es zu verkünden. In seinen Botschaften sowohl wie in jedem Gespräche, das er mit irgend einem Gast führt. Und dieses Ideal, als dessen Verkörperung er jetzt geradezu gelten kann und gilt, ist der Amerikanismus. Wir Europäer und namentlich wir Österreicher, die wir einen sehr lehrreichen geschichtlichen Kursus über die nationale Frage und das Wesen des Nationalen durchgemacht haben, wissen nicht

recht, was wir mit dem Begriffe anfangen sollen. Als Idee einer eigenartigen Zivilisation des ganzen amerikanischen Erdteiles könnten wir ihn noch begreifen. Als Vereinigte-Staaten-Patriotismus könnten wir ihm den etwas geräumigen Namen verzeihen. Aber er macht offenbar, indem er ein bisher unbeholfen zwischen Nations- und Staatsbegriff hin- und herschwankt, gewisse Nationalitätsansprüche. Und das verdrießt unsere Sachverständigkeit. Wir fühlen uns fast versucht, zu dozieren, unterlassen es aber, die Geschichte selbst wirds besser treffen....

Mit den Juden meint's Roosevelt wirklich gut. Nur darf man nicht erwarten, daß er geradezn ihnen zuliebe von seinen Idealen lassen will. Es ist ganz selbstverständlich, und niemand darf es ihm nachtragen, daß er sie seinem Amerikanismus unterordnet. Er tuts ja mit keinem Volke anders.

Roosevelt verwies auch darauf, daß er einen jüdischen Handelsminister in sein Kabinett berufen, daß er soeben einen Juden zum Chef der Indianerschulen ernannte und daß er in der Armee recht patente jüdische Kerle gefunden habe. Ich war ihm für diese praktische Vorurteilslosigkeit, sowie für die Anerkennung jüdischer Tüchtigkeit gewiß sehr dankbar. Doch konnte ich den Gedanken nicht verscheuchen, daß mit allen diesen Tatsachen und Zeugnissen, so erfreulich sie auch im allgemeinen und noch mehr im besonderen für die betreffenden jüdischen Persönlichkeiten sein mögen, die Frage der großen ostjüdischen Massen in Amerika weder politisch, noch wirtschaftlich, noch kulturell gelöst ist. Und es tut mir sehr leid, Roosevelts energischen Geist so ganz und gar unvorbereitet für die Aufnahme dieser Erkenntnis zu wissen. Wie sollte er auch...? Er müßte ja früher allgemeine Revisionen seiner Gesinnungen vornehmen, die einfach undenkbar sind. Die kluge Ahnungslosigkeit dieses Holländerstämmlings auf dem Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten. kann von ihrem geraden, allzu geraden Wege nicht weichen. Ein Roosevelt lernt nicht um. Die Zeit des Umlernens ist ja auch noch lange nicht gekommen in Amerika... Noch sehen die Amerikaner alles aus der Wolkenkratzer-Perspektive. Auch in Washington.

Das Sympathischeste an Roosevelt ist sein Temperament. Man sagt ihm autokratische Allüren nach. Die Mätzchen der

Autokraten hat er aber jedenfalls nicht. Er gibt sich natürlich in seiner natürlichen Lebhaftigkeit. Seine Art, mit den Händen das Werk der Lippen auszubauen, heimelte mich an und ließ mich unsichtbar lächeln. Vielleicht hätte er mirs gar nicht verargt, wenn ich's sichtbar getan hätte. Denn es feht ihm nicht an Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit.

Sicherlich, er ist ein ganzer Mann! Einer, der das „Weiße Haus" ausfüllt! Aber doch nicht einer, der bange Fragen bauen kann, wte etwa die: Wo treiben sie hin in diesem seltsamen Staate, der einst den größten Teil der Menschheit beherbergen wird? Wie werden sie sichs einrichten? Was wird aus allen den Völkern werden, die sich da ansiedeln? Was aus den Juden? Wann wird Amerika so schön werden wie Europa? Und wann noch schöner, viel schöner...?

Der Amerikanismus und die Juden*)

Das neue Drama Zangwills, „Der Schmelztiegel“, welches das amerikanische Problem behandelt, wurde jüngst in Washington in Gegenwart Roosevelts aufgeführt. Der gewesene Präsident der Vereinigten Staaten zeigte und erklärte sich entzückt. Und das ist nicht zu verwundern. Denn Roosevelt ist geradezu die Verkörperung der Tendenz, von welcher das Siück getragen ist.

Mit dem Schmelztiegel ist Amerika selbst gemeint: Menschen aller Rassen und Völker werden hineingeworfen, um zu e i n e m Volke zusammenzufließen. Und so ungeheuer erscheint Zangwill die Leistungsfähigkeit, so furchtbar die Unbittlichkeit dieser Völkerschmelze, daß er das Äußerste wagt, um sie symbolisch zu veranschaulichen. Er führt uns einen jungen Juden vor, der drüben in Kischenew Eltern und Geschwister verloren hat, sich dadurch aber nicht hindern läßt, in Amerika ein russisches Mädchen zu heiraten, in dessen Vater er den Anführer der Progromczyki erkennt. Eine kurze Gewissenskrise nur, über welche die Besinnung auf Amerikas völkerverschmelzende Mission dem Jüngling rasch hinweghilft!

Es ist merkwürdig, daß die jüdische Öffentlichkeit Amerikas von dieser Offenbarung Zangwills wenig erbaut ist. Nun, da er es so kraß heraussagt, dieses fürchterliche: Stirb! — will plötzlich niemand sterben. Und doch hat er in den entscheidenden Punkten im Grunde nichts anderes gesagt, als was man seit jeher in jü-

*) Zuerst in „Die Welt“, XIII. Jahrg. Nr. 1 u. 2 (1. u. 8. Jänner 1909).

dischen und jüdischsten Kreisen Amerikas täglich und stündlich in den verschiedensten Tonarten und bis zur Erschöpfung anhören mußte. Ich weiß es ja aus Erfahrung. Nicht zwei Minuten konnte ich über das Thema Amerika mit jemandem diskutieren, nicht zwei Zeilen darüber lesen, ohne auf die Schmelztiegeltheorie und einen wahren Fanatismus in ihrer Vertretung zu stoßen.

Freilich wissen viele die mit dieser Theorie für das Leben verbundene Verantwortung nicht einzuschätzen. Ihre jüdische Gesinnung muß nicht allzu kurz dabei kommen. Sie setzen einfach alles Unvereinbare in friedlichen Worten nebeneinander. Wie dies geschieht, davon legt ein Artikel, der kurz vor Aufführung des Zangwillschen Stückes in einem religiöskonservativen und ziemlich national gehaltenen Blatte erschien, beredtes Zeugnis ab. Dort heißt es bei Besprechung der amerikanischen Volksschule wörtlich: „Die Schulen nehmen Fremde auf und geben fertige Amerikaner heraus. Sie nehmen Kinder verschiedener Nationalitäten auf, mit verschiedener Sprache, verschiedenen Naturen, verschiedenen Neigungen — und geben Kinder heraus, die ein Volk bilden, ein amerikanisches Volk mit amerikanischen Idealen und amerikanischen Sitten. Die Schulen nehmen niemandem die Religion, sie stören niemandes nationales Gefühl. Der Jude, der Katholik, der Protestant — sie bleiben bei ihrem Glauben, bei alle dem, was ihnen heilig ist, und werden nur als Bürger zu e i n e m Volke.“ In dieser, bis zur Lächerlichkeit widerspruchsvollen, bei jedem Worte über Logik und Tatsachen stolpernden Weise „denken“ und sprechen dort immer neue und neue Tausende. Jedes Schiff bringt Hunderte neuer Kandidaten für diese seichteste Seichtheit mit.

Wahrlich, man kann Zangwill nur dankbar sein. Indem er die alte „Schmelztiegel“-Theorie in ihrer wahren und vollen Gestalt auf die lichtübergossene Bühne von Washingthon stellte, hat er zustandegebracht, was von der andern Seite niemandem gelang: Die amerikanische Judenheit ist stutzig geworden.

* * *

Der Amerikanismus ist im Grunde nichts Neues. Wir hatten in Europa ähnliche Erscheinungen und haben sie noch: Auf einem Staatsterrain leben mehrere Völker zusammen. Eines davon

ist durch gewisse, nicht immer bessere Eigenschaften oder infolge eines geschichtlichen Vorsprunges zum Staatsvolk par excellence geworden. Es entsteht die Fiktion eines Nationalstaates, es bildet sich eine Art staatsnationale Idee und ein staatsnationaler Fanatismus heraus, der nicht weiß oder nicht wissen darf, was er will. Mit der Zeit aber lernen es die andern in ihrer nationalen Entwicklung gestörten Volksstämme, zu ahnen und beginnen sich zu wehren. Die nationale Konstruktion entlarvt sich immer mehr als solche. Und für die repräsentierende Staatsnation endet die ganze widernatürliche Exposition schließlich nur mit einer Bloßstellung und mit einem Defizit an wahrer nationaler Energie.

Von diesen seinen europäischen Analogien unterscheidet sich nun allerdings der Amerikanismus durch mehrere Momente: Erstens durch die Grandiosität der Erscheinung, die sich in den hohen Völker- und Bevölkerungsziffern ausdrückt. Dann dadurch, daß der Prozeß der Nebeneinander- und Durcheinanderschichtung der Völker, in vollem und raschem Fluß begriffen, noch gar nicht abgeschlossen ist. Es fehlt der geschichtliche Hintergrund für die nationale Sonderentwicklung. Einen fernern Unterschied begründet der Mangel der historischen Territorien für die verschiedenen Völker. Und schließlich handelt es sich hier angeblich nicht um eine fertige, sondern um eine neue Nation, die erst aus allen diesen Völkern gebildet werden soll oder schon im Entstehen begriffen ist.

Das erste Moment ist offenbar nur formaler Natur und ändert daher an der Analogie nichts. Das zweite verliert seine Bedeutung, sobald man nur an dem einmal eingenommenen Standpunkt der nationalen Souveränität festhält. Dieselbe Entwicklung, die das Herrenvolk seines am Ende auch historischen Vorrechts entkleidet, begründet gegebenenfalls auch das persönliche Lebensrecht jedes Volkes, ohne daß sich dieses erst lange auf geschichtliche Vorspiele berufen muß.

Das zweite Moment wird von den Gläubigen des Amerikanismus besonders gern ins Treffen geführt. Man könne doch Amerika nicht mit Österreich oder Ungarn oder der Türkei vergleichen. In diesen Staaten seien die verschiedenen Nationen denn

doch voneinander territorial abgegrenzt und diese Thatsache sei es, welche ein Minimum nationaler Verwaltung verbürgt und letzten Endes die Auserwähltheitsgelüste des repräsentativen Staatsvolkes besiege. In Amerika wohnen die Völker nicht auf ihren eigenen Territorien, sondern im bunten Durcheinander. Da sei nicht einmal das Minimum nationaler Sonderverwaltung gewährleistet und die nationale Präponderanz einesVolkes eine unbedingte kulturelle und wirtschaftliche Notwendigkeit.

In dieser Beweisführung ist das Tatsächliche nicht ganz richtig, die Schlußfolgerung einfach falsch. Nicht ganz richtig ist, daß in den europäischen Nationalitätenstaaten die einzelnen Völker durchaus auf getrennten Territorien wohnen. Bezüglich der Masse stimmt es wohl, aber ganz beträchtliche Teile der einzelnen Nationen wohnen bruchstückweise durcheinander, schichtweise ineinandergeschoben. Und da auch bezüglich dieser Schichten und Bruchstücke immer mehr der Anspruch auf ungestörte nationale Lebensführung sich befestigt, die bezügliche Praxis immer mehr durchdringt, so erweist sich die für Amerika gezogene Schlußfolgerung schon auf europäischem Boden als nicht ganz zutreffend. Heute wird man einer Nation, die des Territoriums entbehrt, nicht mehr zumuten dürfen, daß sie deshalb ihr nationales Lebensrecht einfach negieren lassen soll. Und gerade in Amerika, wo der nationale Territorialitätsbegriff ganz fehlt, selbst der englische Krystallisationskern über kein Territorium verfügt, wird man es am allerwenigsten tun dürfen.

Ein wirklich wesentlicher Unterschied zwischen Herrenvolksbestrebungen, wie sie in Europa vorgekommen sind und noch vorkommen, und dem Amerikanismus liegt nur darin, daß jene von einem bestehenden Volke ausgehen, während dieser im Namen eines w e r d e n d e n Volkes auftritt. Daran kann kein Zweifel sein, obwohl die Tagesphrase in Amerika von der amerikanischen Nation als einer fertigen Tatsache spricht. Das geschieht nur zufolge Verwechslung nationaler und staatlicher Begriffe, vielleicht auch aus Gründen der Politik heraus. Wenn aber der Amerikanismus sich theoretisch fundieren, wo er sich von einem großen historischen Hintergrunde abheben will, da tritt die ganz klare und ohne allen Vorbehalt gesprochene Ansicht

hervor, daß sich in Amerika ein gewaltiger Prozeß abspiele: Die Vorbereitung aller der über das Wasser herüberkommenden Menschenmassen verschiedener Sprache und Nationalität zu einer englisch sprechenden, aber nicht englischen sondern ganz neuen amerikanischen Nation. Und so stark ist diese Vorstellung im Amerikanismus, daß seine Träger die angebliche und angeblich notwendige Entwicklung durch zweckbewußte Tätigkeit zu fördern unternommen haben. Die Volksschule ist darauf zugeschnitten, aus den Kindern aller Einwanderer englisch sprechende und amerikanisch fühlende Menschen zu machen. (Siehe Zitat im ersten Teile des Artikels.) Und es verdient als interessantes Detail festgehalten zu werden, daß die dialektischen Änderungen, welche das Englische in Amerika erfahren hat, von den Schulen mit Bewußtsein in die offizielle Grammatik der englischen Sprache übernommen werden. Das heißt, es besteht eine Tendenz, die beginnende Differenzierung zwischen dem Englisch der Engländer und dem Englisch der Amerikaner zu erhalten, zu erweitern, zu vertiefen.

Nun ist dies alles ja ganz interessant und, wenn man will, als Programm sogar grandios. Aber es braucht deshalb noch nicht richtig und aussichtsvoll zu sein. Zunächst ist ein Zweifel daran erlaubt, ob ein werdendes Volk schon ein genügendes Etwas ist, um überhaupt dies oder jenes anzusprechen, zu fordern, zu wollen? Woher sollte es das Bewußtsein seines Werdens nehmen? Ein Werdender kann doch gemeiniglich erst hinterdrein sein Gewordensein konstatieren. Will man aber in denjenigen einzelnen Menschen, welche die Forderung aufstellen, Außenstehende sehen, die ganz gut Beobachter und Feststeller des Werdens sein können, dann bleibt wieder die Frage offen: Wie weiß man, ob diese Außenstehenden im Namen des werdenden Volkes sprechen dürfen? Wer erteilt ihnen die Legitimation hierzu?

Und wie kann sich jemand, der z. B. die Amerikanisierung der Deutschen als eine Zukunftssicherheit betrachtet, dafür verbürgen, daß auch die Slawen und die Juden in die neue Nation aufgehen werden? Steht es denn nicht schon heute fest, daß die verschiedenen Völker einen ungleich großen Assimilations-Koeffizienten haben? Und ergibt sich nicht aus der Geschichte der

letzten hundert Jahre, daß mit dem Wachsen des Wertes alles Persönlichen dieser Koeffizient bei allen Völkern immer schwächer und schwächer wird, mit andern Worten, daß ihre Lebensbeharrlichkeit immer mehr zunimmt? Und nun sollte, während selbst der nachgiebige Lebenswille von früher oft genug der Assimilationskraft eines starken, lebenden, jungen oder ausgereiften Volkes mit Erfolg widerstand, — der gesteigerte Lebenswille von heute vor einem werdenden, also ungeborenen Volkstum kapitulieren müssen?

Das ist die Unwahrscheinlichkeit selbst. Und wer aufmerksam beobachtet und prüft, was in Amerika vorgeht, wird auch nirgends dauernde Ansätze dieser angeblichen Nationsbildung wahrnehmen.

Gewiß sind viele fremde Elemente im Laufe der Zeit assimiliert worden. Aber erstens geschah dies zu einer Zeit, wo von einem Massenzufluß nach Amerika noch keine Rede war und wo zweitens das nationale Bewußtsein und die nationale Widerstandslust noch nicht über den Atlantischen Ozean herübergekommen waren, drittens lag damals noch eine wirkliche Anglisierung vor, während diese heute schon durch den Amerikanismus unmöglich geworden ist.

Der Amerikanismus hat nämlich gar nichts mit Nationalität zu tun. Weder ist er Ausdruck noch auch nur Keim einer solchen. Der Amerikanismus als Tatsache existiert gewiß, aber er ist keine nationale, sondern eine internationale Zivilisationsform. Er ist ins Groteske verzerrter Europäismus, und die Verzerrung ist durch die Grandiosität der amerikanischen Natur, der amerikanischen Entfernungen unterstützt. Hervorgerufen aber ist sie durch die gleichzeitige Masseneinwanderung der heterogensten Elemente, die alle von einem starken persönlichem Triebe nach Erfolg geleitet sind und unter welchen Unternehmernaturen ohne jede innerliche Gemütsfessel die herrschende, von keinem Geistes- und keinem Kulturadel irgendwelcher Art eingeschränkte Rolle spielen. In Europa verhüten starke nationale Kulturmotive das Wolkenkratzertum im gesellschaftlichen, staatlichen und wirtschaftlichen Leben. Selbst der ausgeprägteste Industrialismus nnd Kapitalismus kann in Europa nicht jene schaurig oder komisch grotesken Formen des menschlichen Zusammenarbeitens schaffen, die in

Amerika mit unheimlicher Geschwindigkeit übereinander wachsen. Einige Anläufe hie und da vielleicht. Im ganzen aber erweist sich der national-kulturelle Gehalt überall stark genug, um die zivilisatorische Grundlage alles menschlichen Seins nicht so ungeheure Blasen und Auswüchse entwickeln zu lassen wie in Amerika.

Im Grunde ist die Idee einer amerikanischen Nation eine Art Anerkennung dieser internationalen und antinationalen Natur des Amerikanismus. Es ist die instinktive Suche nach einem Weg heraus aus diesem modernen Babylon, in dem die Völkerseelen zerrüttet und die Menschenseelen verwüstet werden, zu neuer Sammlung, zu neuer Schönheit, zu neuem Charakter. Aber es ist ein falscher Weg. Denn während man sozusagen auf die neue Nation hinarbeitet, entarten die alten Kulturen immer mehr, in ihrer Entartung wuchert die amerikanische Sozialpsychose fort und die Aussicht, in diese kranken Gemeinschaftsseelen eine neue nationale Kultur einzuführen, sinkt auf Null.

Wenn wenigstens das englische Volkstum diesem Debacle der Kulturen standhalten, wenn es wirklich der gesunde Kern bleiben könnte, um den herum sich vielleicht doch die neue amerikanische Welt krystallisieren könnte. Aber auch das ist nicht der Fall. Im Gegenteil: Der Amerikanismus bedroht und schädigt den Anglizismus ebenso wie alle andern Volkstümer. Nicht so sehr durch das bisher bewußte Sich-in-Gegensatz-Stellen zu Alt-England, sondern eben dadurch, daß er seiner Natur nach einen Gegensatz zu allem, was national ist, bedeutet. Und das traurigste ist, daß die Anglo-Amerikaner von dem allgemeinen Wirbel schon zu betäubt sind, als daß sie sehen könnten, wie das, was ja doch ihres Wesens Tiefstes ist und was sie in neuer amerikanischer Form fortzupflanzen glauben, von dem fremden Götzen bedroht wird.

Ja, auch fremd! Denn das ist die furchtbarste Ironie dieses beabsichtigten Völkermordes im Namen eines Phantoms; daß dieses Phantom gar nicht oder wenigstens jetzt nicht von denjenigen getragen wird, von welchen man es anscheinend in erster Linie erwarten müßte — von den Amerikanern englischer Herkunft, sondern von den Fremden. Auch Zangwill ist dies aufgefallen. Nur sieht er mit schiefem Blick. Die verhältnismäßige Zurück-

haltung des altenglischen Elementes gegenüber dem menschenunwürdigen, im tiefsten Grunde auch freiheitsbaren Wirbel, diese unbewußte letzte Auflehnung des tiefsten Selbst der Anglo-Amerikaner gegen den Amerikanismus — erklärt er einfach als Rückständig- und Gesättigtwordensein. Und das richtungs- und sinnlose Gepolter der eben Herübergekommenen und sofort Gefallenen erscheint ihm als eine einzige große Freiheitshymne, gesungen zu Ehren der angeblich im Geborenwerden begriffenen Mater Amerika.

Nein, was „amerikanisch" geworden ist an den Einwanderern. bietet wenig Spielraum für Bewunderung und Verherrlichung. Im Gegenteil: Nur mit dem Reste ihres Mitgebrachten lösen sie Sympathien aus. Vom Amerikanismus ausgemergelt, haben sie doch nicht alle Fühlung mit ihrer Volksseele verloren. Wie würden sie sich sonst in eignen nationalen Quartieren sammeln? Ein Fünkchen eigner Seele ist geblieben, und dieses Fünkchen wartet vielleicht auf neue lodernde Kraft. Ja, wer zufällig nicht die Blindheit der Tagesmenge teilt, sieht sogar deutlich die sich mehrenden Anzeichen nationaler Wiederbesinnung. Sie sind fast e i jeder in Amerika vertretenen Nation festzustellen. Vielleicht wird die eine oder die andere weitersiechen und vielleicht zuletzt doch im Engländertum (nicht in dem legendären Amerikanismus) aufgehen müssen. Aber für die Mehrzahl muß die nationale Erholung möglich werden, Es ist nicht auszudenken, was sonst aus Amerika werden sollte. Es gibt für dieses gesegnete Land, das einst die halbe Menschheit beherbergen wird, keinen andern Weg, um den „Amerikanismus" zu dämpfen, um seine ärgsten Verzerrungen los zu werden, als nationale Kulturen, und zu diesen kann es nur durch entschiedene Abkehr von seinem Schmelztiegel-Ideal gelangen...

Die Anwendung aller dieser Beobachtungen und Folgerungen auf die amerikanischen Juden ergibt sich von selbst, wobei im voraus festgestellt werden möge, daß ich hierbei vorzüglich die Juden osteuropäischer Abstammung mit jüdischer Umgangssprache im Auge habe. Denn die andern bieten ein höheres Interesse nur in der Hinsicht, daß sie das Beispiel einer jüdischen Gruppe darstellen, welche schon im zweiten Assimilationsmilieu weilt. Im wesentlichen aber stellen sie denselben Typus einer

potentiellen, aktiver nationaler Lebensfunktionen entkleideten Nation dar, wie etwa die deutschen Juden. In der Frage der Erhaltung der jüdischen Nation in Amerika spielen sie daher — ganz abgesehen davon, daß ihre Anzahl verhältnismäßig gering ist — eine unbedeutende Rolle. Die Entscheidung liegt unstreitig bei den ostjüdischen Massen, ob sie sich hier in ihrer starken jüdischen Eigenart behaupten oder diese einbüßen und bestenfalls auf den nationalen Standard ihrer westjüdischen Brüder sinken werden.

Mit Rücksicht auf diesen „besten" Fall darf nicht zu viel Hoffnung aus der Tatsache geschöpft werden, daß die ostjüdischen Massen in Amerika einen, vielleicht den stärkst entwickelten Trieb, örtlich zusammen zu bleiben, gezeigt haben. Denn in dem Augenblick, wo sie etwa das westjüdische Kolorit annähmen, würde dieser ihr Trieb sicherlich nachlassen und die Neigung, auseinanderzugehen, würde von Tag zu Tag stärker werden. Die erschlaffende religiöse Gesetzestreue bei den bürgerlich Gearteten nnd die Abgewöhnung der jüdischen Umgangssprache seitens der Intelligenz und des Proletariats müßten unbedingt wie Sprengstoff wirken.

Von weit größerm Belang ist, daß sich als natürliche Folge aus dem Zusammenströmen und Zusammenwohnen ein ziemlich stark ausgestaltetes und reich nuanciertes nationales Kulturleben in den alten und in modernen Formen ergeben hat. Wer aus Europa, auch aus den Ländern des Ostens herüberkommt und das erstemal durch die jüdischen Straßen von New York wandelt, ist erstaunt und gelegentlich auch hingerissen von dieser kräftigen jüdischen Lebensbejahung, und kann einem Zweifel, ob dies alles nicht doch nur vielleicht ein Eintagsleben ist, nicht ordentlich Raum in seiner Seele geben. Es ist ihm fast unmöglich, seine warme Verwunderung so abzukühlen, daß er aufhören sollte, an die Weiterentfaltung dieser verheißungsvollen Anfänge zu glauben. Wer etwa unmittelbar nach diesen Eindrücken Zangwills Lehre vernimmt, kann nicht anders als wenigstens bezüglich der Juden sie verneinen. Da ist noch nichts geschmolzen, noch nichts verschmolzen. Da ist jüdische Art und nur jüdische Art — ja sogar lebendigere jüdische Art als sonstwo in der Welt.

Doch mit der Zeit wird der Blick für gewisse dunkle Punkte in diesem lichtem Bilde geschärft. Vor allem ist es die Jugend, die jüngste Jugend, die die Schule besucht oder sie verläßt, deren Betrachtung schwere Sorge weckt. Daß sie an der ziemlich allgemeinen Verflachung und Verwilderung der amerikanischen Jugend teilnimmt, mag an sich noch leichter ins Gewicht fallen. Wenn nur damit nicht eine völlige Abkehr von den Eltern und dem elterlichen Stamm verbunden wäre. Wenn diese kleinen eitlen Narren in ihrer Volksschulweisheit, in ihrem bißchen Englischsprechen, in ihrem „Amerikanertum" nicht Gründe genug sähen, um auf die alte tiefe Intelligenz ihres elterlichen Milieus, auf Sprache und Sitte der Alten, endlich auf deren „Grünheit" mit ebenso putziger als trauriger Verachtung herabzublicken! Das ist schlimm, sehr schlimm sogar. Wie ich es merkte, habe ich auch nicht einen Augenblick gezögert, in aller Öffentlichkeit das Bild so zu zeichnen, wie ich es sah. Und es ist bemerkenswert, daß sich bei solchen Gelegenheiten niemals eine Stimme gegen mich erhob, ja, daß sogar meistenteils die Versammelten zu erkennen gaben, wie sehr ich ihnen aus der Seele gesprochen, wie ich eine wunde Stelle ihres Herzens berührt habe. Erst als ich in Europa meine Schilderung wiederholte, stellten einige Preßorgane die Sache so hin, als hätte ich in Amerika ganz anders gesprochen. Warum sie das taten, will ich nicht genau untersuchen. Ich will zu ihrer Ehre annehmen, daß es nur aus, übrigens ungerechtfertigterweise, beleidigtem amerikanischen oder amerikanisch-jüdischen Patriotismus geschah. Aber feststellen möchte ich, daß von Zeit zu Zeit in allen diesen Blättern, ob sie nun eine konservative oder irgendeine radikale Richtung vertreten, ganz ähnliche Klagen zu lesen sind, als „Stimmen aus dem Publikum" sowohl als im redaktionellen Teile. Nur daß diese Zeitungen nicht fähig oder nicht bereit sind, daraus wenigstens theoretische Nutzanwendung zu ziehen. Die jüdische Jugend versinkt vor ihren Augen, sie sehen es, sie wissen es, sie geben es zu — aber von der Verhimmelung jenes Systems, das daran Schuld ist, können sie nicht lassen. Selbst auf halbem Wege kehren sie noch immer zu ihrem Götzen um — wie z. B. mein im ersten Teile dieses Artikels zitierter Gewährsmann, der für die Ent-

judung der Jugend die Straße verantwortlich macht, nur um die public school, dieses Hätschelkind des Amerikanismus, retten zu können.

Und so führen sie — vielleicht mehr aus Unvermögen, zu prüfen und zu urteilen, als aus bösem Willen — das Volk immer tiefer in die Schlamastik hinein; und können dies um so leichter, als es ohnehin schon im voraus auf ihre Lehren gestimmt ist. Denn es muß gesagt werden und ich habe es auch in Amerika gesagt, dieselben Alten und Eltern, die über ihre Kinder seufzen und viel darum geben würden, sie jüdischer zu sehen — verbeugen sich im Grunde selbst vor der Seuche. Will man erfahren, mit welch rasender Eile auf amerikanischem Straßenpflaster die Instinkte, nicht so sehr des Bluffs, als des sich Bluffenlassens, das Verlieren des kulturellen Augenmaßes und lächerlicher Größenwahn um sich greifen — dann gehe man unter die Besten der Guten, unter die Treuesten der Treuen und beobachte sie: Welche kindische Freude sie haben, wenn sie — nicht etwa Englisch erlernen, das streben sie gar nicht an, nein, nur — in ihr Jiddisch ein paar englische Wörter mengen können! Wie sie sich freuen, wenn man ihre Namen englisch ausspricht! Und namentlich, wie sie sich über das „Grünhorn" lustig machen — über jene Unglücklichen, die noch nicht lange genug in Amerika sind, um schon europäische und jüdische Kultur und Würde eingebüßt zu haben.

Hat man dies alles beobachtet, dann hört man auf, den Kindern zu grollen, die gewiß nicht entarten würden, wenn sie nicht die unbewußte, uneingestandene, aber mit tausend kleinen Handlungen, Gebärden und Worten täglich bewiesene Zustimmung ihrer Alten fühlten? Wie sollen sie das für groß und schön halten, wofür sie diese höchstens mit Strafpredigten, aber niemals mit ihrer vollen Persönlichkeit eintreten sehen? Wie sollen sie nicht Widerwillen gegen das Judentum haben, wenn ihr kindlicher Scharfblick auch bei jenen, die „gute Juden" zu sein sich bestreben, die geheime Scham herausspürt?

Wie immer man's aber nimmt, ob man auf die Presse (samt der gesinnungsverwandten Intelligenz) zurückgreift, die die Schande nur ausweitet, oder auf die Jugend, die sie sich in der

uniformen Schule holt, oder auf die zu empfänglichen Massen, immer kommt man auf dieselbe Ursache zurück, auf die Verheerung der Köpfe durch den sogenannten amerikanischen Gedanken, auf die unglückliche Schmelztiegel-Idee.

Eine entschiedene Besserung ist kaum zu erwarten, ehe sich nicht in der ganzen öffentlichen Meinung der Umschwung vollzieht, der aber sicherlich nicht nahe ist und den am allerwenigsten zuerst die Juden als praktische politische Forderung aussprechen dürfen. Damit würden sie sich nur lächerlich machen. Es bleibt ihnen also vorläufig nichts übrig, als die unpolitische Arbeite an sich selbst, als innere Arbeit, als kulturelle Gegenmaßregeln gegen die Assimilation, gegen die Verwandlung von hunderttausenden Ostjuden in Juden gelockerten nationalen Zusammenhangs.

Ich habe darüber mit vielen Leuten in Amerika gesprochen und von manchem die Antwort bekommen: „Was wollen Sie? Sie sind schlecht orientiert! Wir haben ganz andere Verhältnisse hier. Bei Ihnen gibt's Assimilanten, bei uns gibt es gar keine. Bei uns kommt die Assimilation ganz von selbst, rein mechanisch infolge des Lebens, infolge der Schule. Da ist nichts zu machen." Im ersten Augenblick frappierte mich die Bemerkung. Bei näherer Untersuchung fand ich aber bald heraus, wie unzutreffend sie ist. Denn erstens ist es nicht wahr, daß unsere europäische Assimilation, oder was man so nennt, nicht von selbst, nicht infolge des Lebens und der Schule komme. Kann man doch überhaupt keine geistige Bewegung einfach machen, irgendwo im Fluße der Tatsachen muß sie doch, und sei sie später noch so stark ins Bewußtsein übergegangen, ihren Ursprung haben. Zweitens kann man doch Leute, die das Fortschreiten der Assimilation mit offensichtlicher Befriedigung konstatieren, ja sogar bewußt vieles tun, um dieses Fortschreiten zu unterstützen und seine Unterbrechung zu hindern, ganz ruhig Assimilanten nennen. Und wenn sie sich selbst nur als Zeugen und schuldlose Werkzeuge der Assimilation bezeichnen, so hat das vielleicht seinen tiefern Grund darin, daß sie meist mit ihrem Unterbewußtsein dem Gegensatz ihrer eigenen Ideologie, dem Fortleben ihres Volkes, dienen. Und darin enthüllt sich auch die dritte und wesentlichste

Unrichtigkeit der obigen Behauptung. Es ist trotz allem und allem nicht wahr, daß die Assimilation in Amerika bis zu jenem Grade steigen muß, wo wir alle Hoffnung auf ein intensiveres Fortleben lassen müssen. Es ist nicht wahr, daß ein Widerstand gegen die Assimilationstendenz vergeblich und der Sieg des Lebens aussichtslos ist. Es ist dies deswegen nicht wahr, weil im amerikanischen Judentum deutlich auch eine entgegengesetzte Tendenz wahrzunehmen ist, und zwar nicht bloß die alte stammliche Beharrungskraft des jüdischen Volkes, sondern eine sie ergänzende, neue steigende, tätige Tendenz; eine Tendenz, die aus den neuen Auffassungen über das Nationale überhaupt, aus dem Borne der jüdischen Renaissancebewegung, namentlich aber auch aus dem neuerstandenen, ungewöhnlich massigen, jüdischen Milieu in Amerika fließt. Wohl kommt aus der amerikanischen Schule und von den amerikanischen Straßen eine jüdische Jugend, die zum größten Teile die peinlichste Abkehr vom Judentum bedeutet. Wohl ist auch, wie wir sehen, die alte Generation mitschuldig. Aber auf dem Boden der in den letzten Jahrzehnten in Europa und Amerika geschaffenen neuen nationalen Lebenstatsachen und offenbar auch in unbewußter Ahnung des in Amerika zu erwartenden Umschwunges wächst allmählich eine neue Generation der jüngern Alten hervor. Mit neuen Führern und Forderungen, neuen Wünschen und Empfindungen tritt sie auf und sie hat natürlich die Eignung, auch eine Jugend in die Welt hinauszuschicken, die sich nicht mehr notwendigerweise vom Judentum abkehrt. Neue Gedanken realer und idealer Einigung, Pläne neuer Massen- und Kindererziehung tauchen auf und leiten wie von selbst zu dieser neuen Jugend hinüber.

Das alles widerlegt jedenfalls diejenigen, welche die Unvermeidlichkeit der Assimilation behaupten und verlangen, daß die bisherige Wegrichtung unbedingt eingehalten werden müsse. Soweit menschliche Voraussicht reichen kann, ist ein reichliches Kapital vorhanden, damit sich die Juden Amerikas dem scheinbaren Schicksal des Unterganges entgegenstemmen und es abwenden. Es ist ja nicht ganz unmöglich, daß sich der allgemeine Ideenumschwung in Amerika stark verzögert, und es ist auch möglich, daß der neue Lebenswille an der allgemeinen Entartung

amerikanischen Zusammenlebens scheitert. Niemand kann genau berechnen, wie stark dieser neue Lebenswille ist und wie lange er aushalten kann. Aber nur, wer die Mächte nicht kennt, die sich da im jüdischen Volke regen, wird sie unterschätzen. Und nur, wer sich von der Scheidemünze der verschiedenen politischen Durchschnittsanschauungen bestechen läßt, wird die Lebenskraft des Amerikanismus und die Dauer seiner noch werbenden Kraft überschätzen. Gerade die Aufnahme, die das Drama Zangwills, der in jede dieser beiden Kategorien zu gehören scheint, fand, bestärkt die Hoffnung. Möge sie auch wirklich in Erfüllung gehen! Für Amerika, für das ernstlich freie, für das verfeinerte Amerika, für den Völkerhort der Zukunft, würde es sicherlich kein Schaden sein. Und was für das jüdische Volk diese Sicherung eines so beträchtlichen Teiles, vor dessen Verlust es jetzt noch zittern muß, zu bedeuten hätte, das braucht doch nicht erst gesagt zu werden.

Bodenständigkeit.

Herbst 1909.

Wenn man will, kann man sich die Menschen der Zukunft mit so feinen Präzisionssinnen und -seelen vorstellen daß sie sich auch ohne Boden national zusammenfinden und auseinanderhalten werden. Doch der Gedanke ist nur interessant, entspricht aber auch nicht den bescheidensten Ansprüchen an wenigstens gedachte Wirklichkeit. Die Menschen mögen zu einer seelischen Subtilität gelangen, wie wir sie heute nicht einmal ahnen können, eines mechanischen Ausgangs- und Stützpunktes werden sie niemals entraten können. Immer, wenn es darum gehen wird, sich in gegenseitiger Beeinflussung und Ergänzung gegenüber dem Fremdartigen zu einer Eigenart zusammenzuschließen, werden sie stets den Boden brauchen.

Es ist aber klar, daß es sich bei dieser Feststellung nur um den Boden als unumgänglichste örtliche Voraussetzung menschlicher Beziehungen handeln kann, nur um den Grund, auf dem sich irgend eine menschliche Ansiedlung befindet. Der Zusammenhang dieser Niederlassung mit anderen, räumlich getrennten Niederlassungen auf einem weiteren Landgebiete ist nicht vorausgesehen. Gerade dieser aber ist gemeint, wenn man heute vom Boden spricht. Nicht der begrenzte Fleck Erde, sondern das ausgedehnte Territorium ist es, das man heute Boden nennt. Und einzig und allein dieser Boden ist es, dem man heute die Eignung zuschreibt, Entwicklungsstätte nationaler Kultur zu sein.

Natürlich ist dieser erweiterte Bodenbegriff nicht einfach als logischer Fehler zu werten. Er ist auch nicht Sache müßigen Zufalls, sondern aus der Geschichte zu erklären:

In jenen Zeiten, die den eigentlichen nationalen Gestaltungen vorausgingen, war sicherlich nur das Zusammenleben an einem Orte die Voraussetzung dafür, daß Stammes- oder Rasseneigenart im Sinne einer besonderen Kulturentwicklung fruchtbar wurde. Durch den gesteigerten Verkehr wurden aber diese Ansiedlungen mit einander in Berührung gebracht und erhielten die Tendenz, sich zu großen nationalen Kultur-Organismen zusammenzuschließen. Nun war jedoch der Verkehr noch viel zu schwerflüssig, noch viel zu bedächtig, um diese Tendenz in ferne Länder zu tragen. Ja meist hatte überhaupt die Geschichte noch nicht für Stammes- und Geistesverwandte in weit auseinanderliegenden Ländern gesorgt. Und was die Hauptsache war, der Prozeß der Zusammenschließung der Kulturgruppen fiel gerade mit der zivilisatorischen Entwicklung größerer Verwaltungsgebiete, Staaten zusammen. Dadurch kam er in Abhängigkeit vom Territorium. Es bildete sich die Tatsache und der Begriff des nationalen Territoriums, oder noch richtiger, nationalen Staatsterritoriums heraus, als der Voraussetzung nationalen Lebens und einer repräsentativen Kultur der Nation.

Was ist da eigentlich geschehen? Ist durch diese Entwicklung die Funktion des Bodens in seiner ursprünglichen Bedeutung als örtlicher Unterlage einer einzelnen Menschenansiedlung ausgelöscht worden? Gewiß nicht. Denn das Zusammenleben in Gemeinden bleibt ja doch erste Bedingung für jene gegenseitige Beeinflussung und Ergänzung der Volksgenossen, von der wir gesprochen haben. Was auch immer der Wert des Bodens in weiterem Sinne, des Territoriums, für eine Nation sein mag, die Wurzeln ihrer kulturellen Kraft liegen doch zweifelsohne in der Gemeinde.

Der Unterschied gegen früher liegt vielmehr nur darin, daß die Gemeinde früher ein einzelliges Kulturwesen war, während sie jetzt Zelle unter Zellen im ganzen großen nationalen Organismus ist. Früher war sie nur selbständige Vollstreckerin eines Kulturwillens, jetzt ist sie der Nation dienstbar geworden und

dient ihr durch eine mächtige Zwischen-Instanz, die den eigentlichen Organismus der Nation bildet, durch den Komplex der nationalen Zellen.

Daß aber dieser Komplex durch geschichtliche Einwirkungen den territorialen oder richtiger den territorialstaatlichen Charakter angenommen hat, beweist noch keineswegs, daß dieser unbedingt für ihn notwendig ist. Eine Analogie mit dem örtlichen Charakter der Zellen-Kultur besteht nicht. Der Begriff des Zusammenwohnens kann nicht von der Scholle auf ein Land ausgedehnt werden. Und um ein erstes Keimen von Kultur, zu dem allein mechanisches Beisammensein erforderlich ist, kann es sich hier ja gar nicht handeln. Hier geht es um den Kulturweg von Zelle zu Zelle. Und das ist ein Weg, der immer mehr geistiger Bahnung fähig ist, für den Territorium und Staat nur als bedingte, der bedingten Schwerfälligkeit des Wanderers angepaßte Bequemlichkeiten, in Betracht kommen. Die nationale Kultur in ihrer Reife und in ihrem Flusse, ist eine eminent geistige, innenmenschliche Tatsache und es ist daher unmöglich, daß sie unter allen Umständen und für immerwährende Zeiten, auf die harte konkrete Erde oder gar obendrein auch auf das Machtgebot des Staates angewiesen bleibe. Ihre geistigen Inhalte werden immer mehr imstande sein, sich, ohne den Boden zu berühren, von Zelle zu Zelle mitzuteilen.

In der Tat erkennen wir schon in der Vergangenheits- und Gegenwartsgeschichte Umrisse einer Entwicklung in dem bezeichneten Sinne. Schon im Altertum zeigen sich Milderungen des Territorialprinzips und dies bezeichnenderweise bei den geistig fruchtbarsten Völker der damaligen Zeit, den Juden und den Hellenen. Auf die Juden werden wir ja noch zu sprechen kommen. Bezüglich der Hellenen sei auf den panhellenischen Gedanken verwiesen, der sich nicht nur nicht an die Form eines Gesamtstaates klammerte, sondern selbst über die Grenze des zusammenhängenden Territoriums hinaus verstreute Kolonien umfaßte.

Das Mittelalter bietet der Betrachtung besondere Schwierigkeiten, und dies umsomehr, je mehr man sich von der angeblichen Alleinherrschaft des religiösen Gedankens imponieren läßt und je leichter man geneigt ist, die internationale Form der Religion

als tatsächliche Internationalität anzuerkennen. In Wahrheit sind die Völker des Mittelalters von nationalen Kulturkräften, die gerade im religiösen Leben oft genug in ihren schärfsten Eigentümlichkeiten zum Ausdruck kamen, ebenso belebt wie heute. Und diese Kulturkräfte waren umso freier, gingen umso ungehinderter auf ihren eigenen Spuren, als es den damaligen Staaten gar nicht in den Sinn kam, seine Daseinsberechtigung mit ihnen zu verbrämen.

Was die Neuzeit betrifft, so könnte man leicht versucht sein, schon aus dem Erstarken des Staates, besonders aber aus den nationalen Freiheits- und Einigungskämpfen des letzten Jahrhunderts auf einen Stillstand oder Rückgang der hier behaupteten Entwicklung zu schließen. Der Schluß wäre aber voreilig. Denn der Sieg des Staates hat nur seiner Etablierung als vorwiegender Organisation des sozialen und ökonomischen Interesses der eventuell auch national gemischten Gesamtheit vorgearbeitet. Und die Betonung des Territoriellen ist eine aus den Zeitumständen begreifliche Nebensächlichkeit gegenüber dem mächtigen Hervortreten des nationalen Gedankens selbst. In der Tat mehren sich auch gerade in letzter Zeit die Anzeichen dafür, daß der Nationalismus von dieser ihm innerlich fremden Nebensächlichkeit immer unabhängiger wird.

Vielleicht ist gerade Amerika berufen, in nicht zu ferner Zeit eine klassische Stätte interterritorieller Nationalitätskultur zu werden. Diese Hoffnung wird jeder schöpfen dürfen, der sich nicht vom Straßenlärm des modischen Amerikanismus betäuben läßt, sondern die Dinge so sieht, wie sie sich abspielen. Für den Augenblick allerdings ist die Entwicklung in Europa weiter gediehen. Ganz besonders auf der Balkanhalbinsel und in der habsburgischen Monarchie. In der letzteren ist man nicht einmal mehr weit von gesetzlichen Konsequenzen der geänderten tatsächlichen Nationalitätsverhältnisse entfernt. Ja, es sind sogar schon manche kleine Abschlagszahlungen auf diese Gesetzgebung geleistet worden.

Im übrigen handelt es sich ja hier gar nicht um diese sozusagen formalen Folgerungen, um die Erklärung der Nationalität als eines streng persönlichen Rechtes, um die Konstituierung der Nationen als juristischer Persönlichkeiten, mit einem Worte, um

die Etablierung der nationalen Autonomie. Vielmehr geht es hier hauptsächlich um die Feststellung, daß nationale Gemeinschaften, deren territoriale Grundlagen schon sehr gelockert sind, trotzdem die Fähigkeit zeigen, die Arbeit der kulturellen Verbindung von Zelle zu Zelle in sich selbst und durch sich selbst zu besorgen.

Im übrigen lebt in den meisten noch so unbedingten Anhängern des territorialen Nationalismus das Gefühl, daß die Wirklichkeit oder Möglichkeit vom Territorium unabhängiger nationaler Kultur nicht ganz geleugnet werden kann. Und man zieht es darum meistens vor, nicht dieses selbst, sondern ihre Vollwertigkeit in Zweifel zu ziehen. Nur ein territorial vereinigtes Volk sei imstande, eine nationale Vollkultur zu erzeugen, jedes andere könne höchstens eine minderwertige hervorbringen.

Man wird nun fragen dürfen, was eigentlich unter nationaler Vollkultur zu verstehen ist? Wer gelernt hat, Kultur als nationalen Geistestypus von der Zivilisation als stufenweiser Menschheitsentwicklung zu unterscheiden, wird dieser nur Grade, jener nur Qualitätsunterschiede zubilligen, wird sich überhaupt weigern, Nationen oder Kulturvariationen innerhalb derselben Nation von vornherein gegeneinander abzuschätzen. Am allerwenigsten werden da Sympathien und Wahlverwandschaften mitsprechen dürfen. Eine Wertung wird erst dann möglich werden, wenn sie im Grunde nicht mehr die nationalen Kulturen in ihrer nackten Wesenheit trifft, sondern nach der Kraft und Mannigfaltigkeit, die ihre Äußerungen unter verschiedenen Einflüssen von außen aufweisen?

So wird vor allem der Grad der Zivilisation, der wirtschaftlichen Entfaltung, dadurch, daß er der nationalen Kultur eine größere oder geringere Menge und Mannigfaltigkeit an Ausdrucksmöglichkeiten verleiht, Voraussetzung von Messungen und Wertungen, die praktisch auf Messungen und Wertungen der Kultur hinauslaufen. Aber erstens können sie für einen Wertvergleich von territorialer und interterritorialer Kultur schon deshalb nicht benützt werden, weil hier der Gradunterschied der Zivilisation überhaupt nicht in Betracht kommt. Die beiden Kulturformen können ja unter dem gleichen Zivilisationsgrade ebenso Wirklichkeit werden wie unter verschiedenen. Und dann sind die von

der Zivilisation geschaffenen Kulturränge denn doch viel zu vergänglicher Natur.

Es gibt aber noch eine zweite Art von Kulturrängen, die von der kulturellen Energie eines Volkes, von seiner größern oder geringern Beharrlichkeit, Beständigkeit, Festigkeit in der plastischen Durchsetzung seines Wesens bestimmt wird. Und es kann kein Zweifel sein, daß diese rangentscheidender ist, als die erste. Dies schon aus dem Grunde, weil sie die andere umstürzt. Es ist ja keine seltene Erscheinung in der Geschichte, daß ein zivilisiertes Volk vor dem unzivilisierten, aber von kräftigerer, ursprünglicherer Eigenart zurückweichen muß. Es gibt nun Leute, die dies beklagen oder gar bejammern. Aber nur aus Unfähigkeit, den Vorgang zu begreifen. Sie wissen nicht, daß erstens der Stufengang der menschlichen Zivilisation vom Gesichtspunkte der Gesamtheit gesichert und durch lokale Störungen nicht gefährdet ist. Und verstehen außerdem nicht, daß diese Störungen nicht anderes bedeuten, als die sozusagen notwendig gewordene Auswechslung eines Geschichtsrades gegen ein anderes, worauf die Sache wieder umso flotter vorwärts geht. Man braucht ja nur an das etwas abgeplagte Beispiel der untergehenden zivilisierten Römer und der aufgehenden weniger zivilisierten Germanen zu denken.

Nun kommt es aber ganz darauf an, wodurch ein Volk größere, das andere geringere Kulturenergie gewinnt. Und hier ist der Punkt, auf welchem diejenigen einsetzen, die eine kulturelle Minderwertigkeit des interterritorialen Volkes behaupten. Sie glauben nämlich, daß nur das Territorium imstande sei, eine große, starke, siegreiche Kulturenergie zu verleihen. Ohne Territorium könnten die Kräfte nicht in einander fließen, die Energie, wenn sie sich schon zu gestalten begänne, müßte wieder zerflattern und die Kultur, die dabei verkäme, trüge von vornherein in sich den Stempel der Mattheit, der Schaffensunlust und der Schaffensunfähigkeit, des Todes, ohne gelebt zu haben; sie würde ein Leben allmäliger Abdankung zu Gunsten anderer Kulturen führen.

Dieser Argumentation gegenüber sei nun vor allem darauf aufmerksam gemacht, daß nach geschichtlichen Erfahrungen auch ein Territorium die Kultur eines Volkes nicht zu sichern vermag.

Dies namentlich dort nicht, wo die Staatsmaschinerie nicht in den Händen des betreffenden Volkes war, wo ein fremder Wille das nationale Territorium beherrschte. Und wenn man nun einwendet, daß Territorium eben im Sinne von Staatsterritorium interpretiert werden müsse, so kann nachgewiesen werden, daß auch der Nationalstaat niemals seiner Kultur sicher gewesen ist. Eine Nation ist in das Gebiet einer anderen eingebrochen und hat dort ihren Staat errichtet oder eine Staatsnation hat ein einbrechendes Volk mit überlegener Kraft ihrem Staatswesen eingefügt. Und doch ist oft genug in den beiden Fällen die Siegerin der Kultur des besiegten Volkes unterlegen. Was ist das anderes, als ein Beweis, daß Territorium, auch das staatliche, keinen Schutz gegen die Mächte der Kulturzerstörung gewährt, daß ihm also höchstens der Charakter einer förderlichen Bedingung zugeschrieben werden kann, während die letzten Ursachen der Kulturenergie anderswo liegen müssen.

Was aber diese letzten Ursachen betrifft, so werden sie kaum so leicht aufzudecken sein. Sie werden wohl in den meisten Fällen in vorgeschichtliche Zeiten, bis zu Vorgängen hinaufreichen, die mit der Bildung der Nation zusammenhängen. Territorium kann dabei eine Rolle gespielt haben, aber nicht das Territorium als Kategorie, sondern ein bestimmtes mit seiner abfärbenden Kraft. Man wird daher mit einem nur sehr kleinen Fehler, der in vielen Hinsichten durch die innere Erbentwicklung gleich Null wird, die nationale Gesamtpersönlichkeit selbst für die große oder geringere Kulturenergie eines Volkes verantwortlich machen können. Man wird einfach sagen dürfen, daß Völker mit einem schwachen Fond an schaffendem Eigenleben auch aus der bequemen territorialen Kulturstütze wenig oder wenig dauerhaften Nutzen ziehen, während gutfundierte Völker sich gegebenenfalls von ihr emanzipieren können, da sie die Garantie eines normalen und zwischen den Zellen gut funktionierenden Kulturlebens in sich selbst tragen.

Damit steht natürlich nicht in Widerspruch, daß territorielle und interteritorielle Kultur nicht dasselbe Gesicht haben können. Vollzieht sich ja dort der Krystallisierungsprozeß auf gebahnten Wegen, sozusagen sichtbar und kontrollierbar, hier aber unsichtbar

und unwägbar. Dort will man daher den sogenannten Erdgeruch verspüren, hier das Rauschen ewigen Flügelschlages hören. Das sind eben nicht Unterschiede, die man messen und vergleichen kann, sondern solche der Art. Jede der beiden Kulturgattungen ist eine selbständige Erfüllung der Seingesetze eines Volkes. Und nichts berechtigt zur Annahme, daß die eine von vornherein reicherer Entwicklung fähig ist als die andere. Beide unterliegen dem Stufengesetze der Zivilisation und beide ruhen auf dem Fundament des geeinigten Volkes. Ob nun die Einigung eine unmittelbare ist oder durch das Territorium geschieht, kurz, wie man die Sache auch wenden mag, die Minderwertigkeit der interterritoriellen Nationalkultur, gegenüber der territorialen läßt sich durchaus nicht nachweisen.

Oder vielleicht doch noch? Denn im letzten Augenblick, schon nach Aktenschluß sozusagen, taucht ein gewichtiges Bedenken auf — die Sprache. Wie soll sich bei zerstreuten Ansiedlungen die Einheit der nationalen Sprache, beziehungsweise diese selbst, erhalten?

Nun fragt sichs freilich, ob ein Volk und seine nationale Kultur die nationale Sprache wirklich so ganz und gar nicht entbehren können. Für die Beantwortung dieser Frage ist es ziemlich gleichgiltig, ob man sie als Schöpferin oder als Geschöpf der nationalen Gemeinschaft ansieht. Denn im ersten Falle wäre es ja nicht unmöglich, daß das Kind schließlich auch ohne seine Mutter existieren kann. Andrerseits könnte wieder, im zweiten Falle, die Sprache auf dem Wege der Rückwirkung von absoluter Bedeutung für die nationale Gemeinschaft werden. Entscheidend ist also nur die beobachtete Wirklichkeit: Sprache eine unbedingte Begleiterscheinung und mächtige Stütze der nationalen Existenz.

Die Fälle, in welchen ein Volk auch nach Verlust seiner Sprache fortgelebt haben soll, sind nicht beweismachend. Bei näherem Hinsehen stellt sich da alle Male heraus, das man es mit einer Zerrüttung des nationalen Systems zu tun hat, von welcher Sprachverlust ein Symptom ist. Das Fortleben enthüllt sich als ein Fortsiechen und langsames Sterben, oder wenigstens als ein versteinertes, rückwärts gewandtes Dasein. Ist es aber da

oder dort doch mehr geblieben — vielleicht infolge ganz ausnahmsweiser Gestaltungen —, dann hat sich die sprachbildende Kraft des Volkes sicherlich bald wieder einer neuen Sprache zugewandt.

Denn jede, selbst die stärkste Nation ist der Tücke ihrer Umgebung und inneren Erschlaffungstendenzen ausgesetzt. Und in diesem stillen, aber heißen Kampfe gegen äußere Abfaulung und innere Anfaulung braucht sie eine Schutzwehr. Als solche dient ihr zuweilen und aushilfsweise die nationale Religion, ganz vorzüglich aber und immer die nationale Sprache. Und diese ist ihr keine fremde Stütze, wie das Territorium, sondern eine solche die aus ihrem eigenen geistigen Bereiche stammt. Sie ist das Medium, durch welches sich der geistige Verkehr von Zelle zu Zelle vollzieht, sie ist es, die das nationale Milieu in seinem Bestande sichert.

Man sieht also, der Einwand, daß es einem Volke ohne Territorium unmöglich ist, nationale Sprache zu behaupten, ist tatsächlich zu beunruhigen geeignet, namentlich, wenn auch die religiöse Schutzwehr fehlt oder nicht mehr stark genug ist. Denn was soll einem Volke werden, das jeder kulturellen Schutzwehr entbehrt? Zum Glücke ist aber der Einwand selbst leicht zu widerlegen. Vor allem läßt sich auch hier die Frage stellen: Wie ist es in denjenigen Fällen, die sich namentlich in früheren Zeiten ereigneten, daß die Sprache des siegenden oder besiegten Volkes einen vollständigen Sieg über die Sprache des andern Volkes davontrug, sie ganz verdrängte? Wie kommt es, daß der Besitz des Territoriums das besiegte oder Siegervolk nicht im Besitze seiner Sprache sicherte? Wo ist da die spracherhaltende Kraft des Territoriums geblieben?

Und ist sie nicht auch dort widerlegt, wo zwei oder drei Nationen auf demselben Territorium in durcheinandergewürfelten Gruppen oder gar gruppenlos durcheinandergewürfelt ihre Sprachen bewahren? Da kann's ja sicherlich auch nicht das Territorium getan haben.

Also kann dem Territorium höchstens der Charakter einer förderlichen Bedingung zugeschrieben werden, während die letzten Ursachen der Sprachbeharrlichkeit tiefer liegen müssen: Dort,

wo auch die sonstige Kultur-Energie ihren Ursprung hat, zuletzt in der Volkspersönlichkeit selbst. Und diese muß auch als der Sprachbeharrlichkeit eigentlichste Garantie angesprochen werden.

Doch eines freilich darf bei der Besprechung dieser ganzen Frage nicht vergessen werden: Das wirtschaftliche Moment und sein Einfluß auf das Kulturschicksal. Damit soll nicht etwa der Standpunkt des ökonomischen Materialismus im allgemeinen oder für die Kultur- und Sprachfrage insbesondere angenommen werden. Kultur, nationale Kultur bedeutet die innere menschliche Qualität und Verschiedenheit innerhalb der zivilisatorisch-ökonomischen Menschheitsstufen. Sie schichtet innerhalb dieser, ist jedoch selbst ganz unökonomisch und entzieht sich daher der ökonomischen Erklärungsweise wie kein anderes geschichtliches Geschehen. Das Werden und der Aufbau des Baustiles oder der Sprache läßt sich nicht auf wirtschaftliche Bedingungen zurückführen. Es ist ja auch zu evident, daß sie unter den gleichen wirtschaftlichen Bedingungen verschieden werden.

Allein Werden und Vergehen sind für dieselben Tatsachen zwei sehr verschiedene Dinge. Und so darf man nicht vergessen, daß das nichtwirtschaftliche Entstehen und Wesen der Kultur und Sprache ihren Untergang durch wirtschaftliche Anstöße nicht ausschließt. Wenn sich also nachweisen ließe, daß unbedingt nur das nationale Territorium der nationalen Kultur und Sprache den nötigen wirtschaftlichen Rückhalt verleihen kann und daß sie ohne diesen auf Gnade und Ungnade wirtschaftlichen Zerstörungskräften ausgeliefert wäre, so behielten schließlich doch die unbedingten Territorialnationalisten Recht.

Worin soll nun aber eigentlich dieser wirtschaftliche Rückhalt, den nationale Kultur und Sprache angeblich nur auf eigenem Territorium finden, bestehen? Doch nicht nur in der bloßen Steigerung der ökonomischen Organisationsmöglichkeiten des Volkes durch die relative räumliche Nähe? Denn einen nnmittelbaren inneren Konnex zwischen Ökonomie und nationaler Kultur gibt es ja nicht. Sofern aber der mittelbare gemeint ist, der durch die Zivilisation als den letzten Ausdruck wirtschaftlicher Tatsachen hergestellt wird, — welchen Unterschied sollte es dann machen, ob der zivilisatorische Hintergrund der Kultur nur von einer Nation bestritten wird oder von mehreren zusammen?

Der wirtschaftliche Rückhalt, den das Territorium gewährt, darf also wohl nur darin gesucht werden, daß es die Volksgenossen bis zu einer gewissen Grenze vor der Gefahr bewahrt, in wirtschaftliche und damit auch allmälig in kulturelle Abhängigkeit von Fremden zu geraten. Aber ganz abgesehen von der Grenze, die durch das wirtschaftliche Vordringen nationaler Minderheiten gezogen ist — sollte es denn wirklich keine andere Garantie der Unabhängigkeit geben?

Man könnte z. B. auf die gewahltigen interterritoriellen wirtschaftlichen Unternehmungen und Verbände verweisen, die heute mit größtem Erfolge arbeiteten. Das ist doch sicher breiteste Organisationsmöglichkeit ohne territorielle Grundlagen. Oder andererseits auf jene für die Volkswirtschaft immer wichtiger werdenden Organisationen, die sich auf kleine Verwaltungsgebiete, namentlich auf Stadtgemeinden beziehen und die breitere territorialstaatliche Organisationsbasis immer besser ersetzen.

Allerdings ließe sich dagegen wieder einwenden: Was soll die territoriumlose Nation bewegen, sich dieser Organisationsmittel gerade im eigenen Wirkungskreise, gerade im Interesse der eigenen Nation zu bedienen und sich einen Rückhalt gegen die Gefahr wirtschaftlichen und damit auch kulturellen Abhängigwerdens zu sichern? Woher soll für die unbewußte Menge der Anreiz kommen, wenn er nicht durch persönliche wirtschaftliche Interessen gegeben ist? Indeß, man braucht sich nicht zu viel Mühe zu nehmen, um diesen Einwand zu widerlegen. Man braucht gar nicht aus dem Wachsen des persönlichen Kultur- und Sprachbewußtseins auf ein Erstarken desselben in dem Maße zu schließen, daß auch kommunale Verbände und interterritorielle Zusammenschlüsse auf national-wirtschaftlicher Grundlage wahrscheinlich werden. Ja, man kann sich sogar ganz ruhig eingestehen, daß solche Verbände und Zusammenschlüsse nicht von Dauer sein können, weil sie im letzten Grunde dem Zuge der Entwicklung, die auf reinliche Scheidung des Kulturellen und Wirtschaftlichen ausgeht, widerspricht. Man kann sich den Luxus dieser Konsequenz erlauben, weil man schon von einer relativ geringen Leistung des nationalen Kultur- und Sprachbewußtseins die erwünschte Garantie gegen wirtschaftliche Gefährdung natio-

naler Positionen erwarten darf. Das nationale Beharrungsvermögen braucht nämlich nur soweit zu reichen, um die Volksgenossen im „fremden“ Land und auf „fremdem“ Wirtschaftsgebiet den entnationalisierenden Versuchungen der Ambition und des Erwerbs widerstehen zu lassen. Daran aber, daß es soweit kommen kann, braucht man schon deshalb nicht zu zweifeln, weil es schon mehrfach so weit gekommen ist. Das nationale Gewissen prägt sich immer mehr aus. Die Erfolge der nationalen Minderheitsbewegungen in den verschiedenen Länder der Erde sprechen eine sehr beredte Sprache. Dabei spielt allerdings eine Rolle, wieviel Kulturzellen eine solche Minderheit in einem Lande hat — aber nur insoferne, als sich die Zellen schneller durchsetzen müssen, wenn sie dichter, und langsamer, wenn sie schütterer gesäet sind.

Es gibt also für territoriumlose Völker keine absolute Wirtschaftsgefahr mehr — und das Territorium ist nicht nur keine durchaus sichere, sondern auch nicht die einzige Garantie gegen kulturelle Überwindung auf dem Wege ökonomischen Unterjochens. Die letzte und wichtigste Bürgschaft liegt wieder nur in der nationalen Kultur-Energie.

Doch darf man sich von allen diesen Erkenntnissen keineswegs dazu verleiten lassen, die Bedeutung des nationalen Territoriums auch als geschichtlich bedingter Notwendigkeit zu leugnen. Überhaupt hieße es die bisherigen Ausführungen gründlich mißverstehen, wollte man glauben, daß sie auf eine Bagatellisierung des nationalen Territoriums abzielen. Man kann Gesamtheitserscheinungen mit dem „alles oder nichts“, mit dem Horror vor Gegensätzen durchaus nicht beikommen. Gewiß besteht zwischen dem immobilen Territorium und der Nation als beweglicher Gesamtheit beweglicher Menschen ein Wesenswiderspruch. Daraus darf aber keineswegs geschlossen werden, daß sie unter gewissen Voraussetzungen nicht zu einer Gesamterscheinung zusammenwachsen können. Das Gegenteil ist tausendfach als Tatsache erhärtet und diese Tatsache läßt sich sicher nicht umgehen.

Und wenn man nun auch davon überzeugt ist, daß eine Entwicklung von diesen Tatsachen weg begonnen hat, die einen Fortschritt bedeutet, so muß man sich wieder erst recht hüten, den neuen Tatsachen Anspruch auf Ausschließlichkeit zuzubilligen.

Besteht ja aller Fortschritt darin, daß zu den alten eine neue, allerdings revolutionierende Möglichkeit hinzutritt. Und unter Umständen liegt schon in der Vervielfachung der Möglichkeiten die höhere Stufe, die sozusagen zu erreichen war.

Jedenfalls ist es vorläufig noch ganz unmöglich, das nationale Territorium als quantité negligeable zu behandeln. Noch ist meistens der freie Zug des nationalen Geistes von Kulturzelle zu Kulturzelle zu wenig gesichert. Noch ist die Durcheinanderwürfelung der Völker in den ersten Stadien und niemand kann mit Bestimmtheit sagen, ob sie sich auch usque ad finem und ausnahmslos in allen Gegenden der Erde durchsetzen wird. Noch immer fehlt für die Mehrzahl der Völker der Anreiz, auf das bequeme territoriale Fundament, das sie besitzen, zu verzichten. Noch immer gibt es auch zu wenige, die genug Interesse und Macht haben, um jene in ihrem ruhigen Besitze zu stören. Und noch immer werden die Unzufriedenen eher dran denken, den Besitz der Zufriedenen für sich in Anspruch zu nehmen, als sich mit diesen in ihn zu teilen. Darum kann man es aber auch einem Volke, das von der Scholle ganz losgerissen und über die ganze Erde zerstreut ist, wie das jüdische, nicht verdenken, wenn von Zeit zu Zeit in seinen intelligenten Kreisen das Verlangen nach einem Territorium laut wird und in seinen Massen die Sehnsucht speziell nach jenem Lande wohnt, das einstmals das Land ihres Volkes war. Und darum sind Bestrebungen im Sinne dieses Verlangens und dieser Sehnsucht durchaus gerechtfertigt. Nur dürfen sie nicht von einer völligen Verkennung der eigenen Situation ausgehen, müssen Wirklichkeiten anerkennen und sich vor Willkürlichkeiten hüten. Wo sie das nicht tun, verkörpern sie nicht nur theoretische Irrtümer, sondern verurteilen sich auch zu praktischer Erfolglosigkeit. Das gilt nicht nur in Hinsicht auf den breiten, allzubreiten Raum, der gewöhnlich den konkreten Golusleiden und dem Territorium als der Erlösung aus ihnen eingeräumt wird — darüber in anderem Zusammenhange! —, sondern auch mit Bezug auf die kulturellen Antriebe der territorialen Bestrebungen.

Grade daraus, daß die Lage der Juden von den andern Völkern so gründlich verschieden ist, folgt die Notwendigkeit einer vorsichtigeren Stellungnahme zur territoriellen Nationalidee,

Von den anderen Völkern sind erst einige wenige vom Interterritorialismus stärker ergriffen, die meisten erst gestreift und manche noch gar nicht berührt. Sie haben daher ein größeres oder geringeres geschichtliches Recht, ihre Sache nur auf das Territorium zu stellen. Sie haben es auch für lange Zeiträume noch gar nicht anders nötig, die Entwicklung wird ihnen schon rechtzeitig die neuen Forderungen präsentieren. Aber man darf nicht vergessen, daß die Juden schon im Altertum in ihrer „Bodenständigkeit" erschüttert wurden — und vielleicht mehr aus innern als aus äußeren Ursachen —; daß sie dann ein ganzes langes Mittelalter hindurch auf die Interterritorialität geradezu gezüchtet wurden; und daß sie jetzt dort halten, wo viele Völker erst früher oder später, manche vielleicht auch (für ihren Teil) niemals anlangen werden. Man muß sich erinnern, daß sie das erste und bislang einzige Beispiel völliger Interterritorialisierung vorstellen. Als solches sind sie nicht mehr berechtigt, ihr Schicksal einzig und allein dem territorialen Nationalprinzip anzuvertrauen. Und sie haben es auch nicht nötig. Vielmehr müssen sie, so wie sie infolge äußerer und innerer Ursachen die ersten ihres Schicksals wurden, auch die ersten sein, um aus ihm zu ziehen, was sich aus ihm ziehen läßt. Früher als alle andern müssen sie die vom Territorium unabhängigen nationalkulturellen Möglichkeiten herausfühlen, müssen ihr Dasein dankbar anerkennen, nicht sie schmollend von sich weisen oder sich überdrüssig gefallen lassen.

Selbst der Weg zum Territorium, soweit es noch erreichbar ist, führt einzig und allein über diese Bejahung. Denn durch eine Kulturwüste voll Ekels vor der eigenen Art, wie sie nun einmal geworden ist, und voll Verzicht auf sie, kann er nicht führen. Und wenn es Leute gibt, die solche Wüstenmärsche wagen, so nur deshalb, weil sie nur eben Wüste um sich sehen und doch die Sache ihres Volkes nicht verloren geben wollen... In Wahrheit hat das jüdische Territorial-Ideal dieses ganze Wüstenargument gar nicht nötig und ist die Wüste selbst nichts anderes als eine billige Phantasie.

Wer kann denn leugnen, daß die Juden, wenn es ihnen wirklich gelänge, ihr Land nicht nur zu erwerben, sondern auch zu behaupten, damit einen bedeutenden kulturellen Aktivposten

gewännen. Zunächst wäre eine unstreitig im Herzen des Volkes verankerte Liebe und Sehnsucht in tätiges Leben umgesetzt, und das allein ist schon Gewinn. Dieses Leben stellte aber auch eine neue Lebensvarietät neben der alten vor. Die Rolle, die bei andern Völkern die vom Territorium losgetrennte Nationalkultur spielt, würde hier infolge der entgegengesetzten Voraussetzungen von der neuen Territorialkultur übernommen werden. Hier würde sie eine Bereicherung der jüdischen Kulturmöglichkeiten um eine bedeutsame und fruchtbare Spezies ergeben.

Aber diese Erkenntnis kann doch keinen, wie immer rück- oder besser vorwirkenden Einfluß auf das Urteil über die Existenz und den Wert der interterritoriellen Kultur des jüdischen Volkes haben. Diese muß an sich, namentlich in Hinsicht auf die allgemeine Entwicklung des interterritoriellen Gedankens, betrachtet werden. Dies wollen wir nur nun tun und wir werden uns überzeugen, daß das Judentum, und zwar in seiner ostjüdischen Mehrheit, über die Voraussetzungen nationaler Kultur, Kulturzellen und geistige Kommunikation von Zelle zu Zelle, verfügt. Wir werden in dieser Kultur Blüten und Früchte und eine Fülle von hoffnungsreichen Keimen feststellen. Und dieses junge Leben einer alten Nation — die einzige fertige Tatsache unter den sonstigen vorläufig unfertigen und halbfertigen Tatsachen interterritorieller Kultur wird wohl am besten deren Existenz und Vollwertigkeit erhärten.

VIERTER TEIL

(Nationale Politik)

Über selbständige jüdische Politik*)

Jüdische Parlamentarier sind keine neue Erscheinung. Wi begegnen ihnen in allen neueren Verfassungsstaaten fast vom Anfange des konstitutionellen Lebens an. Allein wir finden keinen einzigen unter ihnen, der sich als Vertreter der jüdischen Bevölkerung gefühlt und bekannt hätte. Diese Erscheinung ist erklärlich genug, wenn man bedenkt, daß der Sieg des konstitutionellen Prinzips in den meisten Staaten West- und Mitteleuropas in die Ära des fast unbestrittenen Assimilationsgedankens fällt. Die Fiktion einer ausschliesslichen Glaubensgemeinschaft ohne allen nationalen Charakter, sowie der Umstand, daß der jüdische Glaube selbst von Seite des Staates nur wenig bevormundet wurde, konnten den Gedanken an eine jüdische Interessenvertretung nicht aufkommen lassen.

Außerdem muß zugegeben werden, daß in den meisten Staaten, die hier in Betracht kommen, die Zahl der Juden viel zu klein ist, als daß eine solche Vertretung möglich erschienen wäre. Die englischen, französichen oder italienischen Juden hatten und haben überhaupt nicht die Macht und die Gelegenheit, auch nur einen einzigen Juden als Juden in die Volksvertretung zu entsenden. Daß aber jüdische Abgeordnete, deren Wähler fast ausschließlich Nichtjuden sind, nicht als Repräsentanten der Judenheit auftreten können, ist selbstverständlich. Wenn hier eine Ent-

*) Referat, im Auftrage der Zentrale der zionistischen Partei in Rußland im Jahre 1907 erstattet.

wicklung zur Wahrnehmung und konsequenten Verfolgung jüdischer Interessen einsetzen sollte, so müßte sie sich in einer ganz eigenen Richtung bewegen. Es könnte sich nicht um die Wahl von Juden, sondern nur darum handeln, Kandidaten überhaupt, die irgendwie auf die Stimmen größerer lokaler jüdischer Gruppen oder sonstwie auf jüdische Hilfe reflektieren müßten, auf eine den Juden freundliche Haltung zu verpflichten. Und wirklich zeigt sich das Entstehen einer solchen Wahlpolitik außer in Amerika, wo allerdings Fortschritte über sie hinaus zu erwarten sind, in England und zum Teile in Frankreich. In Italien ist die Zahl der Juden viel zu gering und sind sie viel zu sehr in die übrige Bevölkerung eingestreut, als daß eine solche relativ selbständige jüdische Wahlpolitik bis auf weiteres irgendwie in Frage kommen könnte.

Was die deutschen Juden betrifft, so erscheint es fraglich, ob sie zu einer weitergehenden Eigenpolitik als die amerikanischen, englischen und französischen Juden berufen sind. Es ist dies im Hinblick auf die Bevölkerungs- und nationalen Verhältnisse in Posen und Oberschlesien, vielleicht auch in manchen Städten Süddeutschlands, wie etwa Frankfurt a. M., nicht ausgeschlossen. Doch wie dem auch sei, soviel steht fest: In keinem andern Lande könnte eine wenigstens relativ selbständige jüdische Politik in dem oben auseinandergesetzten Sinne wirksamer und ausgebreiteter betrieben werden, als gerade in Deutschland. In keinem ist sie aber auch in weniger ausgesprochenem Maße und weniger zur Anwendung gekommen. Nicht umsonst ist Deutschland das Land, wo man die unmittelbare Hingabe des Romanen und Angelsachsen an die Tatsachen nicht kennt, sondern Theorien und Systeme noch hütet, wenn sie eigentlich schon abgetan sind. Dieser deutschen Nationaleigentümlichkeit gegenüber kann sich natürlich eine irgendwie selbständige jüdische Politik nur äußerst langsam entwickeln.

Umsomehr kann die bisherige politische Betätigung der deutschen Juden als Schulbeispiel für die schweren Fehler betrachtet werden, die jede größere jüdische Gruppe macht, wenn sie es verabsäumt, an eine wirksame Vertretung ihrer besonderen Interessen zu denken. Und so groß auch der Abstand zwischen

den Selbständigkeitsmöglichkeiten der deutschen und der östlichen Juden sein mag, letztere können immerhin aus den Versäumnissen der ersteren lernen.

Die deutschen Juden schlossen sich von allem Anfang an dem Freisinn an. Das entsprach der durchaus bürgerlichen Zusammensetzung der deutschen Judenheit sowie ihrem Angewiesensein auf eine Entwicklung im Sinne geistiger Freiheit — und war insofern ganz gerechtfertigt. Selbst heute läßt sich für bürgerliche Juden in Deutschland kaum ein anderer Standpunkt denken. Aber das Natürliche desselben wurde und wird dadurch in Unnatürlichkeit gewandelt, daß die deutschen Juden auch nicht einen Augenblick daran dachten und zum größten Teile auch heute noch nicht denken, sich im Lager des Freisinns irgend welche selbständige Stellung zu sichern. Alle tatsächliche Eigenheit des Wesens, aber auch alle Rücksicht auf tatsächiche Wohlfahrtsbedürfnisse der jüdischen Bevölkerung wurden außer Acht gelassen, wurden einer abstrakten Formel geopfert. Statt sich eine Position zu sichern, zu der die innere Kraft vorhanden war, statt Verträge mit genauen Stipulationen zu schließen, lieferte man sich bedingungslos Freunden aus, die im Grunde gar nicht treulos zu sein brauchten, um an den Juden kein spezielles Interesse zu nehmen. Die aber auch ein solches Interesse, soweit sie sich etwa nnerlich dazu gedrängt fühlten, gar nicht nehmen durften, weil der Feind auf der Lauer stand, jederzeit bereit, sie der Masse als Judenschützer zu denunzieren.

So kam, was kommen mußte. Gerade der Umstand, daß die Juden so ohneweiters zwischen die Mannschaften des Freisinns eingestreut wurden, trug wesentlich dazu bei, den Freisinn zu diskreditieren. Durch diese fingierte Selbstverständlichkeit wurde nämlich der Instinkt des Volkes umso rascher und gründlicher darauf geführt, wie wenig selbstverständlich eigentlich die Sache sei. Es fiel in hellen Schaaren von der Partei ab, und was zurückblieb, geriet in eine nervöse Angst nur ja nicht des Judenschutzes geziehen zu werden. Diese Angst und die wachsende Machtlosigkeit aber drückten selbst das bißchen praktischen Nutzens, das die prinzipielle Bejahung der Gleichberechtigung durch den Freisinn hatte, auf nichts herab.

Nun standen die deutschen Juden freundlos und ohne Organisation der eigenen Kräfte dem wachsenden Antisemitismus gegenüber, — einerseits demjenigen der offiziell antisemitischen Parteien, andererseits dem, der sich in den anderen Parteigruppen, bis in den Freisinn hinein, sowie in der Regierung selber verbarg. Weil sie es versäumt hatten, sich eine wirkliche politische Macht zu verschaffen und durch ein strammes Selbstsein dem deutschen Volke in allen seinen Schichten zu inponieren, mußten sie sich jetzt ohne Wehr und Waffen allerlei Zurücksetzung in der staatlichen Karrière, allerlei Störungen ihres wirtschaftlichen Lebens, allerlei Hetzen und Unbequemlichkeit, mußten sie sich gefallen lassen, die Zielscheibe des Spottes für das ganze lachlustige Germanien zu werden.

Gewiß, die deutschen Juden blieben vom Schlimmsten verschont und werden es hoffentlich bleiben. Aber das ist mitnichten ein Beweis für den Wert ihrer Unselbständigkeit. Denn sie verdanken, daß sie relativ so glimpflich wegkamen, einzig und allein ihrem Schicksal, welches sie gerade unter ein Volk von einer entwickelten Gleichmäßigkeit des Wesens und in völlig europäische Verhältnisse, übrigens auch unter ziemlich günstige wirtschaftliche Bedingungen brachte. Und nur ihre falsche politische Methode war und ist Schuld daran, daß sie mit diesem ihrem Gute so wenig anzufangen, damit politisch so wenig aus sich zu machen wußten.

Andererseits darf man nicht den bedeutsamen Milderungsgrund übersehen, der den deutschen Juden zu Gute kommt! Daß sie in einem im großen Ganzen national einheitlichen Lande wohnen, wo auch noch so bescheidene andersnationale Ansprüche — namentlich in Zeiten nationaler Erhebung oder imperialistischer Expansion — besonders unangenehm auffallen müssen. Die österreichischen Juden könnten auch diesen Milderungsgrund nicht für sich geltend machen. Sie, — die in einem Staate leben, dessen Daseinsgrund nicht mit der nationalen Idee zusammenfällt, der einer ganzen Reihe von Völkern als gemeinsames Haus dienen muß — brauchten nicht die Rücksichten der Volksgenossen in Deutschland zu üben. Vor ihnen lag der Weg der Selbständigkeit offen und zweifellos gangbar da. Wenn sie ihn trotz-

dem nicht einschlugen, ist ihr Fehler unvergleichlich größer als der der deutschen Juden, und die Strafe, — die sie hiefür ereilte, fällt umso schwerer ins Gewicht.

Die österreichischen Juden traten, den alten zentralistischen Traditionen der habsburgischen Monarchie getreu, aber in Verkennung der seit jeher in Österreich wirkenden Tendenzen, ursprünglich zumeist als Deutsche auf. Und zwar war es wie im deutschen Reiche, die Partei der Freisinnigen, die hier meist Liberale hießen, der sie sich rückhalts- und vorbehaltslos, unter völliger Aufgabe der eigenen Individualität anschlossen. Dabei wurde der Fehler doppelt oder gar dreifach so groß wie in Deutschland. Denn erstens verfügten die Juden in Österreich doch über ganz andere Zahlen, so daß die Unwahrheit, als geschähe da nichts, was eine gewisse Begründung oder Erklärung benötigte, schon mit den Händen zu greifen war. Dann kamen zu der hiedurch beschleunigten und in ihrer Kraft gesteigerten Abrechnung allgemeiner antisemitischer Art noch die Abrechnungen hinzu, welche die verschiedenen Völker mit den Juden wegen ihrer einseitigen Parteinahme für ein Volk zu pflegen hatten.

So begegnen wir in Österreich mehreren überaus lehrreichen Dokumenten für die Schäden der üblichen jüdischen Politik, als deren sinnfälligstes wir die christlich-soziale Partei betrachten können. Es ist dies jene Partei, welche das Kronland Nieder-Österreich und dessen Hauptstadt, die zugleich die Reichshauptstadt ist, Wien beherscht. Dieses ganze Gebiet war noch vor kurzer Zeit die Domäne der deutschliberalen Partei, in welcher die Juden, wie man sagt, eine Rolle spielten, freilich ohne als Juden auch nur den Mund auftun zu können oder zu wollen. Von dieser ganzen Herrlichkeit ist soviel wie nichts mehr vorhanden. Die deutschliberale Partei ist aus Wien und Nieder-Österreich wie weggeweht, denn die armseligen Reste, die sich noch so nennen, sind kleine Gruppen von Juden, die das Bedürfnis haben, allein weiter deutschliberale Partei zu spielen und sich lächerlich zu machen. Doktor Lueger herrscht mit seinen Getreuen. Und die Wiener Juden, ein Zehntel der Einwohnerschaft, 160.000 an Zahl, sind nicht nur zur völligen Einfluß-

losigkeit verdammt, sondern auch ganz und gar der Willkür des antisemitischen Stadtregimentes, der Ungnade oder der gnädigen Laune des Herrn Bürgermeisters Dr. Lueger ausgeliefert. Die Wiener Juden müssen sich die unsinnigstens und beleidigendsten Schikanen gefallen, die empfindlichsten wirtschaftlichen Schläge versetzen lassen — tausende und abertausende Existenzen brachen schon zusammen —, ohne sich wehren zu können. Wie sollten sie sich auch wehren — sie, die nicht in besseren Zeiten für irgend eine Organisation und Konzentration ihrer Kräfte vorgesorgt haben und nunmehr wirklich einer Herde planlos durcheinanderlaufender Schafe gleichen.

Wenn sie nicht noch mehr leiden, als es der Fall ist, so haben auch sie dies nicht ihrer Vorsorge zu danken, vielmehr zweien Tatsachen, die ohne sie zustande gekommen sind: Der gesetzlichen Gleichberechtigung und dem Anwachsen der industriellen Arbeiterschaft. Selber haben sie sich nur zuzuschreiben, daß diese beiden Tatsachen bloß automatisch, d. h. mit dem Mindestmaß der möglichen Energie wirken, daß die Gleichberechtigung, die nicht mehr zerrissen werden kann, durchlöchert, und von der Sozialdemokratie nur mit sichtlicher Nachlässigkeit gehütet wird.

Man könnte speziell diese letztere Behauptung mit dem Hinweise auf die maßgebenden Parteipersönlichkeiten jüdischer Abstammung bestreiten, die die Partei im Sinne dieser eigenartigen Passivität beeinflussen. Und sicherlich ist dieser Einfluß nicht wegzuleugnen. Aber es ist nur der Anlaß der merkwürdigen Judenpolitik der österreichischen Sozialdemokratie, nicht ihre Ursache. Diese liegt lediglich in den Juden selbst. Wer nur einigermaßen die menschliche Natur, namentlich, wie sie sich im öffentlichen Leben äußert, kennt, weiß, daß nur derjenige auf ausgiebige und freudige fremde Hilfe hoffen darf, der selber noch irgendwie respektabel auftritt. Stünden die österreichischen, resp. Wiener Juden in der Stellung und planvollen Sammlung zielbewußter Selbstverteidigung da, das Verhalten der Sozialdemokratie wäre sicherlich ein anderes, und die Juden der Partei könnten's nicht wehren. Im übrigen sind ja diese selbst der beste Beweis für die obige Behauptung. Nicht deshalb, weil sie Sozialdemo-

kraten sind, sondern weil sie den alten jüdischen Fehler begehen, unbeschadet ihrer Gesinnung nicht an jene Pflichten zu denken, die ihnen das Geschick und die Besonderheit ihres Volkes auferlegen.

Während in Wien und Niederösterreich die deutschliberale Partei von der christlich-sozialen abgelöst wurde, mußte sie, wo sie in den Alpenländern neben der deutsch-klerikalen bestand, sowie in Böhmen und Mähren größtenteils den radikalen und antisemitischen Schattierungen des deutschen Nationalismus weichen. Und wo sie sich noch aufrecht hielt, hat sie nationalen Wein in's liberale Wasser getan und namentlich — und viel gründlicher als in Deutschland — getrachtet, sich vom Verdachte besonderer Judenfreundlichkeit rein zu waschen. Für die Juden aber kommt es im Grunde sehr wenig darauf an, welche Spielart des Antisemitismus ihnen zusetzt; zuweilen ist auch die nationale unleidlicher als die christlichsoziale, und immer wtrtschaftlich ebenso schädlich.

Die Juden haben aber die deutschliberale Politik auf Tod und Leben nicht nur in rein deutschen Gegenden mitgemacht. Auch in jenen Ländern und Gegenden, wo Deutsche und Tschechen zusammenwohnen, wo also die Besinnung auf sich selbst so nahe lag, trieben sie es ebenso. Kein Wunder, daß sie sichs hiedurch mit den Tschechen gründlich verdarben. Wohl ging dann mit dem Anschwellen der tschechischen Bewegung ein ziemlich beträchtlicher Teil der jüdischen Bevölkerung, teils aus Überzeugung, teils aus Berechnung zu den Tschechen über. Doch konnte damit die Situation nicht gerettet werden. Man gab nur den Deutschen, die natürlich auf die treugebliebene überwiegende Majorität nicht achtete, Stoff zu antisemitischen Ausfällen, und gewann die Tschechen nicht. Diese hatten sich vielleicht größere Hoffnungen gemacht und hatten auch noch Anlaß genug, über die Juden böse zu sein, die mit den Deutschen zusammen eine antitschechische Politik machten. Auf alle Fälle wurden sie, ebenso wie die Deutschen, durch den Mangel an Selbständigkeit und Selbstachtung, an Würde und Einsicht, den die Juden auf Schritt und Tritt verrieten, ermuntert, sich an ihnen, auch soweit sie zu den Tschechen hielten, die Schuhe zu reinigen und sie wirtschaftlich zu verfolgen, wo sie nur konnten.

Wir haben uns jetzt nur mit dem westlichen Österreich beschäftigt. Im östlichen, in Galizien und in der Bukowina, hat sich unter wesentlich anderen Verhältnissen in anderen Formen eine analoge Entwicklung abgespielt. Dort entstand in breiteren bürgerlichen jüdischen Schichten eine in nationaler Beziehung völlig neutrale Aufklärungstendenz, die sich zumeist der deutschen Sprache bediente und in den kaufmännischen Mittelstandskreisen noch bedient; später aber in wesentlich engeren, auf die ganz Reichen und akademisch Gebildeten beschränkten Schichten eine polnische Assimilationstendenz. Von einer Wirkung dieser Tendenzen, namentlich der letzteren, auf die breiten Massen war keine Rede. Zu ihnen drang aber auch, als verfassungsmäßige Zustände eingeführt wurden, kein Strahl politischer Aufklärung. Diese wurde vielmehr ein Monopol der höheren Schichten, wobei man aber Aufklärung nicht etwa im Sinne von Einsicht nehmen darf. Diese Leute waren darüber aufgeklärt, daß sie Politik, zu treiben befugt seien und trieben Politik, aber keine, die ihrem Volke materiell oder kulturell zu Nutzen kommen konnte. Bloß den Eingebungen ihres persönlichen Ehrgeizes oder abstrakten Idealen folgend, warfen sie sich einfach den Nichtjuden an den Hals — zuerst sogar den, man sollte glauben, doch ziemlich abseits liegenden Deutschliberalen, dann, als der deutsche Liberalismus in Österreich abwirtschaftete und die Polen sich zu fühlen begannen, diesen. Obendrein halfen sie noch, in ganz analoger Weise wie die Juden Böhmens, den Polen zumindest indirekt, stellenweise aber auch direkt, die polnische Herschaft auch in dem völlig nichtpolnischen, vielmehr ruthenischen (kleinrussischen) Ostgalizien aufrecht zu erhalten.

Und das Fazit? Eine Behandlung der jüdischen Bevölkerung durch die polnische Szlachta und durch die polnisch-galizischen Landesbehörden, wie sie verächtlicher, beleidigender und wirtschaftlich schädigender nirgends vorkommen kann — auf der einen Seite. Auf der anderen — eine im Stillen der Entladung entgegenreifende Erbitterung der Ruthenen! Überall ein wirtschaftliches Nichts sondergleichen, gegen das anzukämpfen nicht einmal versucht wurde, ein Hungern von Hunderttausenden; aber ebenso eine kulturelle Unfruchtbarkeit, die bei einer so intelligenten und

so jüdisch gebliebenen Gruppe, wie es die galizischen Juden sind, doppelt furchtbar erscheint!

Überhaupt kann man die Verwüstungen, welche die traditionelle jüdische Politik der Selbstentäußerung in Westen Österreichs eingerichtet hat, nicht im Entferntesten mit denjenigen vergleichen, die sie in Galizien verschuldete. Dort fand sie doch ziemlich konsolidierte wirtschaftliche Verhältnisse der Juden und bei den Nichtjuden schon wenigstens ein Minimum an bewußter oder unbewußter Scheu vor Exzessen des Hasses. Sie mußte also nicht zu den letzten traurigen Konsequenzen des ökonomischen und politischen Nullpunktes führen. Dort gab es andererseits ohnehin kein aktives, pulsierendes jüdisches Volksleben mehr, das sie stille stellen und mit der Gefahr der Vernichtung bedrohen konnte — dem unbewußten Temperaments- und Empfindungsjudentum aber in seiner ungeheuren, wunderbaren Stärke konnte sie ohnehin nicht an den Leib. Hier aber in Galizien, mit seinen hunderttausenden jüdischen Bettelproletariern, mit seinen gegenüber Deutschen und Tschechen weit ursprünglicheren, zivilisationsjüngeren Volksstämmen, mit seinem konzentrierten jüdischen Volkstum, das, noch nicht passiv, gerade vor der Alternative stand, es zu werden, oder sich zu erneuern — wie verherrend konnte uud mußte hier eine nichtjüdische jüdische Politik wirken!

Aber der Irrtum erscheint noch unverzeihlicher, wenn man bedenkt, daß hier für eine selbständige jüdische Politik noch ganz andere Möglichkeiten vorlagen, als die sind, die wir bisher kennen lernten. Während selbst für Westösterreich, — wiewohl auch dort schon numerisch viel günstigere Verhältnisse sind, wie etwa in Deutschland — die Frage, ob eine absolute politische Selbständigkeit der Juden möglich erscheint, noch offen ist, muß sie hier direkt bejaht werden. Da haben wir es nicht mit Splittern und kleinen Gruppen zu tun, die selbst zusammengezählt gegenüber der Gesamtbevölkerung oder den anderen Nationen verschwinden, oder wenigstens ganz zurücktreten. Da tritt uns ein an Zahl gar nicht so unbedeutendes Volk entgegen, das noch obendrein an vielen Orten die Majorität, oft eine weitaus überwiegende, bildet. Und dieses Volk hat noch kein einziges Er-

kennungszeichen seiner Besonderheit verloren, es lebt sogar in jener natürlichen und so überaus kräftigenden Organisation zusammen, die durch eine eigene Umgangssprache gegeben ist. Nun denke man: Diese Kräfte, alle diese Möglichkeiten, das ohnehin vom Schicksal nicht besonders begünstigte jüdische Volk zu fördern, — ungenutzt, brach, verschwendet!

Der Irrtum war zu groß, seine Folgen waren zu kraß, als daß sich nicht zuletzt doch Juden finden mußten, die ihm ein Ende machen wollten. Die ersten praktischen Versuche wurden allerdings nicht in Galizien, sondern in der kleinen Bukowina gemacht, wo sie, bei allerdings besonders geeigneten Voraussetzungen, von unleugbarem Erfolge begleitet waren. Hier haben es die Juden verstanden, sich durch eine selbständige Politik eine geachtete und unangetastete Stellung neben den anderen Völkern des Ländchens, den Rumänen (Moldauern), Ruthenen (Kleinrussen) und Deutschen zu erwerben. Dies geschah allerdings fast ganz unprogrammatisch, und darauf ist es zurückzuführen, daß dieser ihrer Errungenschaft vorläufig noch der Charakter des definitiven, unabänderlichen Volkswillens mangelt. Diesen, d. h. eine jüdische Politik auf der Grundlage organisatorischer Selbständigkeit strebt die junge Bewegung an, die sich nach vielen theoretischen und praktischen Ansätzen im letzten Jahrzehnt endlich durchzusetzen beginnt. Wie weit sie in West - Österreich gehen darf, ohne die wirklich vorhandenen Kräfte zu überschätzen, steht, wie gesagt, noch dahin. Gewiß wird die Zukunft auch hier, wenigstens stellenweise, die nbsolute Selbständigkeit ermöglichen. In Galizien ist sie jedenfalls möglich und die Entwicklung strebt ihr sichtlich zu. Die Ruthenen wünschen sie, die Polen und die jüdischen Politiker alten Schlages machen Vermittlungsvorschläge, und die wachsende Schaar derjenigen, die sich mit Bewußtsein zur jüdischen Nation zählen, fordern sie mit steigendem Ungestüm und Nachdruck. Dieser Wille nach Selbständigkeit drückt sich bei der „Jüdischen Sozialdemokratie" (entsprechend dem „Bunde"), für welche allerdings programatisch die Nationalität nicht in dem Maße parteibildend sein darf, wie bei den Bürgerlichen, im Bekenntnis zum jüdischen Volk und in der Separation von der polnischen Partei aus. Den Zionisten und anderen Jüdischnationalen

schwebt eine national-jüdische Partei mit eigener jüdischer Parlamentsfraktion vor. In der Tat ist kaum mehr zu zweifeln, daß schon bei der nächsten, noch in diesen Jahre zu erwartenden, im schlimmsten Falle aber kei der zweitnächsten Reichsratswahl jüdisch-nationale Abgeordnete in das österreichische Parlament einziehen und dort eine eigene Vereinigung bilden werden.

Die schlimmen Erfahrungen, welche die Juden im Westen, namentlich in Österreich, und ganz besonders in Galizien und in der Bukowina, mit ihrer unselbständigen Politik gemacht haben. sind geeignet, die russischen Juden, an die nun plötzlich auch konstitutionelle Rechte und Pflichten herantreten, vor ähnlichen Irrtümern zu warnen. Sie müssen sich umsomehr vor ihnen hüten, als für sie noch viel mehr auf dem Spiele steht, noch viel mehr zu gewinnen und zu verlieren ist.

Rußland steht nämlich noch kaum am Ende schwerer Erschütterungen und jedenfalls erst am Anfange allmäliger und großer verfassungsgesetzlicher, aber auch staatsrechtlicher Umwälzungen. Hier hebt ein Ringen an, so reich an Kampfparteien und ungeheuerlich durch die Kluft ihrer Gegensätze, so verwickelt und undurchsichtig in seinen Entwicklungstendenzen — ein Ringen, wie es wohl noch in keinem Staate der Welt vorgekommen ist. Große feindliche Nationen sehen wir, die jede für sich einen Großstaat bilden könnten, eine Menge kleiner Völker mit ihren Fehden und Allianzen, alle, mit einer oder zwei Ausnahmen, ohne jenes Gleichgewicht der Seele, welches namentlich die Germanen und Angelsachsen so auszeichnst, alle impulsiv, unberechenbar. Wir sehen Millionen den Ideen eines Konservativismus hingegeben, welchen gegenüber der schwärzeste Feudalismus des zurückgebliebensten Winkels Mittel- und Westeuropas die reine Revolution ist, und wieder andere Millionen, die glauben, die Vergangenheit einfach aus der Welt schaffen zu können. Wir sehen die stärkste und tiefste Ländlichkeit, hören aber über ihr schon das Rauschen einer stetig wachsenden Industrie, die vielleicht berufen ist, den amerikanischen Typus zu beschämen.

Und in dieses Tohuwabohu, in welchem die wenigsten den guten Willen haben, sicherlich aber niemand die Zeit, die Interessen des anderen wahrzunehmen, treten die Juden nicht unge

kannt und unbeachtet, sondern mit einem Signalement ein, über welchem der allgemeine Haß wacht. Kann da noch ein Zweifel obwalten, daß sie in erster Linie an sich und an die Organisation ihrer Kräfte denken müssen, wenn sie nicht wollen, daß sie samt und sonders, fünf Millionen Menschen, Männer und Weiber, Greise und Kinder von gierigen Feinden ausgerottet werden? Selbst wenn sie nichts anderes wären, als ein Haufe, den der allgemeine Haß zusammengeschaufelt hat, sie müßten sich auf eigene Füße stellen — um dieses Hasses willen, der nicht auf ihr Kommando hin verschwinden wird.

Nun sind aber die Juden gewiß kein zusammengeschaufelter Menschenhaufe, dem keine Volksseele innewohnt — und am allerwenigsten sind es die russischen Juden. Gerade sie haben ja über den Gütern des jüdischen Altertums und über allen nationalen Idealen am treuesten gewacht; gerade sie haben die hebräische Sprache zu neuer Blüte gebracht; gerade sie haben aus dem Idiom des Volkes eine literarische Sprache entwickelt; gerade sie haben ein jüdisches Arbeiterproletariat in modernem Sinne hervorgebracht; gerade sie haben überhaupt erst einen modernen jüdischen Menschentypus geschaffen. Wenn sie sich also selbständig organisieren, helfen sie nicht bloß ihr und ihrer Nachkommen Leben, sondern auch eine lebensvolle, quellenreiche Eigenart, eine Fülle von Kulturmöglichkeiten sichern.

Andererseits haben es die russischen Juden auch sozusagen technisch leichter, ihre organisatorische Selbständigkeit durchzuführen und zu behaupten. Schon, daß sie die Erfahrungen der anderen haben, auf die sie sich stützen können, ist eine Erleichteruug. Dazu kommt, daß der Staat, der übrigens auch kein National-, sondern ein Nationalitätenstaat ist, ihre Nationalität anerkennt, daß sich mehr als 98% von ihnen zur jüdischen Muttersprache bekennen durften — was beispielsweise in Galizien nicht erlaubt ist. Es ist doch etwas ganz anderes mit Dokumenten, als mit Argumenten zu arbeiten.

Überhaupt haben ja die russischen Juden nicht mit dem im Sinne jüdischer Entwicklung retardierenden Einfluß zu rechnen, dem die galizischen Juden seitens der westösterreichischen stets unterworfen waren und zum Teil noch immer sind. Von Wien

und den westlichen Provinzen aus wurde ja offiziell ausgegeben, was Judentum im Völkerleben zu sein hat, und die politisch noch ganz unreifen galizischen Juden, von ihren Verführern geleitet, fügten sich. Sie, in welchen starke, ganz anders gerichtete Kräfte ruhten, fügten sich ahnungslos der Parole, die noch obendrein vom falsch informiertem Staate mit sanftem und von den eigennützigen polnischen Landes-Machthabern mit unsanftem Nachdrucke wiederholt wurde. Sie erlagen einer doppelten und dreifachen Suggestion. Nun haben allerdings auch die russischen Juden Elemente unter sich, die auf eine Zerstörung der jüdischen Besonderheit hinarbeiten und viele dieser Elemente sind von Einfluß nach außen, es gibt auch weite nichtjüdische Kreise, besonders im polnischen Volke, die Galizien kopieren möchten. Allein das alles stellt keine konzentrierte Macht oder gar Übermacht vor. Die russische Judenheit steht nicht im Banne einer Massensuggestion und der Staat nicht im Banne einer Tradition, aus welcher heraus er eine solche Suggestion unterstützen müßte.

Zaghafte Gemüter könnten allerdings allen diesen prinzipiellen Erleichterungen gegenüber auf die großen Gefahren hinweisen, die sich ergeben müßten, wenn die an ein selbstbewußtes Auftreten der Juden nicht gewöhnten „Anderen“ noch mehr erbittert würden. Aber das Argument wird wohl nur bei wenigen verfangen — zum Teile, weil gerade unter den russischen Juden die Methode freier männlicher Gebahrung in den letzten Zeitläuften mehr Anhänger gefunden hat, als anderswo im Judentum. Dann aber auch, weil man, was richtig an dieser Warnung ist, zugeben und doch mit gutem und ruhigem Gewissen über sie zur Tagesordnung schreiten darf. Denn es läßt sich in der Tat nicht dafür bürgen, daß nicht irgendwo und irgendwann Juden eben wegen ihrer selbständigen Organisation zu leiden haben werden. Aber — und dieses wurde oben schon hervorgehoben — wer nur einigermaßen die Psychologie der Menschen und namentlich der Politik treibenden Menschen versteht, wird wissen, wer sie auf die Dauer mehr zu Gewalttaten reizt, der Schwache, der seine Kräfte zusammengerafft hat und dadurch als Bundesgenosse nützlich oder als Bundesgenosse des Feindes respektabel wird, oder der Schwache, der seine Hinfälligkeit offen zur

Schau trägt? Und was ist's mit dem Verfalle der liberalen Parteien in West- und Mitteleuropa, an dem die Juden unwillkürlich einen großen Teil der Schuld tragen und wofür ihnen alle Schuld aufgehalst wird? Soll sich dies etwa auch in Rußland wiederholen und wird es dann besser sein? Nein, dies alles erkennen und doch wollen, daß den anfänglichen Gefahren ausgewichen werde, heißt die Taktik des Furchtsamen empfehlen, der lieber in den Tod geht, als sich einer relativ leichten Operation zu unterziehen. Mit der Scheu vor Opfern verewigt man nur die Pogrome, statt sie zu vermeiden.

Wenn man nun zu der Überzeugung gekommen ist, daß die russischen Juden auf keinen Fall den Fehler der Unselbständigkeit, den ihre Stammesbüder im Westen gemacht haben, nachahmen dürfen, so hat man damit im Grunde auch schon die Frage beantwortet, welcher Art und welchen Grades die Selbständigkeit sein soll, die sie anzustreben haben. Doch sicherlich die größtmögliche, die größte, die sie mit ihren Kräften erreichen können. Begnügten sie sich mit einer geringeren, würden sie einfach Kapital ungenutzt liegen lassen. Wenn sich neulich eine Delegiertenversammlung mährischer Juden, einschließlich der zionistischen und jüdisch-nationalen Delegierten, hinsichtlich der mährischen Landtagswahlen auf den Standpunkt relativer Selbständigkeit stellte, mag sie damit Recht oder Unrecht haben. Jedenfalls aber konnte sie sich auf das Gesetz, das nur die deutsche und tschechische Nationalität anerkennt und katastriert, auf die geringe numerische Stärke und manche Eigenheiten des Falles berufen. Alle diese Argumente fallen aber für die russischen Juden weg. Sie sind als Nation anerkannt, sie wohnen in einer ganzen Reihe von Städten in dichten Massen, sie haben Majoritäten — sie haben gar keinen Vorwand, die absolute Selbständigkeit im politischen Leben abzulehnen, vielmehr alle Ursache, sie durchzuführen.

Allein, sowie es zur praktischen Durchführung kommt, erhebt sich plötzlich ein Problem, das ja im Munde der Gegner oft nur Vorwand, an sich aber unleugbar eine ernste Gewissensfrage ist, welche eingehendste Prüfung erheischt. Rein theoretisch lautet sie: Kann die Nationalität überhaupt als ein politisches

Prinzip angesehen werden? Und in dieser Form muß sie sicherlich verneint werden. Denn die Nationalitä ist in letzter Linie kein politisches, sondern ein kulturelles Prinzip. Die Nationalität drückt eine Artung und nicht einen Entwicklungsgrad aus, und Politik ist in letzter Linie Kampf zwischen den verschiedenen menschheitlichen Entwicklungsgraden! Die Nationalität zum Kriterium der Politik machen, heißt also, die Entwicklungsgegenstätze verwischen, die Entwicklung hemmen.

Das ist die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit, auch theoretisch nicht. Sie ist es solange nicht, als nicht erkannt wird, daß die Nationalität, wenn auch selbst kein politisches Prinzip, doch eine natürliche Grundlage für die Organisation aller menschlichen, daher auch der politischen Arbeit, eine organisatorische Basis für die verschiedenen politischen Prinzipien ist. Diese Erkenntnis ist nicht alt, einfach aus dem Grunde nicht, weil sich bis vor gar nicht langer Zeit die menschheitliche, zivilisatorische, politische Fortentwicklung hauptsächlich in nationalen Einheitsstaaten abspielte. Da war die natürliche Basis für alle da und man kam nicht darauf, daß man dieser glücklichen Voraussetzung die Reinheit und Ungetrübtheit der politischen Gegensätze zu danken habe. Als sich dann auch in den Staaten mit mehreren, oft noch durcheinander gewürfelten Nationalitäten, den sogenannten Nationalitätenstaaten, die politisch zurückgeblieben waren, die Sehnsucht nach einem ordentlichen politischen Leben regte, dachte man nicht gleich über den Grund nach, der vielleicht der hauptsächlichste des politischen Elends war. Man sah nicht, daß auch dort keine Unabhängigkeit von der nationalen Basis, sondern nur von der nationalen Mannigfaltigkeit bestehe, und schrie einfach: Fort mit der Nationalität aus dem politischen Leben! Erst allmälig kam man hinter das Geheimnis und bezeichnend für diese aufdämmernde Erkenntnis ist, daß die internationale Partei der Sozialdemokratie, z. b. in Österreich ihre eigene Organisation nach dem nationalen Einteilungsprinzipe umgestaltete und sich auch hinsichtlich des Staates für das Prinzip der nationalen Autonomie aussprach.

Die nationale Autonomie, eine der zukunftsreichsten Ideen, wird auch für die Völker der Nationalitätenstaaten die Reinheit

und Ungetrübtheit der politischen Gegensätze herstellen. Dadurch, daß sie jedem Volke die ausschließliche Verwaltung seines eigentlichen Nationalgutes, seiner Kultur, überlassen wird, wird sie schließlich die Völker von der Notwendigkeit befreien, zum Schutze ihrer Eigenart als das, was sie gar nicht sind, als politische Einheiten aufzutreten. Die Nationalitäten werden dann in Hinsicht auf die Politik zu der Rolle zurückkehren können, die ihre natürliche ist, Organisationsbasis zu sein. D. h. auch dann werden die politischen Lager nicht etwa eine unorganische Gewalteinheit, ein doktrinär internationales Durcheinander, sondern einen aus autonomen nationalen Gruppen zusammengesetzten Bund, eine organische Einheit im höchsten Sinne des Wortes darstellen.

Wir sehen, daß selbst, nachdem der Traum von der nationalen Autonomie volle Wirklichkeit geworden sein wird, das Nationale als natürliche Organisationsbasis innerhalb der politischen Parteien eine gewisse indirekte Bedeutung für die Politik behalten wird. Liegt da nicht der Schluß nahe, daß es heute — wo noch keine nationale Autonomie, wo keine Einrichtung vorhanden ist, welche die nationalen Leidenschaften auf ihren wahren Gegenstand konzentriert — aus Defensivgründen gestattet sein müsse, ja notwendig sei, im politischen Nationalismus über das Maß der Theorie und der Zukunft hinauszugehen? Und daß nur ganz besondere Umstände eine Beschränkung des Politisch-Nationalen auf dieses Maß schon heute rechtfertigen können?

Ob sich jene Sozialdemokraten, die sich auf der Basis ihrer Nationalitäten organisieren, unter ihnen der „Bund", auf solche besondere Umstände berufen können, ist eine Frage, die sich überhaupt kaum objektiv entscheiden läßt. Tatsache ist, daß die nationalen Unbilden nicht aufhören, weil sie sie mit mehr oder namentlich im Falle der Juden — weniger Erfolg aus ihren Kreisen ausschalten. Tatsache ist aber auch, daß sie von ihrem Standpunkte des Klassenkampfes, bei ihrem leidenschaftlichen Interesse für das Soziale, in der Berücksichtigung des Nationalen kaum weiter gehen können, als sie gehen, so daß man ihnen namentlich eine Sprengung des internationalen Parteiverbandes

nicht zumuten darf. Im übrigen ist nach dem ganzen Zuge der Entwicklung zu hoffen, daß sich das nationale Ehr- une Pflichtgefühl in ihren autonomen Organisationen immer kräftiger gestalten wird.

Jedenfalls können die Sozialdemokraten, indem sie sich mit nur soviel politischem Nationalismus begnügen, als in einer ideelleren Zukunft notwendiges Maß sein wird, Gründe für ihre Haltung finden. Was zwingt aber Nichtsozialisten, die noch obendrein Nationalisten sind, was zwingt speziell Juden bürgerlicher Kreise und nationaler Gesinnung noch unter den Standpunkt der Sozialdemokraten hinunterzugehen und sich mit einem bedingungslosen Anschlusse an die verschiedenen Parteien zufriedenzugeben?

Sie wollen allerdings nicht den Eintritt in alle Parteien gestatten. Fremdnationalen Parteien soll man nicht beitreten dürfen. Das ist nicht nur eine insoferne vernünftige Bestimmung, als sie wenigstens vor nationaler Eifersucht nach dem tschechischen und ruthenischen Muster schützt, sondern sie ist obendrein recht lehrreich. Sie verrät nämlich, daß es in der Duma nationale Gruppen geben wird, d. h. daß die (bürgerlichen) Abgeordneten so mancher Völkerschaft des Zarenreiches es für nötig halten werden, sich zu einer politischen Repräsentanz zusammenzuschließen. Drängen sich da nicht da unwilkürlich die Fragen auf: Sollten es alle Völkerschaften nötiger haben als die Juden? Seit wann sind die Juden die bestgesicherte und bestgeschützte ethnische Gruppe Rußlands, so daß gerade sie eines politischen und parlamentarischen Selbstschutzes am leichtesten entraten könnten? Solange es nationale Klubs in der Duma geben wird, können gerade die Juden, das verfolgteste und draußen ohnehin am meisten zerstreute Volk, einen solchen Sammelpunkt ihrer Kräfte nicht entbehren. Solange müssen es die bürgerlichen jüdischen Abgeordneten ablehnen, selbst gruppenweise in die verschiedenen Parteien sich zu verteilen,*) geschweige denn sich einfach zu zerstreuen.

*) Erst wenn Wahl nach nationalen Kurien eingeführt würde, woran ja vorläufig nicht zu denken ist, wäre dieser Modus annehmbar.

Nun wird ja allerdings noch eine Korrektur beabsichtigt, durch welche die Gefahr der Zerstreuung paralysiert werden soll. Die den verschiedenen Parteien angehörigen Abgeordneten sollen nämlich zeitweilig zur Besprechung gemeinsamer jüdischer Angelegenheiten zusammentreten. Gut! Aber wäre es nicht den Bedürfnissen des jüdischen Volkes angemessener, die Sache umgekehrt zu machen, d. h. die jüdischen Abgeordneten zeitweilig mit Gesinnungsverwandten anderer Nationalitäten behufs Besprechung der gemeinsamen allgemeinen Interessen zusammentreten zu lassen?

Mit diesem Einwande ist die Frage, welcher Art und welchen Grades soll die organisatorische Selbständigkeit der russischen Juden sein, wieder an ihren Ausgangspunkt zurückgelangt. Wieder stehen sich Nationalität und politisches Prinzip gegenüber. Nur daß man jetzt das Problem in schroffe Worte fassen und fragen kann: Wie kann und soll sich politische Überzeugung und politisches Gewissen im einem auf nationaler Basis beruhenden parlamentarischen Klub betätigen, bezw. beruhigen?

Nun, zunächst darf man sich den Judenklub keineswegs als eine politische Zwangsjacke vorstellen. Schon deshalb nicht, weil die Juden viel zu individualistisch veranlagt sind. Nichts hindert auch, ihn so einzurichten, daß die Mitglieder in den tiefstgehenden Fragen der politischen Gesinnung, in den Weltanschauungsfragen der Schule und Kultur die volle Freiheit der Abstimmung und des Anschlusses erhalten? Zumal da die westjüdische Vorstellung, als wäre die jüdische Schule schon an und für sich eine konfessionelle, eine reaktionäre, in Rußland keinen Boden hat und die jüdische als nationale Schule auch fortgeschrittenen, modernen, freigeistigen russischen Juden geläufig ist.

Was aber sonstige politische Differenzen betrifft, so wird man sich wohl vor der Annahme hüten müssen, daß sie, wenigstens geraume Zeit hindurch, besonders groß sein werden. Denn Weltanschauungen sind für praktische politische Tendenzen nicht unmittelbar maßgebend. Diese werden oft durch äußere Voraussetzungen mannigfacher Natur bestimmt. So wird z. B. manche programmatisch freisinnige Partei des österreichischen Parlamentes

durch Rücksichten auf die kleingewerbliche und antisemitische Beschränktheit ihrer Wähler, in ein reaktionäres Fahrwasser getrieben. So sehen wir, um ein anderes Beispiel zu wählen, wie das katholische Zentrum in Deutschland, durch die protestantische Bevölkerungsmehrheit gezwungen, zwar noch lange keine freisinnige, aber doch eine Politik machen muß, die auf vielen Gebieten die freiheitliche Fortentwicklung des Staates fördert. Diese Bestimmung durch äußere Voraussetzuugen muß aber ganz besonders auf Juden wirken, die sich ja vor allen anderen von dem allgemeinen Fortschritte abhängig fühlen. Man hatte dies auch schon bisher zu beobachten Gelegenheit. Ist ja im Grunde auch die bisher praktizierte, verfehlte Anschlußpolitik zum Teil auf diesen Mußtrieb der Juden zurückzuführen — nur das eben aus subjektiver oder objektiver Unreife eine falsche Methode gewählt wurde. Man kann also mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß es im jüdischen Klub der Duma kein Mitglied, es sei welcher Weltanschauung immer, geben wird, das nicht für einen freiheitlichen Ausbau der Verfassung sein wird.

Mit allen diesen Erwägungen soll aber nicht bestritten werden, daß nach längerer Zeit, besonders nachdem die Juden in eine Periode des weniger oder gar nicht Belästigtwerdens eingetreten sein sollten, die Gegensätze zwischen Rechts und Links im Judenklub allzuheftig aneinandergeraten dürften. Dieser Entwicklung wird dann eben irgendwie Rechnung getragen werden. Entweder werden zwei jüdische Klubs entstehen, die in gemeinsamen Angelegenheiten zusammengehen werden. Oder es wird dazumal wirklich schon möglich geworden sein, mit jüdischen Unterorganisationen in den politischen Parlamentsparteien auszukommen. Aber auf diese Zukunftsmöglichkeiten oder selbst — Wahrscheinlichkeiten braucht man doch nicht schon heute Rücksicht zu nehmen.

Man sage auch nicht, daß Zerstreung in die politischen Parteien mit obligatorischen Konferenzen über jüdische Angelegenheiten doch dasselbe sei, wie ein jüdischer Klub mit weitgehender Bewegungsfreiheit für seine Mitglieder. Denn es ist etwas ganz anderes, das jüdische Interresse gewohnheitsmäßigen, zu-

fälligen oder von äußerster Notwendigkeit erpreßten Zusammenkünften von Menschen zu überlassen, die sich dazu und für kurze Zeit erst aus anderen Zusammenhängen reißen müssen, als es in die Hände von Menschen zu legen, die sich ohne Verzicht auf Weltanschauung und Gesinnung für dieses Interesse organisiert und ihm hingegeben haben. Jenes kann seinen Zweck nicht, dieses kann ihn erfüllen. Es bleibt dabei. Nur ein strammer, sichtbarer, Kräfte sammelnder und dadurch sie steigernder Zusammenschluß aller bewußt jüdischer Politiker ist die — Notwendigkeit von heute.

Die jüdische Nation in Österreich*)

I.

Das Wesen eines Volkes ist seine Kultur. Daher ist seine Kulturarbeit, Ausbildung seiner nationalen Nuance sein Beruf als Volk. Dazu ist es da, sonst widerspräche es seiner Sonderexistenz, sonst wäre kein Grund vorhanden, daß es für sich und seine Nationalität stritte und litte.

Der Streit eines Volkes für sein Volkstum kann selber Kultur sein. Und wäre die Zivilisation fortgeschrittener, als sie bis jetzt ist, so wäre er es immer. Dann wäre es nur der Streit mit den Hindernissen in der eigenen Seele. Jetzt aber, wo wir noch nicht so weit sind, wo noch Volk gegen Volk aufsteht, wenn auch schon in gesitteteren und milderen Formen, jetzt gibt es auch noch einen Streit um die Kultur und Geschütztheit der Volksmassen, der nicht selber Kultur, sondern Politik ist.

Nationale Politik sollte nie auf ihren kulturellen Ursprung vergessen, sonst untergräbt sie die Veredlungsfähigkeit aller beteiligten Nationen. Aber sie darf auch auf sich selber, und am allerwenigsten darf sie auf das fließende Leben des Volkes vergessen.

Kulturziele können richtig oder falsch erschaut sein, sie sind jedenfalls nicht schädlich. Denn sie sind treibende, Entwicklung auslösede Mächte. Aber nur solange sie nicht die Kulturgegenwart verschlingen. Denn sie verschlängen sonst das Volk selbst. Kultur-

*) Artikelserie, zuerst „Jüdisches Volksblatt“ VII. Jahrg. Nr. 15, 18, 24.

ziele sind gut, aber nur Kulturgegenwart kann zu ihnen führen. Ziele wachsen fast von selbst aus der Entwicklung, wenn diese glatt geht. Darum braucht hauptsächlich diese der politischen Nachhilfe.

Die Nachhilfe muß sich den Umgebungen anbequemen, in welchen sie wirken soll. Es ist fraglich, wie weit es noch im Westen ein jüdisches Volkstum und ein jüdisches Volk zu schützen gibt. Aber es ist sicher, daß hiefür außer der inneren Erziehung und wirtschaftlichen Maßregeln wenig Mittel vorhanden sind. Die im engeren Sinne politischen Möglichkeiten sind allenfalls dürftig. Das gilt von Deutschland, Frankreich, England u. s. w. Weniger von Amerika, dessen Judentum einmal eine gründliche Besprechung nach dieser Richtung verdienen würde. Ganz und gar nicht aber, wie wir bald des näheren ausführen werden, von Österreich.

Im Osten, speziell in Rußland, haben wir eine schöpferische jüdische Eigenkultur. Die russichen Juden sind schon durch die nationale Sprache jedermann als lebende Volksindividualität erkennbar. Ihre jüdische Nationalität ist mehr als Gesinnung, weil sie Tatsache ist. Sowohl die traditionstreuen Bürger, als die „bundistischen" (sozialistischen) Proletarier, finden ihr Volkstum selbstverständlich. Die Zionisten können natürlich nicht zurückbleiben. Selbst wenn sie auf dem äußersten Zukunftsstandpunkt stehen — der ja einen Zweifel an dem Vollwert der nationalen Gegenwart ausdrückt —, lassen sie diese nie aus den Augen. Im tiefsten Grunde ist auch ihnen ihr Volkstum, wie es ist und wie es in ihnen lebt, das Primäre. Daher hört man sie ja jetzt auch mit Eifer und Verständnis die Chancen des jüdischen Bevölkerungselementes in der gegenwärtigen Umwälzung des russischen Staates besprechen. Und man kann bemerken, daß sie hierbei nicht bloß von kühlen Nützlichkeitserwägungen, sondern von einem tiefen Interesse geleitet werden; daß sie ganz und gar nicht in der von Partei wegen vorgeschriebenen Provisoriumsstimmung, sondern von dem Bewußtsein einer großen nationalen und menschheitlichen Aufgabe getragen sind. Sicherlich stehen sie hierin den „Bundisten" nicht nach, nur daß für sie sowie für die traditionstreuen Massen der Zeitpunkt speziell politischer Aktivität erst kommen wird.

So durchaus erfreulich die Entwicklung auf russischem Gebiete genannt werden muß, so durchaus unerfreulich ist sie in Galizien. Wohl haben wir es auch hier mit einer ostjüdischen Gruppe zu tun, die noch deutlich die Züge des Ostjudentums, eigene Kultur und eigene Sprache, an sich trägt. Aber die jüdische Kultur in Galizien wird fast nur durch das der Vergangenheit zugekehrte traditionstreue Element vertreten, eine Mitarbeit an dem modernnationalen Kulturaufbau des gesamten Ostjudentums findet nur in sehr geringem Maße statt. Man vergleiche nur die Pflege des Hebräischen in Rußland und in Galizien, oder gar die bedeutende sprachliche und literarische Entwicklung des Jüdischen dort mit seiner Ärmlichkeit und seinem Stillstande, wenn nicht Rückgang hier. Natürlich muß diesem kulturellen Manko ein geringfügiger politischer Organisationsdrang entsprechen. Die Zionisten sind wohl dem ausschließlichen Zukunftsstandpunkte ferner als die westlichen, aber bedeutend näher als die russischen. Die traditionstreue Masse ist von einer beispiellosen politischen Untauglichkeit und Primitivität. Die sozialistischen Arbeiter stehen erst am Anfange ihres schweren Kampfes um die eigene nationale Organisation innerhalb der Sozialdemokratie. Und alles dies in einem Verfassungs- und Nationalitätenstaat, in welchem für ein ernst wollendes Volk die Durchsetzung seiner Nationalität von vornherein gesichert war!

Und die Ursache der ungünstigen Entwicklung? Neben den maßlosen Forderungen des hypernationalen Polentums hauptsächlich die Staatsgemeinsamkeit mit den Juden des westlichen Österreich. Diese Gemeinsamkeit begann gerade in der Zeit zu wirken, da die jungjüdischen Kulturkeime zu sprießen anfingen. Sie wirkte als Einfluß und Beispiel zersetzend und verwirrend, verhinderte das Ansammeln eines starken Kulturkapitals, mit welchem allein die galizische Judenheit, wie jetzt die russische, national gesichert, in die volle Emanzipation hätte eintreten können. Und als dann die Verfassung kam, konnte sie ihr Werk der Vernichtung erst recht fortsetzen. So hat sie die galizische Judenheit, ohne sie auch zivilisatorisch fördern zu können — weil das nicht von ihr abhängig war —, in kulturelle und national politische Verwahrlosung getrieben.

Ob es aus dieser nationalen Verelendung, die hier so herrlich mit der wirtschaftlichen zusammentrifft, eine Rettung gibt — das hängt davon ab, ob die Staatsgemeinsamkeit der westösterreichischen und galizischen Juden immer so schädigend auf die letzteren wirken muß, wie bisher. Für diese Frage aber ist maßgebend: Wie sich die staatsrechtlichen Verhältnisse Österreichs weiter gestalten werden; ferner, ob nicht doch so viel lebendige jüdische Nationalität in der galizischen Judenheit zurückgeblieben ist, daß sie nach Überwindung der sozusagen assimilatorischen Versuchung des Westens und unter dem Einfluß der immer mehr erblühenden jüdischen Kultur in Rußland selbst wieder ins Wachsen kommen könnte; schließlich von der Entwicklung der westösterreichischen Juden.

Im Grunde ist die erste Voraussetzung die unwesentlichste. Jede Nation ist — namentlich heutzutage — der Schmied ihres Glückes. Oder moderner ausgedrückt: Jede Nation macht immer und überall soviel aus sich, als sie ist, als in ihr liegt. Darum sind wohl Formen österreichischer Entwicklung denkbar, welche der nationalen Entwicklung der galizischen Judenheit besonders günstig wären. Aber es kann nicht behauptet werden, daß die Zukunft Österreichs für die Zukunft des jüdischen Volkes in Galizien von ausschlaggebender Bedeutung ist. Und darum ist andrerseits bei den regen Beziehungen und der geistigen Verwandtschaft, die ja doch zwischen West- und Ostjuden besteht, die weitere Entwicklung des westösterreichischen Judentums für das galizische von größter Bedeutung.

Aber das westösterreichische Judentum verdient vom Standpunkte der nationalen Politik auch an sich eine größere Beachtung als sie sonst den Westjuden zukommt. Zunächst ist es selbst aus mehreren Gruppen zusammengesetzt, wodurch allein es schon die jüdische Zusammengehörigkeit stärker empfindet, als etwa die reichsdeutsche oder französische Judenheit. Auch stehen mehrere dieser Gruppen durch Sitte des Alltagslebens und durch nie unterbrochenen Zusammenhang der alten religiösen Tradition dem Ostjudentum näher als die anderen. Dann kann sich das westösterreichische Judentum auch seinerseits den Einwirkungen der Staatsgemeinsamkeit mit den galizischen Juden

nicht entziehen. Endlich sind seine assimilatorischen Tendenzen schon durch die nationale Mannigfaltigkeit Österreichs desorientiert und geschwächt, und seine Tendenzen zur nationalen Repräsentation eben dadurch ermutigt. Alle diese Eigentümlichkeiten können zwar vorläufig an der Tatsache nichts ändern, daß bei den westösterreichischen wie bei den Westjuden der Lebensstrom der jüdischen Kultur versiegt ist. Aber sie bringen es doch mit sich, daß hier stets etwas mehr nach Geltung ringt, als bei den deutschen oder französischen Juden — mehr als eine Note, ein Ton des Lebens, ein noch nicht ausgesprochenes Etwas, das nur auf die Gelegenheit wartet, sich als politische Nationalität zu offenbaren. Und vielleicht besteht infolge aller dieser zusammentreffenden Umstände gerade für diesen Teil der westlichen Judenheit die besondere Möglichkeit, auf dem Wege nationalpolitischer Organisation wieder zu einer Art von jüdischem Kulturleben zu kommen.

Damit dies aber geschehen kann, damit überhaupt die nationalpolitische Tendenz in der Judenheit Westösterreichs befestigt werde, ist für die schon national Gesinnten eine Betätigung nötig, die mit dem Leben der Gegenwart zusammenhängt, die immer neue Situationen, immer neue Fragen, immer neue Ziele aufwirft. Mit dem Zionismus allein ist nichts getan. Will er seine Sache nur politisch lösen, woran er ja übrigens kaum mehr denkt, so bedeutet er die Indolenz für das Leben selbst und die Gefahr des Enttäuscht-, Ernüchtert-, Entmutigtwerdens. Geht er mit rationellen Mitteln des Wirtschaftslebens ans Werk, — dann läßt er ja Raum für eine nationalpolitische Gegenwartsarbeit, die zu vernachlässigen Sünde an den Alltags- und Kulturinteressen der Lebenden wäre, und die gerade er für die Erziehung und Erhaltung seines Kämpfermateriales am allerdringendsten braucht.

Dies gilt natürlich ebenso für das galizische Judentum. Sehen beide ein, was ihnen nottut, so werden sie aneinander Stütze finden. Die Staatsgemeinsamkeit wird dann nicht länger ein nationaler Fluch sein, sondern ein nationaler Segen werden. Aber es muß bald geschehen. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Die Geschicke Österreichs stehen vor großen Wandlungen. Was aber geschieht, es muß gerüstet treffen. Kommt der Föderalismus, so muß er unser Werk aufgerichtet finden. Wehe uns, wenn wir

nicht schon als konsolidierte und anerkannte nationalpolitische Faktoren in die getrennten Staatlichkeiten einziehen könnten. Möglich auch, daß die Dinge anders kommen. Vielleicht siegt ein Gedanke, der ja in diesem Blatte schon oft genug, neuestens auch von beachtenswerten Politikern anderer Völker ausgesprochen wurde und dem wir einen besonderen Artikel widmen wollen: Der Gedanke der nationalen Autonomie. Vielleicht wird es Wahrheit, daß die Nationen Österreichs, im wesentlichen unabhängig vom Territorium, ihre nationalen Angelegenheiten in Selbstverwaltung nehmen; daß neben dem Reichstag und den Landtagen Volkstage, daß in Analogie zu den autonomen Religionsgenossenschaften autonome Nationalverbände entstehen — sollen dann wir allein leer ausgehen? Und müssen wir nicht schon zur Stelle sein und unsere Forderungen anmelden, wenn die ersten Kämpfer für diese Idee auftreten, damit es dann nicht heißen kann: Wir wußten ja garnicht, daß Ihr auf der Welt seid?

Aber dies sollte ja eigentlich keine Frage sein. Und ebenso darf es nicht zweifelhaft sein, daß wir mit möglichst vielen Kräften auf den Plan treten müssen. Damit soll nicht eine Preisgabe von Prinzipien, nicht eine Vernachlässigung besonderer Zwecke, auch keine starre, absolute Einheitlichkeit empfohlen sein. Ein darauf gerichteter Versuch würde auch nichts nützen. Das Bedürfnis nach Klassenparteien muß sich ausleben. Niemand wird verhindern können und man wird es nur begrüßen dürfen, wenn nach russisch-jüdischem Muster eine jüdische Gruppe der internationalen Sozialdemokratie entsteht. Auch nationalsozialistische Arbeitergruppen sind denkbar. Die bürgerlichen Gruppen des Ostens und Westens werden sich wohl gegenseitig eine weitgehende Autonomie konzedieren müssen. Die Zionisten werden ruhig ihren besonderen, die Gegenwart nicht berührenden, Bestrebungen nachgehen können. Aber das darf nicht hindern, daß in dem großen Kampfe um nationalpolitische Anerkennung und Geltung alle zusammengehen. Zwischen dem bürgerlichen und proletarischen Lager wird diese Konkordanz spärlicher und kühler, aber sie wird trotz aller notwendigen sozialen Befehdung in den wirklich nationalen Lebensfragen nicht mangeln. Eine weitere Differenzierung des bürgerlichen Lagers, etwa nach politischen

Prinzipien, wird ja mit der Zeit nicht zu vermeiden sein und späterhin nicht mehr schaden. Jetzt aber ist sie kaum diskutabel. Namentlich ist es an den Zionisten, Mäßigung und taktische Klugheit zu beweisen. Wenn sie sich an der Schaffung einer großen bürgerlichen jüdischen Partei der nationalpolitischen Gegenwartsarbeit beteiligen, so können sie dem jüdischen Volke Arbeitskräfte zuführen helfen, die für die zionistische Sonderideale nicht zu haben sind, sie können Massen auf die Beine stellen helfen, die sie bisher aus ihrer geistigen und sittlichen Lethargie nicht aufrütteln konnten; und können endlich einen weiteren Kreis für ihre besonderen Zukunftsbestrebungen gewinnen.

Speziell die galizischen Zionisten haben allen Grund, die Bedeutsamkeit der Sache einzusehen. In Galizien, wo wirklich alles zu verlieren ist, wo das Hebräische schon nur mehr Lieblingssache kleiner Kreise ist, wo das Jüdische zugunsten des Polnischen von Tag zu Tag an Sprachgebiet abbröckelt, wo die Assimilation von Strebern jeder Sorte rühriger als sonst im Osten, ja selbst im Westen, betrieben wird, wo die dringendsten kulturellen und wirtschaftlichen Tagesfragen der Lösung harren — hier kann es keine Bedenken geben.

Ein Volk soll sich nicht fatalistisch ergeben — am wenigsten einer Zukunft. Es ist ein Wahn, über eine Leere hinweg an ein Ziel kommen zu wollen. Wer sich ein glänzendes Leben schaffen will, darf am allerwenigsten den Weg dazu durchs Vegetieren nehmen, der muß gleich leben. Und es ist ein Irrtum, zu glauben, daß wir nicht leben können, daß wir bedingungslos der Umgebung ausgeliefert sind. Darüber nächstes Mal.

II.

Wir haben uns im ersten Artikel gegen jene intransigenten Anschauungen gewendet, wonach das jüdische Leben der Gegenwart eine Sache ist, die man der Zukunft zuliebe leicht vernachlässigen könne und dürfe. Dabei mußten wir vom Westen absehen. Aber wir konnten auf die Entwicklung der russischen Juden verweisen, die trotz mancher Bekenntnisse zur Provisoriumsauffassung und -stimmung durchaus vom Geiste der menschheitlichen und nationalen Gegenwart erfüllt sind. Auch bei dem

national gefährdetsten ostjüdischen Zweig, den Juden Galiziens, fanden wir noch deutlich die ostjüdischen Züge eigener Kultur und eigener Sprache. Und wir konnten schließlich konstatieren, daß selbst die westösterreichische Judenheit sich aus mannigfachen Ursachen von den anderen Westjuden durch eine erhöhte jüdische Lebendigkeit vorteilhaft unterscheidet.

Und doch soll man nach der Meinung der Intransigenten mit allem diesem Material nichts Sonderliches ausrichten können. Das jüdische Volk sei in seiner Zerstreuung bedingungslos der Umgebung ausgeliefert. Als ewige Minderheit sei es außer Stande, seine Kultur auszuschöpfen und auf die Dauer zu behaupten, sowie eine gedeihliche nationalpolitische Tätigkeit zu entwickeln.

Was nun die Frage nach dem inneren Wert und den inneren Möglichkeiten einer jüdischen Kultur in der Zerstreuung betrifft, so würde uns ihre Beantwortung denn doch zu weit über den Rahmen dieses Artikels hinausführen. Sie hängt auf das innigste mit dem Problem der sogenannten Bodenständigkeit zusammen und kann für uns hier füglich als Sache des persönlichen Geschmackes gelten. Wer will, kann sich das Gegebene auf dem Wege normaler Entwicklung vertieft und vollendet denken. Ein anderer wieder kann seine Kulturwünsche so stellen, das er daran verzweifeln muß, sie auf diesem Wege zu erreichen.

Dagegen ist der Zweifel an der äußeren Fortdauer der im innerlichsten Sinne als aussichtslos empfundenen Kultur nicht mehr unmittelbar Sache des Gefühls. Es schreibt sich vielmehr schon aus klar ausgesprochenen und umrissenen Überzeugungen her, und hat deshalb sicherlich ein aktuelleres Interesse. Wir können hier nicht so weit ausholend auf ihn eingehen, als er es verdient. Wir können hier nicht das ganze Bündel von Fragen, die in Hinsicht auf die alte und neue jüdische Kultur in Rußland und der russisch-jüdischen Kolonien in der neuen Welt gestellt werden, aufrollen. Wir können uns hier nicht über alle die Wirkungen aussprechen, die von der Umgestaltung der russischen Staatsverhältnisse, so namentlich von der erwarteten Freizügigkeit erhofft oder befürchtet werden.

Aber selbst, wenn wir die günstigste Voraussicht hegen, kann uns diese über die jüdischkulturelle Zukunft, speziell Galiziens,

nicht sonderlich beruhigen. Gewiß ist ein kulturelles Sicherholen des galizischen Judentums nur unter Ägide der im russischen Judentum kulminierenden ostjüdischen Kultur denkbar. Aber wie sollte dieser Einfluß walten können, wenn ihm etwa die besonderen galizischen Verhältnisse nicht aufkommen lassen, wenn etwa dieselben Ursachen weiter wirken, welche die schöpferische Kulturkraft des galizischen Judentums so heruntergebracht haben: Einerseits die Maßlosigkeit der hypernationalen Polen oder besser das jüdische Zusammenknicken vor ihr, andrerseits die Ansteckung durch die westösterreichischen Stammesgenossen?

Hiermit finden wir uns mit einem Schlage vor die politische Seite des Problems gestellt. Wir sehen die national-kulturelle Zukunft der galizischen Juden davon abhängig, ob es ihnen möglich sein wird, sich dauernd vom Polentum zu emanzipieren und in unbedenkliche Beziehungen zu den österreichischen Westjuden zu kommen. Was man vereinfacht auch so ausdrücken kann: Ob das vereinigte österreichische Judentum imstande sein wird, sich politisch zu organisieren, zu behaupten und politische Erfolge zu erzielen?

Man weist, um die Aussichtslosigkeit jüdisch-politischer Bestrebungen darzutun, immer auf die überwältigende Majorisierung hin, der die Juden ausgesetzt sind und die durch ihre beispiellose Zersplitterung noch qualifiziert wird. Aber die Zersplitterung läßt sich ja durch geeignete Organisation wettmachen, während die Majorisierung selbst an einzelnen Punkten ganz wegfällt, an anderen durch eine geeignete Gesetzgebung kulturell und durch interne Arbeit wirtschaftlich unschädlich gemacht werden, in großen Gesamtheitsdingen durch Ausnützung von Machtmitteln und Schließung von Bündnissen vereitelt werden kann.

Es gehört hierzu nur Wille oder besser Mut zu solchem Willen. Es ist ja nicht wahr, was die Antisemiten sagen, daß die jüdische Seele feige veranlagt ist. Wenn nirgends, so liegt hier eine Erbschaft des Ghetto vor. Juden, die in ihrem Privat- oder Berufsleben die größte Unerschrockenheit an den Tag legen, sind schreckhaft, wenn es sich um eine Vertretung jüdischer Ansprüche gegenüber der Regierung und anderen Völkern handelt. Es geht in ihren Kopf nicht hinein, daß die Juden, statt ewig

de- und wehmütig zu petitionieren und den Parteien nachzulaufen, sich auf eigene Füße stellen, selbst Forderungen erheben sollen. Sie begreifen nicht, daß die Völker die Juden nur deshalb so wenig respektieren und so stark beflegeln, weil diese die Tonart wortlos oder unter nutzlosen Abwehrworten einstecken, statt sich einfach nichts, aber auch gar nichts gefallen zu lassen.

Damit soll nicht etwa der Anmaßung das Wort geredet werden. Im Gegenteil. Gerade heute, wo sich die Juden verpflichtet fühlen, im Winkelchen zu stehen und sich von halbwüchsigen und bejahrten Gassenjungen verhöhnen zu lassen, ohne aufzumucken — ist ihrer geheimen Erbitterung Gelegenheit gegeben, sich in überspanntes Selbstbewußtsein umzusetzen, das oft in Arroganz ausartet und jedenfalls von dem aufpassenden Arier leicht so empfunden wird. Anders, wenn die Juden ihr gleiches Recht wie eine Selbstverständlichkeit behandeln und auch nicht mit einem Jota weniger sich begnügen, als die anderen haben. Dann werden sie auch aufhören, sich dafür durch einen schwer zu verbergenden innerlichen Hochmut zu entschädigen, und die anderen werden mit der Zeit weniger Nahrung für ihre antisemitischen Instinkte finden. Dieser künftige Stolz der Juden wird imponieren und höchstens Gegner erwecken, der heutige dünkt aller Welt erbärmlich und schafft Verächter. Heute sind wir Gegenstand von Hetzen, zwischen welche sich Ruhepausen einschieben. Dann aber werden wir in regelrechtem Frieden oder Krieg leben.

Wir sollen an dem Völkerfrieden mitarbeiten — und es wird sich hoffentlich Gelegenheit dazu bieten —, aber wir sollen den Krieg nicht scheuen, den offenen Krieg! Die Wunden, die er schlägt, sind immer noch weniger schmerzlich, als die Hiebe, die wir auf die gekrümmten, immer sich duckenden Rücken kriegen. Lernen wir hier von den russischen Juden, die nebst anderem auch noch den großen Ruhm für sich beanspruchen dürfen, die ersten Schritte dieser epochalen Wandlung der Juden zu politisch mutigen Menschen gemacht zu haben. Auch sie haben ja genug nach der Richtung gesündigt und sündigen noch. Aber nach vielen, vielen Tausenden zählen bereits jene unter ihnen, die aus der Ausnahmsstellung der Juden nicht mehr die

traurige Pflicht ableiten, den Mund zu halten, den Arm zu hemmen, das Hirn stille stehen zu lassen. Sie fürchten nicht mehr, durch ihre Taten ein böses Schicksal von irgend einer Seite über ihr Volkstum heraufzubeschwören. Sie sagen sich: Sei's drum! Wenn wir uns nicht rühren, kann es nur noch schlimmer kommen, versumpfen und ersticken wir alle in maßloser Erniedrigung und Fesselung. Nur über Kampf und Opfer geht der Weg zum Frieden und zu menschenwürdigem Schicksal.

Diesem Beispiel müssen wir folgen. Soweit auch unsere Meinungen auseinandergehen, in der Methode der Unerschrockenheit müssen wir zusammentreffen. Wir müssen sie als eine gesunde und normale Form der Abwehr gegen die antisemitischen Frechheiten und Albernheiten anwenden; sie aber ganz besonders auch im positiven Wirken für unsere Kultur- und Wirtschafts-Interessen zur Geltung bringen. Nur, weil uns die politische Unerschrockenheit noch fehlt, erscheint uns die Aufgabe so schwer, sehen wir nur Hindernisse und Schwierigkeiten, zweifeln wir am Erfolge, flüchten wir ganz aus der Gegenwart, die eben solche Unerschrockenheit voraussetzt. Wir müssen trachten, diese Lücke zu verstopfen. Wohl sind die galizischen Juden von der neueren Kulturflut des russischen Judentums kaum erfaßt, wohl sind sie wirtschaftlich kaum gereift, wohl haben die westösterreichischen Juden auch nicht einmal Judentum in alter Kulturform mehr. Aber es gibt noch Jüdisches, Antisemitisches, Wirtschaftliches genug, woran angeknüpft werden kann, und und politische Gelegenheit genug, um beide Teile in dem Gedanken einer mutigen Organisation ihrer Kräfte zu vereinigen.

Und dann werden sie bald durch die Tat beweisen können, daß eine jüdische Politik nicht so hoffnungslos ist, wie sie gerne hingestellt wird. Sie werden für, nach ihren politischen und sozialen Programmen verschiedene, wirtschaftliche Maßnahmen zu sorgen haben, durch welche indirekt auch die nationale Unabhängigkeit gestärkt wird: Für berufspolitische Vorkehrungen, namentlich für innere Industrie- und Ackerbaukolonisation, Gründung von Hilfskassen und Genossenschaften, Konsumvereinen, Gewerkschaften usw.

In zweiter Linie werden sie sich der Bildungs- und nationalen Kulturarbeit zu widmen haben. Hierher gehört haupt-

sächlich die Gründung von Bildungsvereinen und Schulen, die zwar keiner politischen Tendenz dienen sollen, aber einfach durch die Voraussetzung der jüdischen Nationalität und ihrer Kultur außerordentlichen Wert für die Festigung und Stärkung des jüdischen Volkstums erlangen können.

Alles dies ist bis zu einer gewissen, garnicht so niedrigen Grenze auf Grund der bestehenden Gesetze und selbst bei äußerster Unliebenswürdigkeit der Behörden möglich. Was trotzdem durchzusetzen übrig bleibt, muß allmälig durch eine mutige und einsichtige politische Tätigkeit in den parlamentarischen Körperschaften und außerhalb ihrer durchgesetzt werden, wie wir bereits oben angedeutet haben... Wenn wir nur Mut und Ausdauer haben, keine Propheten unserer eigenen Schwäche und Unzulänglichkeit sind.

III.

Um die Anerkennung des jüdischen Volkselementes als solches im vereinigten Proletariate der Welt braucht uns gewiß nicht mehr bange zu sein. Mit der jüngst erfolgten Gründung der jüdischen sozialdemokratischen Partei in Galizien ist ein Schritt weiter zu diesem Ziele geschehen. Denn so unfreundlich und oft gehässig der häusliche Widerstand gegen die jüdisch „separatistischen" Bestrebungen innerhalb der Sozialdemokratie auch sein mag — zu lange kann er nicht vorhalten. Das Gefüge und die Grundsätze der Partei vertragen ihn nicht auf die Dauer. Sie muß, was *ist*, schließlich anerkennen.

Diese Errungenschaft ist nicht gering zu achten. Denn wenn auch die Arbeiterschaft der verschiedenen Völker bisher wenig Gelegenheit hatte, sich als eine in national-kulturellem Sinne schöpferische Klasse zu bewähren — so ist dies noch kein Beweis dafür, daß dies in aller Zukunft so bleiben müsse. Vielmehr ist anzunehmen — und schon liegen Anzeichen hiefür vor —, daß mit ihrer steigenden Bedeutung innerhalb der einzelnen Nationen auch ihr Anteil an der nationalen Charakterbildung wachsen, vielleicht dereinst ein vorwiegender sein wird. Jedenfalls aber hat sie sich bereits allenthalben als allerverläßlichste Bewahrerin der nationalen Art und Sprache erwiesen. Und speziell im jüdischen

Volke hat sie sich das unvergängliche Verdienst erworben, die jüdischnationale Gegenwartsidee zum ersten Male in einer recht unzweifelhaften und bedeutungsvollen Praxis verwirklicht zu haben. Das jüdische Proletariat war es auch, das den umwälzenden Gedanken der jüdischen als der vollblütigen und vollgültigen Nationalsprache des jüdischen Volkes ins Leben eingeführt hat. Wenn nirgends, so scheint also einem Judentum der arbeitenden Klasse eine große kulturschöpferische Rolle beschieden zu sein.

Allein — so verheißungsvoll dies alles mit Rücksicht auf die innere Festigung des jüdischen Volkstums ist — so kann doch nicht geleugnet werden, daß es vorderhand für die Besiegung äußerer Widerstände wenig in Betracht kommt. Gäbe es ein lebendiges jüdisches Proletariat in Frankreich, so stünde dort die Sache wohl anders. Aber in Österreich, wo noch alle Macht bei den von feudalen Traditionen beherrschten Regierungen und daneben bei bürgerlichen Politikern ist! Die stehen ja nicht im Banne der Prinzipien der Arbeiterpartei. Sie brauchen sich im Grunde niemals, auch von der augenscheinlichsten und unleugbarsten Bestätigung des jüdischen Nationalbekenntnisses nicht, imponieren zu lassen. In ihrer Regierungsweisheit oder aus der vermeintlichen Notwendigkeit des nationalen Kampfes heraus können sie ohne jedes Bedenken die überkommene Meinung von dem Nichtbestande einer offenbar bestehenden Nation für sich ausnützen.

Nun wären ja auch diese Gegner bei der Allmacht aller notwendigen Entwicklung nicht allzu gefährlich — wäre nicht die Rückwirkung auf die jüdischen bürgerlichen Elemente, die wohl noch auf lange Zeit hinaus die überwiegende Majorität des jüdischen Stammes in Österreich bilden. Sehen wir ganz ab von Westösterreich, wo die Juden zum größten Teile überhaupt noch nicht einmal ahnen, daß sie sich auf den Standpunkt einer nationalen Gruppe stellen könnten. Halten wir uns an das jüdische Bürgertum Galiizens und der Bukowina, wo man doch über dieses Ahnen längst schon zu ziemlich klarem Empfinden und Denken hinausgekommen ist — so sehen wir den lähmenden Einfluß des Gegners deutlich genug. Wo voraussichtlich auf Gnade nicht gehofft, Einsicht nicht angerufen, Macht nicht besiegt werden kann, wagt sich die befreiende Tat nicht hervor. Als Zwerg fühlt sich, wer an den Riesen glaubt.

Aber eben deshalb gibt es kein anderes Mittel gegen den vermeintlichen Riesen, als um keinen Preis weiter Zwerg sein zu wollen, als alle Kräfte, über die man verfügt, durch Gebrauch zu steigern, klug und eifrig zu vermehren. Eben deshalb ist es die geschichtliche Aufgabe der jüdischen Bourgeoisie, namentlich im Osten, sich zusammenzuschließen, um in trotziger Ausdauer und überlegener Gewandtheit Schritt für Schritt den Mächtigen und den Konkurrenzbesorgten nationale Gleichberechtigung abzuringen und so den Wall zu schaffen, hinter welchem sich der nationale Verjüngungsprozeß des jüdischen Volkes ungestört vollziehen kann. Gerade jenen jüdisch - bürgerlichen Kreisen aber, welche den nationaljüdischen Gedanken in zionistischer Form vertreten, erwächst die Pflicht, diesen Zusammenschluß zu fördern, selbst ein Bestandteil dieser wirkenden Einheit zu werden. Sind ja die Zeiten des extremsten Zunkunftsstandpunktes vorüber. Und wenn das sozialistische Ideal nicht zur Preisgabe nationaler Gegenwartsinteressen zwingt, so braucht es auch das zionistische nicht zu tun.

Die Erkenntnis, daß es hoch an der Zeit ist, sich national zu gruppieren, um den Inhalt des jüdischen Volkstums vor dem Zerbröckeln zu bewahren, führt jedoch noch keineswegs zu völliger Nachahmung der nationalistischen Politik der anderen Nationen. Wäre sie möglich, so ließe sie sich ja vielleicht vom Standpunkte harter Notwendigkeit empfehlen. Nun ist sie aber in unserem besonderen Falle ganz undenkbar. Wohl brauchen wir vor dem „Riesen“ nicht zu erschrecken, wohl können wir damit rechnen, daß unsere Minderheitsstellung in der Praxis nichts weniger als absolut ist, wohl sollen wir uns sagen: Die Welt ist längst kein Mörser mehr, in welchem man gemächlich kleine Völker zerstößt, und sie wird es immer weniger. Aber deshalb dürfen wir gewisse relative Wirkungen unseres Mangels an Territorium und Zahl nicht leugnen. Wir sollen vom Sichducken, Sichverleugnen, Sichanschmiegen, vom Bitten und Beschwören übergehen zu Trotz, selbstbewußtem und selbständigem Auftreten, zu aufrechtem und kühlem Fordern. Wir müssen jeden Stoß mit einem Gegenstoß parieren, ja womöglich schon zuschlagen, wenn der andere erst den Arm gegen uns erhebt. Aber was wir nicht können, ist selber angreifen, andere auf die Knie zwingen wollen,

nach Macht und Herrschaft streben. Sollten wir unser Werk daraufhin anlegen — es ist übrigens kaum zu befürchten —, so wäre es von vornherein dem Untergange geweiht. Dann würden wir allerdings zerrieben.

Wir können und wollen niemanden unserer Nation einverleiben, keinen Fußbreit nichtjüdischen Bodens jüdisch machen. Aber wir wollen in unablässiger, unermüdlicher Detailarbeit unsere Position innerlich stärken und sie durch eine frische. aber vorsichtige Politik, durch kluge und energische Ausnützung der Gesetze und der Gelegenheiten, durch mutig bestandene Fehden, die wir nicht gesucht haben, und durch Bündnisse, die wir suchen müssen, sichern.

Darum müssen wir uns aber auch auf die Seite jener schlagen, die, wiewohl sie Territorium und Zahl zum Machtmißbrauch verleiten könnte, gegen den Chauvinismus kämpfen. Wir brauchen nicht auf jene pseudodarwinischen Theorien zu achten, wonach es immer und ewig nur herrschende und beherrschte Nationen geben wird. Wir sollen uns lieber unseren altjüdischen Optimismus nicht rauben lassen und erkennend und anerkennend auf die im Zuge der Jahrhunderte und Jahrtausende stetig wachsende Befreiung der Menschheit vom primitiven, vormenschheitlichen Naturschicksal schauen. Wir dürfen uns getrost den Menschheitsideen anvertrauen. In ihrem Zeichen und im Verbande ihrer Kämpen werden wir leben bleiben.

Gerade in Österreich aber eröffnen sich uns für eine nationale Politik in diesem Sinne die besten Aussichten. Schon jetzt, da noch die heftigsten Nationalkämpfe toben, sind wir besser daran als in einem nationalen Einheitsstaate, wo sich die nationalistische Brutalität mit voller, ungeteilter Wucht auf uns werfen könnte. Hier können wir im Bunde mit anderen kleineren, benachteiligten Nationen mit Erfolg für unsere nationale Selbstbehauptung und für den Durchbruch geläuterter Auffassungen des Nationalismus wirken. Hier können wir, und zwar Bürger und Arbeiter, an einem Werke mitarbeiten, das ein großes, praktisches Musterbeispiel höheren, freieren Zusammenlebens der Völker werden soll: An der nationalen Autonomie. Und wenn wir den Aufbau dieses Werkes miterwirkt und miterlebt haben, können wir hier in bisher unerreichter Sicherheit und in ewiger Fühlung mit den großen Menschheitsideen unser Volkstum leben.

Die Gleichheit vor Gott*)

Das gleiche Wahlrecht aller hat noch allenthalben große Gegner. Man sucht es mit mannigfachen Gründen zu bekämpfen und mancher davon läßt sich wenigstens hören. Es ist ja richtig, daß die Wahrheit nicht immer bei der Mehrheit ist und daß das Mengenurteil nicht besser wird, wenn es in der Leidenschaft des Massenauftretens abgegeben wird. Es ist richtig, daß die Tüchtigsten und die Edelsten des Volkes, wenn man sie allein befragte, weisere Ratschläge erteilen, bessere Wahlen treffen würden, als die Tausende und Tausende von durchschnittlich klugen und durchschnittlich anständigen Männern. Aber — die Tüchtissten und Edelsten? Das ist eben der Hacken. Wie sie finden? Daß es die Adeligen sind, glauben schon fast diese selbst nicht mehr. Und die Gebildeten? Heute ist wohl kein Mensch mehr so naiv, sie ohne Unterschied dafür zu halten. Man weiß oder ahnt, was da alles mitläuft. Aber ebensowenig ist jemand so naiv, in den Besitzenden die geborenen oder emporgekommenen Tüchtigsten und Edelsten zu sehen. Bis also nicht ein Mitel gefunden wird, um die wahren Tüchtigsten und die Edelsten aus dem Volke herauszusieben, bleibt auch Individualisten, soferne sie nur Vorwärtsblickende und keine Snobs sind, nichts übrig, als sich zum allgemeinen, gleichen Wahlrecht zu bekennen und sich nur auf die stille, unsichtbare Lenkung des Volkes und seiner scheinbaren Führer durch die großen Genies zu verlassen.

*) Aus „Neue Zeitung". I. Jahrg. Nr. 8. (26./10. 1906).

Allerdings die konservativen Naturen werten ganz anders. Sie brauchen gar nicht von der Überlegenheit der Besitzenden überzeugt zu sein, um dennoch gegen das allgemeine Wahlrecht Stellung zu nehmen. Sie sind, bewußt oder unbewußt, Anbeter der Kulturherrlichkeit des Staates und daher von tiefem Unmut gegen alles erfaßt, was in diesen granitenen Bau Unordnung bringen will. Und die Unedleren, Eigennützigeren treibt einfach das Interesse. Was, ich werde meine Fabriken, meine Geschäfte, meine Spekulationen den dreisten Wählerblicken der Masse ausliefern? Nimmermehr!

All das ist so menschlich, so verständlich, daß man auch Verständnis dafür haben muß. Man muß sich sagen: Vom Standpunkte des Staates, wie sie ihn verstehen, vom Standpunkt des eigenen Lebens können diese Menschen, dürfen sie gar nicht anders handeln. Sie würden ihre Weltanschauungen oder ihre wichtigsten Lebensinteressen verraten, wenn sie das Gegenteil täten.

Ja, aber wie, wenn es sich gar nicht um den Staat, um das eigene Lebensinteresse, wenn es sich im Gegenteil um ein rein Geistiges handelt, um eine seelische Befriedigung, die mit dem Unterschiede zwischen reich und arm gar nichts zu tun hat? Um ein Land, in das jeder, auch der reichste, bis auf seine Seele nackt einzieht, um ganz ebenso wieder herauszukommen? Um Gott und Gottesdienst? Um Idee und Ideendienst? Wozu dann die Fiktion, daß nur der Besitzende weise ist? Was soll in Gefahr sein, wenn wenigstens hier die großen Massen zuströmen? Welche Rechts- und Staatsordnung kann hier ins Wanken kommen, welches Geschäftsinteresse hier verletzt werden?

Vor Gott sind alle Menschen gleich — damit tröstet man die Armen seit Jahrtausenden — auch die jüdischen. Aber gerade diese waren so dumm, sich damit über alle Gebühr trösten zu lassen. Als fienge selbst diese Gleichheit erst nach dem Tode an. Blieben im Leben auch vor Gott ungleich. Und schwiegen! Schwiegen wie jener heilige Bonze Schweig in der berühmten Erzählung des jüdischen Dichters.

Und so ist es gekommen, daß draußen, im Reiche der Welt, die Gleichheit mit Siegerschritten vorwärtsstürmt, während

in der Gemeinde, die sich zur seelischen Erbauung, zur Pflege der Heimat in der Seele zusammenfindet, die Ungleichheit brütet. So ist es gekommen, daß sich der Jude, dem sein Judentum am Herzen liegt, der den Mann seines gläubigen Vertrauens zur Verwaltung dieser Seelengüter berufen oder gar selbst am ewigen Bau mitarbeiten will — sich mit einem Steuerzettel oder gar mit Kassenschlüsseln ausweisen muß. So ist es gekommen daß es in den jüdischen Gemeinden Kurien giebt — zu einer Zeit noch gibt, wo sie von dem Staate zum alten Gerümpel geworfen werden.

Die Gemeinden sind nicht reine Idee — sagt man. Die Gemeinden haben auch praktische Arbeit zu leisten. Die Gotteshäuser und Spitäler wollen gebaut und erhalten werden. Das kostet Geld und Geld kriegt man nicht von der Gleichheit. Nun, wenn der Staat sich anschickt, sie daher zu bekommen, so wird's auch noch die Gemeinde treffen. Wenn die Reichen, die Gebkräftigen nicht ein Vorrecht haben werden, so werden sie nichts geben, sagt man. Wie, so schlecht denkt man von den Leuten und vertraut ihnen doch die Gemeinde an? Sollen das die Vorbilder für das Volk sein, bei welchen es selbstlose Hingebung an seine alten Ideale, edle Bescheidenheit, vornehme Würde lernen soll?

Doch es dürfte wohl bis auf wenige Ausnahmen gar nicht so schlimm stehen. Man stelle doch die Männer, von welchen man so Schmähliches erwartet, auf die Probe! Ob sie wirklich alle in verbrecherischer Empfindlichkeit davonlaufen werden? Oder ob nicht gerade die aus dem besten Stoffe unter ihnen in dem großen, breiten Strom der neuen Gemeinde junge Blicke, junge Kräfte, junge Fittige erhalten werden.

Man versuche doch! Man warte nicht, bis die Verbitterung da unten in den Massen einen unleidlichen, einen tief unreligiösen Grad erreicht hat. Man warte nicht bis der Staat hohnlachend dem säumigen Zwergbruder seine Meinung sagt, und so sagt, daß ein Nichtverstehen unmöglich ist. Denn auch das kann kommen.

Gebt die Gleichheit vor Gott in Frieden, auf daß sie euch nicht im Kampfe genomen werden muß!

Offener Brief an den Herrn Minister des Innern, Freiherrn von Bienerth*)

Euer Exzellenz!

In den den Reichsratswahlen vorausgegangenen Wochen kamen Ihnen viele Hunderte von Zuschriften und Telegrammen zu, in welchen über die krassen Gesetzverletzungen und Gewalttätigkeiten, welchen die oppositionellen Wähler Galiziens seitens der behördlichen und nicht behördlichen Wahlagenten der herrschenden Partei ausgesetzt waren, Klage geführt und um Schaffung gesetzlicher Zustände gebeten wurde. Auch Deputationen sprachen zu dem gleichen Zwecke bei Eurer Exzellenz vor. An einer dieser Deputationen nahm ich Teil und hatte Gelegenheit, die Haltung Eurer Exzellenz gegenüber den vorgebrachten Beschwerden kennen zu lernen. Ich kann nicht sagen, daß sie mich, der ich denn doch mit einiger Hoffnung zu Eurer Exzellenz gekommen war, befriedigt hätte. Es schien mir, als ob Sie die skandalösen Dinge, die so übereinstimmend, aus so verschiedenen Orten und so verschiedenen Parteien gemeldet wurden, denn doch etwas zu leicht nehmen. Indeß, ich wollte in meinem Urteile nicht soweit gehen, wie ein anderes Mitglied der Deputation und meinte begütigend, aus Eurer Exzellenz hätte eben nur die „Wiener Gemütlichkeit" gesprochen. Sie müßten ja vorläufig Ihre Beamten in Schutz nehmen, wir müßten abwarten u. s. w. u. s. w.

---

*) Zuerst in „Neue Zeitung", II. Jahrg. Nr. 5 (11. Juli 1907).

Vor den in manchen Wahlkreisen notwendig gewordenen Stichwahlen fanden sich wieder Deputationen bei Eurer Exzellenz ein, unter anderen eine, die von Mißständen aus dem Wahlbezirke, in welchem ich zur Stichwahl kam, erzählte. Auch diese Deputationen schieden nicht besonders ermutigt von Ihnen. Wir Kandidaten und Wähler der oppositionellen Parteien sahen ein, daß wir auf eine Hilfe der staatlichen Zentralgewalt gegen die unerhörten Mißbräuche provinzieller Amtsgewalt, wenigstens für diese Wahlkampagne, nicht zu rechnen haben.

Allein selbst diese deprimierende Erkenntnis konnte speziell mich noch nicht bewegen, an ein Übelwollen Eurer Exzellenz zu glauben. Ich sagte mir, daß Sie nicht anders können, daß gewisse Machtverhältnisse Sie zwingen, die Hunderte von Beschwerden, die aus den verschiedensten Orten Galiziens bei Ihnen einliefen, die tausende Notschreie einer mißhandelten Bevölkerung zu bagatellisieren. Sie würden gewiß selbst froh sein, wenn einmal die garstige Geschichte vorüber wäre, und würden dann nichts dagegen haben, wenn sich die Sühne der Verbrechen, die Sie nicht verhindern konnten, prompt vollzöge...

Ich muß nun aufrichtig gestehen, daß ich allzu optimistisch gewesen bin. Die Rede, die Euer Exzellenz in der Debatte über die galizischen Wahlmißbräuche hielten, war etwas, was hinter meinen bescheidensten Hoffnungen zurückblieb. Ich las sie immer und immer wieder, weil ich meinen Augen nicht trauen wollte. Wie, es wäre wirklich möglich? Der berufene Schützer der Rechtsordnung, ein Berater der Krone sollte sich auch zu derlei bequemen müssen? Es hätte wirklich kein Mittel für ihn gegeben, sich einer Aufgabe zu entziehen, die so wenig zu seinem Amte und seiner Würde paßt?...

Indeß, die Sache ist zu ernst, um länger bei ihrer persönlichen Seite zu verweilen. Ich will die Rede Eurer Exzellenz einfach als Tatsache auffassen und zu ihr als solcher Stellung nehmen. Die Legitimation hiezu leite ich schon daraus ab, daß ich bei jener Farce, die man in Galizien Reichsratswahlen auf Grund des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes nannte, die Rolle eines der Hauptbenachteiligten spielen mußte. Nur durch niederträchtigen W a h l r a u b und W a h l s c h w i n d e l sowie durch v e r b r e-

cherische Erpressungen — ich betone und verantworte jedes dieser Worte, Euer Exzellenz — um das Glück gebracht, meine Anschauungen und meine politischen Freunde im Parlamente vertreten zu dürfen, habe ich keine Lust, Ehrenrettungen derer, die sich an mir und meinen Leidensgefährten so schwer vergingen, unerwidert zu lassen. Und auf je höherer Stelle der Mann steht, der diese undankbare Ehrenrettung pflichtvergessener Beamten und ihrer Verbrechenskameraden unternimmt, desto weniger bin ich zum Schweigen zu haben. Ich gehöre nicht zu denjenigen, denen es Spaß macht, Unrecht zu leiden.

Aber nicht nur als präterierter Kandidat — die „Wahlen" in Galizien waren ja Ernennungen — fühle ich mich bemüßigt, der Rede Eurer Exzellenz entgegenzutreten. Mich treibt weit mehr die sittliche Empörung darüber, daß es in einem Rechtsstaat Massenverbrechern gegönnt sein soll, aus den im Hause der Gesetzgebung gesprochenen Worten eines der höchsten Beamten die Absolution für ihre alten Untaten und die Aufmunterung zu neuen heraushören zu dürfen. Als ein Mann, der seit jeher die dornigen Wege bürgerlicher und politischer Ehrlichkeit wandelt, habe ich das Recht, zumindest vom Staate und seinen Organen, den niedrigen und den hohen zu verlangen, daß sie diese meine und aller anderen Ehrlichen Ehrlichkeit und nicht die Unehrlichkeit der Lumpe schützen. Und ich mache von diesem meinem Rechte umso lieber Gebrauch, als ich eben nicht immuner Abgeordneter, sondern ein einfacher Bürger bin, der leicht zur Rechenschaft gezogen werden kann...

So legitimiert, erhebe ich nun vor allem Protest dagegen, daß Euer Exzellenz dort, wo tausende und abertausende Finger auf den gleichen Urheber des Unheils hinweisen, ohne Zögern eben diesen Angeschuldigten zum Untersuchungsrichter in eigener Sache machten. Glauben denn Exzellenz wirklich, daß es irgend jemanden in Österreich oder gar in Galizien gibt, der nicht wüßte, was er von diesem Richter, von seinem Berichte und sonst von seiner Art zu halten hat? Glauben Sie denn, daß auch nur ein Mensch in diesem Staate glaubt, daß Sie es nicht wissen? Bangt Ihnen denn gar nicht davor, was ehrliche und anständige Menschen über Sie denken könnten? Bangt Ihnen nicht vor dem

verständnisinnigen Blicke der mit moral insanity Behafteten, die sich vielleicht gar einbilden, in Ihnen einen Auffassungsgenossen gefunden zu haben? Und ahnen Sie das Sie demütigende Lächeln jenes hohen Herrn nicht, für den Sie so warme Worte der Anerkennung gefunden haben?

Euer Exzellenz gaben sich die Mühe, die Beschwerden der vergewaltigten oppositionellen Wähler Galiziens nach Gruppen zu sichten und jede Gruppe gesondert zu besprechen. Ich möchte Euer Exzellenz nicht so ermüden, daß auch ich diese Sonderung vornehme. Sie ist auch für meine Zwecke nicht notwendig. Denn im Grunde haben ja Eure Exzellenz nur fortwährend wiederholt: Es ist nicht wahr — es ist übertrieben — die Strafe wird nicht ausbleiben. Das ist Sinn und Anlage aller ihrer Einzelerwiderungen, die hiedurch — verzeihen Exzellenz — ein wenig an die alte Anekdote von dem Topfe erinnern, den der belangte Schuldner zuerst gar nicht entliehen, dann schon längst zurückgegeben, schließlich schon gebrochen erhalten haben will.

So beschränke ich mich also im ganzen und großen darauf, die Berichte, auf welchen Ihre Rede beruht, im allgemeinen als verlogen zu erklären, und erbiete mich, eine ganze Reihe schamloser Verdrehungen, Entstellungen und nackter Unwahrheiten in der Darstellung des Sachverhaltes, zu deren Interpreten man Sie zu machen sich erdreistete, nachzuweisen. Nur bei einer Gruppe von Beschwerden glaube ich ganz speziell verweilen zu müssen, zunächst weil durch sie meiner Ansicht nach das dunkelste Stück Galiziens vor aller Augen gerückt wird, dann weil hier die Nichtigkeit und Schamlosigkeit der Ausreden, mit welcher man Sie und das Parlament dupierte, denn doch schon zu arg sind, und schließlich noch aus einem dritten Grunde, auf den ich bald zurückkommen will.

Ich spreche von den unerhörten Einschüchterungen der oppositionellen Wählerschaft durch sogenannte sanitäts-, bau- und gewerbepolizeiliche Kommissionen. Die pflichtvergessenen Funktionäre, die an diesen Schandtaten teilgenommen haben, wagen es durch Ihren Mund, den sie leider als Sprachrohr benützen durften, der Welt einreden zu wollen, daß alle diese mit teuflischem Raffinement ersonnenen und mit schurkischer Herzlo-

sigkeit durchgeführten Maßnahmen in keinem Zusammenhange mit den Wahlen stehen. Und Sie glauben das! Wahrlich ich bewundere Ihre Vertrauensseligkeit, Exzellenz, aber ich habe leider keinen Anlaß, Sie darum zu beneiden.

Wer soll Ihnen glauben helfen? Höchstens ein paar in galizianis ganz grüne Leute. Aber wer die Herrschaften dortzulande kennt, wird sich Ihnen sicherlich nicht anschließen. Und am allerwenigsten werden es diejenigen tun, die durch diese ganze Kampagne als blutende Opfer oder als empörte Zuschauer hindurchgeschritten sind! Wenn in einem Lande, das in der Verwahrlosung, in der es durch die Berufenen gelassen wird, fast erstickt, wo sich alle Polizei und Verwaltung träge sickernd vorwärtsbewegen, plötzlich eine wahre Betätigungsepidemie der verschiedenen Aufsichtsorgane ausbricht, und dies merkwürdigerweise gerade vor den Wahlen und noch obendrein ausschließlich gegenüber oppositionellen Wählern, dann weiß jedes normal beobachtende Menschenkind, daß zwischen den Wahlen und besagter Epidemie ein Zusammenhang besteht. Und wenn Sie diesen zwingenden Schluß nicht ziehen wollen, Exzellenz, dann brauchen Sie nur zu befehlen und ich werde Ihnen die Elenden herbeischleppen, die sich nicht einmal schämten, diesen Zusammenhang erpresserisch und höhnisch zuzugeben. Wie viel wollen Sie solcher Leute? Dutzende kann ich Ihnen bringen, Exzellenz. Dutzende von Wüterichen, die entweder nicht einmal den Verstand hatten, ihre Sünden zu verhüllen oder, der Straflosigkeit sicher, mit Wollust offen sündigten. In allen Wahlprotesten finden Sie solche Kerle genannt, in ganz Galizien gibt es keinen Ort, den sie nicht mit ihren schamlos zur Schau getragenen oder nur schwach verhüllten Verbrechen besudelten, keinen Ort, in dem sie nicht die Ehre der Beamtenschaft, des Landes, des Staates in den Kot zerrten.

Und nun noch eines, zu jenem dritten Punkt, der für mich mitbestimmend war, gerade bei der Gruppe der Masseneinschüchterungen durch öffentliche Funktionäre speziell zu verweilen! Alle anderen Wahlmißbräuche, die Eurer Exzellenz so wenig beunruhigen, haben wenigstens das Gute, daß sie nicht nach den Wahlen fortgesetzt werden können. Man kann nicht Vertrauensmänner

verweigern, Wahlzettel am Wahltage ausfolgen, willkürlich Wähler aus den Listen streichen, Skrutinien fälschen — wenn der Wahltag schon vorüber ist. Aber eine gepeinigte und ermüdete Bevölkerung weiter tyrannisieren, das vom Staate oder Lande übertragene Amt weiter schnöde mißbrauchen, um für politische Überzeugungen zu strafen und von ihnen abzubringen — das kann man wohl auch nach der Wahl! Und das ist jetzt Tagesordnung in Galizien, Exzellenz! Die Beamten-Wüteriche, in welchen sich während der Wahlkampagne ein förmlicher Wahlenkoller entwickelte, sind noch immer von ihm besessen. Und wenn er vielleicht nachlassen wollte, Ihre Rede, Exzellenz, hat ihn mit frischer Heftigkeit ausgestattet. Jetzt ist kein Ende der Greuel abzusehen.

Exzellenz wissen vielleicht noch gar nicht von diesen schönen Dingen. Nun ja, die galizischen Herren haben keine Veranlassung, Ihnen darüber zu berichten. Und wenn sie es tun werden, dann werden die Berichte wahrscheinlich wieder so aussehen, wie die über die Mißbräuche während der Wahlen erstatteten aussahen. Für diesen Fall erkläre ich sie aber im Voraus im Namen von tausenden und abertausenden Bürgern für erlogen. Wieder brauchen Sie nur zu befehlen, Exzellenz, und ich schleppe Ihnen wieder Dutzende der verwerflichen Menschen her, die ein ganzes Land, ja den ganzen Staat mit Schande überziehen. Oder Sie brauchen nur ein paar anständige Leute, die noch nicht in der Jauche offizieller galizischer Politik gebadet haben, in das Unglücksland zu schicken. Die werden Ihnen dann von den mehr schmutzig-grauen als blauen Wundern erzählen, die sie dort erleben.

Euer Exzellenz! Es war Ihnen nicht gegönnt, die Wahlschmach selbst zu sühnen. Trachten Sie, daß Ihnen wenigstens die Sühne jener Schandtaten, die auch jetzt, nach den Wahlen, von entarteten und entmenschten Funktionären der öffentlichen Ordnung in Galizien verübt werden, nicht entgehe. Sie könnten zur Not noch ein Gebot der Staatsweisheit darin erblicken, daß der Polenklub nicht um einige seiner „schwer erkauften“ Mandate komme. Sie konnten zur Not noch dieser Staatsweisheit, dieser vermeintlichen Staatsnotwendigkeit die Rücksicht auf die gequälten und hintergangenen Massen, auf die beraubten und beschwindelten Kandidaten, ja auf die öffentliche Moral opfern. Aber

Sie werden doch nicht allen Ernstes sich damit abfinden wollen, daß die Anarchie von oben, daß die schamloseste Prostitution der Staatsgewalt zum Zwecke persönlicher und Parteirache irgendwo in Österreich dauernde Einrichtung werde. Sie werden doch nicht wirklich eine Handvoll brutaler polnischer Fanatiker und Abenteurer samt ihren widerlichen Hausjuden zu Hauptstützen des österreichischen Staatsgedankens machen wollen.

Oder doch? Sie sollten sich nicht überzeugen lassen? Sie sollten die Freveltaten der in Galizien herrschenden Clique vor und nach den Wahlen sozusagen unbesehen weiter bagatellisieren? Nun, dann werden Sie doch erlauben müssen, daß endlich auch die Vorsichtigsten an Ihrem guten Glauben zu zweifeln beginnen und werden die um Feiheit, Ehre und Wohlfahrt kämpfenden drei Nationen Galiziens zu jenem Grade politischer Entschlossenheit führen, der genügen wird, um mit Ihren Berichterstattern, mit dem Polenklub und mit dem schwarzen Block fertig zu werden.

Euer Exzellenz

ergebenster

Dr. Nathan Birnbaum.

Die zionistische Landespolitik*)

Die Diskussionen, ob sich die zionistische Partei mit der sogenannten „Landespolitik“ beschäftigen soll, oder ob es für sie besser ist, eine besondere selbständige Organisation zu schaffen, hören nicht auf. Im Gegenteil, sie werden immer lebhafter. Bei der letzten zionistischen Parteikonferenz siegten wohl diejenigen, die behaupten, daß beide Arbeiten von der zionistischen Organisation geleistet werden müssen und eine andere Organisation nicht nötig sei. Trotzdem wird, glaube ich, alles nichts nützen und es wird schließlich nicht dabei bleiben. Ich erinnere mich an die galizische Geschichte, da Daszynski und seine jüdischen Chassidim auf keinen Fall zugeben wollten, daß die Juden ein eigenes Volk seien und daß ihre Besonderheit sich auch in der sozialistischen Bewegung ausdrücken müsse. Sie veranstalteten einen Parteitag nach dem anderen und auf jedem besiegten sie die jüdisch-nationale Minderheit. Was geschieht nun aber? Diese Minderheit wird immer größer und die Partei muß demzufolge immermehr ihren Standpunkt verlassen... Auch in der zionistischen Partei wird die „Minderheit“ immer größer, die Unzufriedenheit immer stärker. Und es wird noch die Zeit kommen, da aus der Minderheit eine Mehrheit werden wird — auf einem zionistischen Parteitag selbst oder draußen.

*) Zweiter Teil eines „Zwei Fragen“ betitelten Artikels in Gerschom Baders Jüdischem Volkskalender 5670. Ursprünglich in jüdischer Sprache geschrieben, für diese Sammlung vom Verfasser ins Deutsche übersetzt.

Doch warum haben sich die zionistischen Führer gar so versteift? Manche meinen, nur persönlicher Ambitionen halber. Die Erklärung genügt mir nicht. Sie ist vielleicht für einen oder zwei richtig, für alle sicherlich nicht. Ich glaube vielmehr, daß die Hartnäckigkeit von einem Irrtum stammt. Wir wissen, daß noch vor drei Jahren die Zionisten überhaupt nichts von Arbeit für die Gesamtheit im Golus hören wollten. Dann änderten sich die Anschauungen. Sie fingen an zu verstehen, daß es selbst für den Zionismus gut sei, wenn das jüdische Volk noch hier im Golus gestärkt wird. Und seit damals wurde die „Landespolitik" eine zionistische Pflicht. Aber müssen denn alle zionistische Pflichten und Gebote unbedingt nur in der zionistischen Organisation erfüllt werden? Man denke nur an die jüdische Gymnastik. Kann ein Zionist leugnen, daß Stärkung des jüdischen Körpers ein wichtiges zionistisches Gebot ist. Und doch ist die Mehrheit der jüdischen Turnvereine nicht der zionistischen Organisation beigetreten. Oder man sehe sich die hebräischen Vereine an. Was kann es Verwandteres geben, möchte man denken. Aber auch sie sind draußen geblieben. Selbst sie verzichten nicht auf nichtzionistische Mitglieder. Warum soll nun für jüdische Politik nicht recht sein, was für Gymnastik und hebräische Sprache billig ist?

Nein, das neue zionistische Gebot wendet sich nicht an die zionistische Organisation, daß sie Golus-Politik mache, sondern an den zionistischen Menschen: Daß er, wann und wo er einen Weg zur Stärkung des Volkes findet, ihn betrete; wo er Juden für einen nützlichen Zweck arbeiten sieht, ihnen helfe; und, wenn die anderen gar nicht auf den Einfall kommen, ihnen sage, sie lehre, was sie zu tun haben.

Freilich liegt da aber die Frage nahe: Wenn man sie schon lehrt, warum nicht gleich auch den Zionismus? Aber es ist doch ein Unterschied zwischen den beiden Lehren. Es gibt einfache Lehren, wahre oder falsche, die das Volk sofort erfaßt und wieder andere just nicht einfache Lehren, wahre oder falsche, die als Volk nur allmälig verstehen lernt.

Die Idee der „Landespolitik" gehört zur ersten, die Idee des Zionismus zur zweiten Art. Das zeigte sich z. B. bei den Reichsratswahlen des Jahren 1907. Denn, wann hat je die zio-

nistische Partei solche Siege erlebt und wodurch, wenn nicht dadurch, daß sie sich nur an das einfache jüdische Solidaritätsgefühl („kol-jißruel-gefiejhl“) und an die einfache Brotlogik („parnuße-ßejchel“) wandte und auch nicht ein Wort über ihre letzen Ideale sprach. Aber kann man's denn immer so tun? Es muß doch schließlich zu klaren Worten kommen. Die Zionisten selbst verlangens ja schon. Und die andern, die sich nicht zum Zionismus bekennen, werden gewiß nicht lange ruhig zusehen, daß man sie stets vor die Wahl stellt, entweder Zionisten zu werden oder auf alle Golus-Politik zu verzichten...

Doch da läßt sich schon wieder ein anderer Einwand hören: Was? Wo gibts denn die nichtzionistischen Politiker, die sich für jüdisch-nationale Politik interessieren sollten? Auch nur einen oder zwei oder drei? Wo also eine zweite Organisation? Wird denn das Volk nicht merken, daß das wieder dieselben Menschen, dieselben Zionisten sind — nur als Landespolitiker verkleidet...

Nun, der Einwand ist sicherlich so übel nicht, und doch ist er nicht wohlbegründet. Er ist nur darauf zurückzuführen, daß die Mehrheit der Menschen nur die letzte äußerlichste Gestalt der Entwicklung, aber nicht das sieht, was unter den letzten erstarrten Formen vor sich geht. Sie sieht nicht die neuen Formen, die sich erst anschicken, die alte Hülle durchzubrechen, um selbst ans Tageslicht zu treten. Gewiß, jetzt und so von obenhin betrachtet, sieht es aus, als ob nur Zionisten an jüdisch-nationaler Politik interessiert wären und als ob für eine etwaige gesonderte Organisation für Landespolitik wieder nur Zionisten in Betracht kämen.

Aber, es sieht eben nur so aus. Man versuche nur die neue Organisation zu gründen, dann werden die neuen Menschen sicherlich nicht fehlen. Zunächst werden sich die Stillen melden, diejenigen, die zur Zeit noch bei Seite stehen und gerne für das jüdische Volk arbeiten würden, aber weder Zionisten werden, noch sich mit diesen zanken wollen; sie wissen, daß ihre Zeit kommen wird und daß man sie wird rufen müssen.

Müssen? Ja, müssen, weil man es wollen wird... Denn wahrlich, die jetzige Halsstarrigkeit der zionistischen Intelligenz wird nicht ewig währen. Als ob überhaupt die Intelligenz den

Weg ginge, den sie gehen will. Sie scheint nur zu führen, in Wirklichkeit ist sie die geführte. Es sieht nur so aus, als ob sie flammen würde und selber entbrannt wäre; in Wahrheit hat man sie angezündet. Wer da führt? Die Entwicklung, sozusagen der Wille des Volkes. Wer da zündet? Das Feuer, das im Herzen des Volkes brennt und sich in den Augen und auf den Lippen der ganz großen Menschen zeigt. Und da dieses Feuer nicht das eigene dieser Intelligenz ist, langt sie nicht bis an seine höchsten Spitzen und dringt nicht zu seinen verborgensten Quellen. Sie weiß nicht von allen Sünden, die es läutern, weiß nicht von allen Werken, die es schmieden will, weiß nicht, daß das gewaltige Feuermeer auch nicht eine Minute ruht, sondern fortwährend neue Formen annimmt, daß fortwährend andere Stoffe brennen und in jedem Augenblicke verschiedenartige Stoffe. Alles dies versteht die Intelligenz nicht, sondern klammert sich an eine Gestalt, an einen Stoff, an ein Werk, an eine Sünde, an eine Quelle, an eine Flamme, an einen Augenblick. Da läßt sich nichts machen. Es ist wie ein Komplott. Alle ihre Glocken läuten, alle ihre Zeitungen lärmen dasselbe. Und wenn neben ihr eine andere Art Intelligenz hervorgekommen ist — mit anderen Politiken, die sich in anderen Formen verfingen, an anderen Momenten haften blieben, älteren und neueren, dann sieht sie und hört sie diese andere Intelligenz nicht. Diese aber kann das Glockengeläute, den Lärm der Zeitungen nicht übertönen. Allein schließlich kommt wieder eine neue Art Intelligenz, mit wieder andern Blicken — eine Intelligenz, die nicht mehr neben der ersten hervor-, sondern in sie hineinwächst. Ihre Gedanken schleichen sich unbewußt in jene ein, die noch glaubt, zu sein, was sie war und doch schon eine andere geworden ist. So hat sich z. B. in die Hirne der Mehrheit der Zionisten der Gedanke der „Landespolitik“ und in die Hirne eines Teiles von ihnen und der Jüdisch-Nationalen schlechthin der Gedanke des Eintretens für die jüdische Sprache eingeschlichen. Und eben so hat sich in zionistische Hirne auch die Idee einer besonderen Organisation tür die jüdische „Landespolitik“ eingeschlichen und wird dort von Tag zu Tag stärker...

Ich hoffe, daß noch die Zionisten selbst auf den Weg führen werden, den man da hier in Galizien in den nächsten Jahren

und Jahrzehnten wird gehen müssen. Insbesondere rechne ich darauf, daß der Gedanke, die beiden Arbeiten zu trennen, an beiden Ecken des Zionismus fortschreitet. Hinsichtlich der radikalen Zionisten kann da gar kein Zweifel sein. Bei ihnen, die Golus-Arbeit geringschätzen, aber das Leben und seine Bedürfnisse doch nicht leugnen können, herrscht nur eine Meinung: Trennung. Aber auch bei den Gemäßigten, die sich viel mit Golus-Angelegenheiten abgeben, zeigen sich die ersten Anzeichen der Ernüchterung: Eine stille Verzweiflung, eine stumme Reue, ein schweigender Zweifel...

Sicherlich gibt es noch genug, die da glauben, daß sie sich mit ihrer künstlichen Einigkeit gegen drei Feinde zusammen werden halten können: Gegen die jüdischnationalen Gefühle von Nichtzionisten, gegen die stille Verzweiflung der gemäßigten und den Sturm der radikalen Zionisten. Sie sehen nicht, welche Zukunftshoffnung darin liegt, daß es Menschen aus verschiedenen Lagern auf einen Weg treibt. Und sind denn diese Menschen nicht allesamt im Rechte, jeder auf seine Art, jeder nach seinem Ziele? Wo steht das geschrieben, daß derjenige, der sein Volk von ganzem Herzen liebt, aber kein Zionist ist, entweder soll schweigen oder als Heuchler in einen Verband eintreten müssen, zu dem es ihn nicht hinzieht? Und was kanns dem Zionismus schaden, wenn es Juden gibt, die just nicht für Zion arbeiten, aber an anderen jüdischen Gesamtheitswerken beteiligt sind? Kommt er dabei nicht auf seine Rechnung? Ists wirklich möglich, daß ihm entjudete Golusjuden lieber sein sollten als jüdische?

Wann endlich werden die armen blinden Menschen erkennen, was die radikalen Zionisten schon längst wissen, daß das „Junctim" von „Landespolitik" und Arbeit für Palästina ein tödliches Gift für beide Arbeiten ist? Wann werden sie endlich darauf kommen, daß die Konkurrenz, der sie ausweichen wollen, in der einen, ungeteilten Organisation gerade am stärksten ist? Daß sich da der äußere Kampf zwischen verschiedenen Menschen in einen innerlichen verwandeln wird, der sich in der Brust jedes Einzelnen abspielt, sein Herz in zwei Stücke spaltet — vor eine ganze Arbeit ein halbes Herz stellt?...

Aber wie, könnte man vielleicht sagen, wenn einer in zwei Organisationen ist, — wird da sein Herz nicht gespaltet, nicht in

zwei Stücke zerhackt? Also ist bei jedem die innere Konkurrenz da und man kann diesen Mangel offenbar durchaus nicht vermeiden... Darauf sage ich — nein! Und abermals nein! Denn wenn es sich um zwei Organisationen handelt, dann ist jeder in seinen Beschlüssen frei. Niemand nimmt eine Last auf sich, die ihn auf einer Schulter mehr drückt, als er will. Entweder tritt er in beide Organisationen ein und weiß, was er tut und wo er seine Haupttätigkeit entfalten will. Oder er tritt nur in eine Organisation ein, und dann ist doch überhaupt nicht weiter darüber zu reden...

Vielleicht danken mir aber viele Zionisten für den Rat! In der Furcht, daß sie keinen Zuwachs haben könnten. Das wäre eine sehr traurige Furcht. Denn wohl nimmt jede Bewegung auch solche auf, die sich im Grunde gleichgiltig zu ihr verhalten, aber man muß gut untersuchen, was für Gleichgiltigkeit das ist. Eine zufriedene, die nur der Bequemlichkeit, nicht innerer Untreue oder eine unzufriedene, die unehrlichen Beweggründen — Furcht, nicht beizutreten oder Beitritt aus persönlichen Motiven — entspringt. Die erste Art hat niemals böse Folgen, im Gegenteil, aus der innersten Treue erwächst in jedem Fall ein wenig Nutzen. Die zweite bringt nur Schaden, stört und zerstört. Und wehe der Bewegung, die man durch solche fremde, kalte Zerstörer stützen muß. Sie mag noch so groß und weit sein, sie muß wieder eng und schmal werden, muß zerrinnen wie ein Traum.

Die Verteilung der Arbeit auf zwei Organisationen entspricht auch dem bekannten Prinzip der Arbeitsteilung, das in der ganzen Natur und Geschichte lebt. Dieses Prinzip muß sich in der jüdischen Bewegung unserer Zeit durchsetzen. Die Arbeiten müssen gegen einander abgewogen und abgegrenzt werden, damit sie sich nicht in einander verwickeln und jede mit möglichst großer Macht, mit möglichster Beschleunigung und mit der Methode und in der Form auftreten kann, die ihr entsprechen.

Allerdings, wenn dies so sein wird, wird die Bewegung, die man heute die zionistische nennt, vielleicht ein ganz anderes Gesicht haben. Vielleicht wird sie dann auch nicht mit so viel Geräusch auftreten wie heute, wird vielleicht sogar aufhören eine

Partei zu sein, die sich gegenüber anderen Parteien abgrenzt und sich noch in deren Angelegenheiten mengt. Dafür wird sie aber zu einem Lager geworden sein, in welchem aus allen Parteien diejenigen Juden zusammentreffen, die die alte Liebe zum Lande Israels mit dem Wunsche vereinigen, dort wirklich etwas zu leisten. Es wird weniger gesprochen und mehr getan werden.

Auch die „Landespolitik" wird dann ganz anders von statten gehen. Der ewige Nebengedanke: „Am Ende ist ja doch alles umsonst!" wird nicht mehr jede Tat verkrüppeln, bevor man an sie herantritt. Außerdem wird die sogenannte „Landespolitik" von der tiefen Stufe emporsteigen, auf der sie jetzt steht und von der aus sie nicht ordentlich wirken kann. Heute blickt man auf sie wie auf etwas Unreines, dessen man trotz seiner Unreinheit um seines völligen Mangels an Seele nicht entraten kann. Ein Kunstück wie alle Kunstücke, eine eigene Art von Weg in Dingen der Gesamtheit — ein Weg, auf dem es nützlich ist, sich zurechtzufinden. Aber wahre Politik ist nicht so öde, sondern eine große und schwere Volksarbeit, aus der der Geist der Zeit und die Seele des Volkes auch nicht für einen Augenblick weichen darf. Politik leistet nicht bloß äußerliche Arbeit: Das Veranstalten von Versammlungen, das Durchführen von Wahlen und Kompromissen, sondern sie will vor allem gute und feste, kulturelle und ökonomische Volksgrundlagen schaffen. Eine solche Landespolitik wird aber erst dann getrieben werden können, wenn sein wird, was sein muß: Zwei Organisationen, eine für die besondere zionistische Bewegung und eine zweite für die „Landespolitik".

FÜNFTER TEIL

Kulturkämpfe im alten Israel*)

Seit den ältesten Zeiten tobt in der Völkerwelt ein Kampf zweier Weltanschauungen. Sein jüngster Name ist Kulturkampf und die modernsten Bezeichnungen der streitenden Parteien sind Staat und Kirche.

Diese beiden Wörter aber sind zu konkret, als daß man durch sie den Gegensatz in seinem ganzen Umfange erfassen könnte. Es ist aber auch gar nicht so leicht, sichergehende und dabei richtigere Ausdrücke zu finden. Manche sprechen von heiterer und düsterer Lebensauffassung, andere von Maßlosigkeit und Maß in Lebensführung oder umgekehrt von Maß und Maßlosigkeit in den geistigen Neigungen. Doch das alles stimmt nicht, wie schon die beiden letzten Wörterpaare beweisen. Das alles ist viel zu unsicher, zu gleitend. Der Wahrheit näher kommt man mit der Unterscheidung von ästhetischer und ethischer Lebensanschauung, vom Reiche des Schönen und des Guten. Aber auch sie ist unzulänglich. Zur wahren Ursache des Gegensatzes kommt man erst durch die Feststellung, das es zwei Arten von geistigem Verhältnis zur Außenwelt gibt: Ein ursprünglicheres, das in der Aufsaugung und Verarbeitung der Sinneseindrücke besteht, und ein jüngeres, wo der Geist unabhängig von den Sinneseindrücken von innen herausarbeitet.

*) Dieses Essay, ist wenn ich mich recht erinnere, im Jahr 1896 oder 1897 geschrieben worden und erschien in hebräischer Übersetzung, teilweiser Umarbeitung, für die ich nicht verantwortlich bin, im „Haschilojach". Ein Teil, respektive Auszug des Aufsatzes, der über die Propheten handelt, erschien im Berliner „Jüdischen Volkskalender". Vor der diesmaligen Veröffentlichung habe ich einige stilistische Korrekturen angebracht.

In geschichtlicher Zeit gab es nun wohl kein Individuum und kein Volk, das sich nicht auf jede dieser beiden Arten zur Außenwelt in Beziehung gesetzt hätte. Es kommt nur darauf an, ob und welche Art es überwiegend anwendete und anwendet. Was speziell Völker betrifft, so gab und gibt es solche, in welchen sich die beiden Richtungen in ziemlich gleicher Stärke gegenüberstehen, wie z. B. im Altertum bei den Römern. Da werden die nationalen Geschicke durch den Kampf der beiden Weltanschauungen nicht nachhaltig beeinflußt. Denn es ist ein Kampf in der Nähe des Gleichgewichts und um das Gleichgewicht, ein Kampf, der die Stabilität der Verhältnisse sichert. In manchen Nationen aber entwickelt sich eine der beiden Weltanschauungstendenzen immer mehr auf Kosten der anderen, die immer mehr und mehr verfällt. Es ist kein Kampf mehr um das Gleichgewicht, sondern die schwache Gegenwehr eines immer mehr zusammenschrumpfenden Zwergs gegen einen immer mehr wachsenden Riesen. Schließlich drückt das siegende Prinzip dem Volke ganz und gar seinen Stempel auf. Es geht entweder die Wege des Sensualismus, der sinnlichen, oder des Spiritualismus, der geistlichen Weltanschauung. Ein Schulbeispiel für den einen Fall ist das hellenische Volk, für den anderen das Volk Israel. Wir haben uns hier mit dem zweiten Beispiel, beziehungsweise mit den Wirkungen zu beschäftigen, welche die fortschreitende und siegreiche Vergeistlichung dieses Volkes auf seine Schicksale hatte.

Vor allem muß nun festgestellt werden, daß Israel, als es in die Geschichte trat, kein sinnendes, sondern ein sinnliches, kein geistliches, sodern ein weltliches Volk war. Bis zum Anfange der Königszeit unterschieden sich die Kinder Israels in ihrem Gehaben nur sehr wenig von den anderen semitischen Völkern. Naturmenschen, wie diese, zerbrachen sie sich ganz und gar nicht den Kopf über das, was jenseits der Sinne liegt, verbrachten vielmehr, unangefochten von Reflexionen und Skrupeln, ihr Leben in Genüssen und Kämpfen, höchstens hie und da darauf bedacht, ihre Götter zu besänftigen. Götter! Denn die Leute hatten nur ein sehr geringes Verständnis der Einzigkeit jenes Gottes, der sie aus Ägypten geführt und auf dem Sinai

sich ihnen offenbart hatte. Andererseits kann aber nicht geleugnet werden, daß auch schon damals, im Heldenzeitalter des Volkes Israel ein verhälnismäßig reicher Keim geistlicher Gesinnung war. Das geht schon daraus hervor, daß sich das primitive Sinnenleben in Israel denn doch in etwas gefälligeren Formen abspielte, als bei den übrigen Kanaanitern. Bis zur Evidenz aber wird diese Tatsache durch das Auftreten jener Persönlichkeiten erwiesen, die den großen alleinigen Gott ihrer Seelen mit vollem Bewußtsein zum alleinigen Gott aller israelitischen Seelen zu machen bestrebt waren.

Die hervorragendste dieser Gestalten war Samuel, der eigentlich schon am Schlusse der ersten Kulturkampfperiode Israels steht — jener Periode, in der die geistlich gesinnten Männer den Kampf gegen die Weltlichkeit einzig und allein mit der Volksmasse selbst auszufechten hatten. Die Weltlichkeit des Lebens war damals noch so selbstverständlich, daß sie keines Schirmherren bedurfte, vielmehr sich selbsttätig zur Haltung brachte. Aber langsam, allmälig muß sie in ihrer Sicherheit erschüttert worden sein. Denn plötzlich sehen wir das Volk von Samuel, dem Propheten geistlicher Ideale, einen König, d. h. einen Sachwalter der Weltlichkeit verlangen. Das ist die Besiegelung einer ersten Niederlage des weltlichen Prinzips in Israel und Samuel hatte es im Grunde nicht nötig gehabt, über den Wunsch des Volkes jenes Entsetzen zu empfinden, das aus seiner großartigen republikanischen Warnungsrede herausklingt.

Immerhin hatte aber das Königtum von dem im großen und ganzen noch weltlichen Volke das Mandat erhalten, es vor der Tyrannei durch den Geist zu schützen, die Vergeistlichung des Lebens zu bekämpfen. Das war die Idee des Königtums und ihr hat es neun Jahunderte lange, wenn auch mit wenig Glück, so doch treu und ehrlich gedient. Die ersten drei Könige Saul, David und Salomo haben dies in einer ganz eigentümlichen, äußerstgenialen und relativ erfolgreichen Weise getan. Sie mochten geahnt oder erkannt haben — bei Saul war wohl das erste, bei David und Salomo das zweite der Fall —, daß den von den geistlichen Männern getragenen Vorstellungen, wenn auch nicht die Gegenwart, so doch die Zukunft im Volke gehöre, und waren

wohl auch schon selbst von diesen Vorstellungen zumindest gestreift. Und so machten sie sich zu den weltlichen Beschützern der geistlichen Lehren, sie begründeten das heilige Reich israelitischer Nation. Den Widerspruch, der in dieser von weltlicher Macht in Krieg und Frieden strotzenden Neugründung lag und der einst zum zerstörenden Elemente werden mußte, fanden sie nicht heraus. Es war ein Irrtum, und doch das Beste, was sie damals im Interesse des Königtums, d. h. des weltlichen, sinnlichen Lebensprinzipes tun konnten. Durch diese ihre Politik, die von ihren Nachfolgern zumeist übernommen wurde, haben sie die geistliche Expansivkraft doch eine geraume Weile länger in die weltliche Ordnung hineingezwängt, als die Könige im Reiche Israel. In diesem nach dem Tode Salomons entstandenen Teilreiche betrieben nämlich Jerobeam I. und dessen Nachfolger — mit wenigen Ausnahmen — die entgegengesetzte Politik. Um ihre Untertanen vom judäischen Teilreiche und der davidischen Dynastie, dieser offiziellen Beschirmerin des monotheistischen Kultus in Jerusalem, fernzuhalten, spielten sie gegen den einzigen Gott das altsemitische Heidentum aus. Diese Politik, der man logische Konsequenz nicht absprechen kann, erwies sich schließlich dennoch als falsch. Denn, mag auch die antigeistliche Tendenz der israelitischen Könige bei den Volksmassen Verständnis gefunden haben, so weckten sie doch andererseits die geistlichen Enthusiasten zu lebhafter Tätigkeit, durch die sie immer größeren Einfluß auf das Volk gewannen.

Man hat über der Wesen der althebräischen Propheten schon viel gesprochen. Die Meinungen darüber gehen ziemlich weit auseinander. Renan z. B. will gar eine Art Journalisten in ihnen sehen, andere erklären sie als Dichter, wieder andere als moralische oder religiöse Genies. Genialität wird ihnen ziemlich allgemein zugesprochen. Vielleicht, weil man immer nur die großen prophetischen Persönlichkeiten im Auge hat, nicht die Prophetenscharen, die das Land durchzogen und dem Volke predigten. Man vergißt eben gewöhnlich, daß das Prophetentum nicht eine sich wiederholende individuelle Erscheinung im jüdischen Volke, sondern geradezu eine seiner Institutionen ist. Das Prophetentum war keineswegs ohne Organisation. Die heilige Schrift zeigt uns deutlich, daß es wohlgeordnete

Prophetenkorps gab, deren Glieder sich durch eigenartige Lebensweise, besondere Tracht und ausgeprägten Korpsgeist auszeichneten. Nicht nur das, die Bibel spricht von echten und falschen Propheten, was darauf hinweist, daß einander feindliche Prophetenorden und Geschäftspropheten existierten.

Natürlich hat auch das Prophetentum eine Entwicklung mitgemacht und sich erst allmälig, um in seinem eigenem Bilde zu sprechen, von den Schlacken der Weltlichkeit gereinigt. Wild und leidenschaftlich tritt die Prophetie in den zwei großen nördlichen Propheten Elia und Elischa auf. Ihre Wildheit sowie ihre gehäuften Wundertaten erinnern noch an Heidentum und Weltlichkeit. Aber in der Sache selbst waren sie schon bewußte und konsequente Vertreter des geistlichen Lebensprinzips und geschworene Feinde des Königtums als der personifizierten Weltlichkeit. Mit elementarer Gewalt bricht das moralisierende Genie des hebräischen Volkes in ihnen durch, freilich noch ohne jenen Zug von Liebenswürdigkeit und Milde, wie er bei den späteren Propheten zu finden ist. Es ist noch alles rauh, herb, eckig bei ihnen, namentlich bei Elia, während Elischa schon einen gewissen Fortschritt verrät. Ihr geistlicher Sinn ist noch jung, ungegoren, unausgearbeitet, mehr Gefühl als System. Amos z. B., mehr als hundert Jahre nach ihnen, steht bereits auf einer höheren Entwicklungsstufe geistlicher Gesinnung. Sie tritt als sozialsittliche Forderung auf. Jesaja erklimmt den Höhepunkt geistlicher Weltauffassung. Er schafft, in weitester Weltferne, eine ideale Welt des Friedens und der Liebe.

Allerdings ist in Jesaja auch noch ein Element vorhanden, welches seinem extremgeistlichen Standpunkt widerspricht. Jesaja, ein Staatsbürger des Reiches Juda, ist dynastisch gesinnt. Aber diese Haltung wird verständlich, wenn man sich an die dem Monotheismus freundliche Politik der judäischen Könige erinnert. Und dann mag auch bei Jesaja und den anderen hervorragenden Propheten im Reiche Juda noch ein letzter Rest weltlichnationalen Empfindens mitgespielt haben. Im übrigen darf man von der Ergebenheit der judäischen Propheten an die nationale Dynastie nicht zu viel halten. Sie schwieg sofort, wenn die Könige in ihrem Eifer für das geistliche Prinzip zu lau wurden, was ja

begreiflicherweise oft genug vorkam. Darum ist auch die ganze judäische Geschichte von einem heftigen Kulturkampfe ausgefüllt, in welchem auf der einen Seite das Prophetentum, auf der anderen das Königstum und das -- Priestertum standen.

Auch das Priestertum! Denn die jüdischen Priester (Kohanim) waren nichts weniger als Geistliche. Durch die Erblichkeit der Priesterwürde wurden sie zu einer Aristokratie, die, wenn auch vom Volke gesondert, so doch Fleisch von seinem Fleische war, konnten sie sich nicht zum Klerus, zu einer dem Volke fremden und es doch mächtig beeinflussenden Kirchenmacht entwickeln. Der heute so geläufige Gegensatz zwischen dem Staate und der Kirche bestand nicht. Die Priester waren, mit wenigen Ausnahmen, wirklich treue Stützen des Thrones. Dafür aber gab es ebensowohl in Juda neben den Priestertum des einzigen Gottes, als in Israel neben dem heidischen Priestertum eine ganz merkwürdige, einzig und allein in der Weltgeschichte dastehende Erscheinung: Eine zweite, unoffizielle, private Kirche, die den Kampf mit dem Staate besorgt. Und die Priester dieser Kirche waren eben die Newiim, die Propheten.

Der Gegensatz zwischen Königsstaat und Prophetenkirche trat begreiflicherweise im israelitischen Reiche schärfer und feindseliger hervor als im judäischen und zehrte daher auch die Kraft des Staates viel rascher auf, der deshalb auch um 1½ Jahrhundert früher zugrunde ging. Doch auch das Teilreich Juda wurde von seinem Schicksal erreicht. Hier war der Kampf ein mehr unsichtbarer, aber desto gründlicherer. Das geistliche Prinzip als Staatsgedanke führte zu einer unmöglichen Politik. Wer wollte nachzählen, wie viele Gelegenheiten zur Machtentfaltung die judäischen Könige ungenützt vorbeiziehen lassen mußten, wie viel Bündnisse, die später hätten retten können, gar nicht oder nicht zur rechten Zeit abgeschlossen wurden? Immer wenn ein König etwas tun wollte, was nach irdischer Macht, nach weltlichem Ruhm und weltlicher Herrlichkeit aussah, stand der warnende Prophet als Anwalt des Geistes hinter ihm.

Der Fall von Samaria und Jerusalem war die entscheidende, aber nicht die letzte Niederlage des weltlichen Prinzipes in Israel. Noch war die Weltlichkeit nicht ganz tot. Als Palästina von

Babylonien an Persien kam und König Cyrus den Verbannten die Rückkehr nach der Heimat gestattete, machte zwar der größere Teil von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch: Es blieben außer den babylonisch assimilierten Reichen die ganz Vergeistlichten, die Ahnherren der nachmals blühenden jüdischen Akademien zurück. Aber 40.000 fanden sich doch, die zurück zogen, und es ist bezeichend, daß Serubabel, der Enkel des letzten Königs von Juda, und Jeschua, der Enkel des letzten Hohepriesters — beide also die berufensten Vertreter des weltlichen Prinzips, — ihre Führer waren. Das waren eben alles Leute, in denen doch noch ein Fünkchen weltlichen Lebensbedürfnisses glimmte, das sie nach Jerusalem zurücklockte. Allein, wie schwach dieser Funke war, beweist die Tatsache, daß man bald darauf den davidischen Prinzen nach Persien zurückkehren ließ und das weltliche Regiment, wenn man von so etwas noch sprechen kann, den Hohepriestern, die ja am Ende doch geistlicher als die Könige waren und sich nunmehr immer mehr vergeistlichten, überließ.

Damit begann eine neue Epoche in den Kulturkämpfen des alten Israel. Auf Seiten der Weltlichkeit steht so wie zur Richterzeit kein Sachwalter. Was jedoch damals in der Jugend und in der strotzenden Kraft der Weltlichkeit seinen Grund hatte, war jetzt in ihrer Altersschwäche begründet. Die Rolle ihres Anwaltes mochte niemanden mehr locken: Das weltliche Regiment — wenn überhaupt die Administration des jüdischen Gemeinwesens noch diesen Namen verdiente — lag in den Händen der immer mehr und mehr sich vergeistlichenden Hohepriester. Hie und da gab es wohl noch etwas wie Opposition, aber was wollte solche gelegentliche Auflehnung bedeuten gegenüber dem dreihundertjährigen Vernichtungskriege gegen alles Weltliche, der bald nach der Rückkehr aus dem Exile seitens der Geistlichen begann. Diese Geistlichen aber waren bald nicht mehr die Propheten.

Geiger begleitet den Bericht über dieses plötzliche Verschwinden des Prophetentums mit den überaus naiven Worten: „Aber doch mußte die Zeit bald kommen, wo der Strom der göttlichen Offenbarung versiegte; die Offenbahrungslehre war geschlossen, sie hatte sich vollkommen eingelebt in Israel und Juda. Die Offenbarung war zu Ende, aber neben ihr mußte doch

ein lebendiger Geist das Ganze weiter leiten und durchziehen, wenn es nicht erstarren sollte. Der Geist, der früher in unmittelbarer Wirksamkeit die Männer ausrüstete und die Lehre schuf, mußte als der erhaltende und belebende weiter wirken.“ Das ist eine pathetische Umschreibung des Geschichtsberichtes, aber keine Erklärung. Wir wollen versuchen, sie zu finden, indem wir uns die neuen Träger der geistlichen Idee in Israel näher ansehen.

Ihre Reihe beginnt mit Esra, einem gebürtigen Priester, der etwa 75 Jahre nach dem Zuge Serubabels und Jeschuas aus Babylonien nach Kanaan einwanderte. Seine erste Sorge war die Auflösung der Mischehen, die die Bürger des jungen Gemeinwesens mit nichtjüdischen Frauen eingegangen waren. Man würde aber fehlgehen, wenn man den rücksichtslosen Feldzug gegen die Mischehe, den Esra einleitete und durchführte, auf extrem nationale Motive im Sinne eines weltlichen Nationalismus zurückführen würde. Esra hatte bloß das Ziel, dem jüdisch-geistlichen Gedanken zum endgiltigen Siege in Israel zu verhelfen und zu diesem Zwecke bediente er sich in unbewußtem Widerspruch zu seiner Weltauffassung des Mittels der leiblichen Rassenreinheit. Aber nach diesem kamen auch ideelle Mittel von einschneidender Wirksamkeit an die Reihe, die die Popularisierung des geistlichen Gedankens in Israel vollendeten. Esra selbst führte noch die Volksversammlungen mit Vorlesungen aus der Thora ein, worauf sich dann mit der Zeit ein neuer Ritus aufbaute, der vom Tempel unabhängig war. Esras Nachfolger hielten es für ihre Lebensaufgabe, einen Zaun um das Gesetz zu machen, d. h. das Volk mit einem System von Verhaltungsmaßregeln zu umgeben, die es vor jeder weltlichen Versuchung und Infizierung bewahren sollten.

Und jetzt kennen wir auch schon den Unterschied zwischen den Propheten und den neuen Trägern des geistlichen Gedankens, die wir, wenn sie auch in der ersten Zeit diesen Namen sicherlich noch nicht trugen, Rabbinnen nennen wollen. Es ist ebenso der Unterschied zwischen den Theoretikern und den Praktikern, wie der zwischen den Klassikern und den Epigonen. Und wir wissen nun auch, warum der Wechsel eintreten mußte. Weil das Volk an den Pforten des Gedankens pochte, weil jede Idee sich endlich

realisieren will und in dem Augenblicke, wo sie dies tut, an Höhe und Tiefe einbüßt, volkstümlich, massengerecht wird. Und dann muß es freilich Menschen geben, überzeugungstreue, ehrliche, konsequente und fleißige Menschen, die es übernehmen, die Idee zu popularisieren, und damit notwendigerweise zu entwerten.

Das Geschick ließ den Rabbinen 300 Jahre Zeit, ihren Aufgaben ungestört zu obliegen,. Wenn es bloß auf sie, auf ihre Vorsorge angekommen wäre, sie hätten diese Zeit nicht gehabt. Sie wären in ihrer Hilflosigkeit in weltlichen Dingen gewiß gleich am Anfange ihrer Epoche samt dem ganzen jüdischen Gemeinwesen von dem Häuflein Samaritaner erdrückt worden, wenn sich nicht ein kluger und übrigens sehr sympathischer Hof- und Weltmann, Nehemia, ein königlich persischer Hofbeamter eingefunden und die Gefahr beseitigt hätte. Dann kamen lange Zeiträume, in denen zufällig nichts Besonderes in der orientalischen Geschichte passierte, so daß die Rabbinen in Ruhe bei ihrer geistlichen Gesetzgebungsarbeit bleiben konnten. Natürlich dachten sie gar nicht daran, das neue Gemeinwesen auch materiell zu befestigen, damit es künftigen Stürmen trotzen könne, so daß es sich im desolatesten Zustand befand, als in der Gestalt des Hellenismus der mächtigste Feind des jüdischen-geistlichen Prinzips auf dem Schauplatze erschien.

Aber da geschah das Unerwartete. Die totgeglaubte Weltlichkeit gab wieder kräftige Lebenszeichen von sich, und zwar trat sie in zweifacher Form in die Erscheinung. Die erste war die jüdische Hellenistenpartei.

Es ist schwer, mit wenigen Worten die Bedeutung und das Wesen des griechischen Volkes zu erschöpfen, ebenso wie dies bezüglich des jüdischen Volkes sehr schwer ist. Die Hellenen waren Wirklichkeits- und Menschlichkeitsmenschen, dabei von so hoher Begabung, daß sie ihr Prinzip zu einer Höhe der Vollkommenheit zu bringen, ihr sinnliches Leben zu einem Adel zu entfalten wußten, wie kein anderes Volk. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß es gar keine geistlichen Regungen und Menschen im Hellenenvolke gegeben habe; Xenophanes, Sokrates und Plato würden solcher Behauptung widerstreiten. Aber der geistliche Keim im Griechenvolke schien von vornherein zur Un-

ruchtbarkeit verdammt. Hellas blieb Zeit seines Lebens ein Sinnenvolk, in der Jugend, in der Blüte und in seiner greisenhaften Entartung. Und gerade auf der letzten Entwicklungsstufe trat es in den Gesichtskreis der Juden. Der Eindruck, den der schon auf der Entartungsstufe stehende Hellenismus auf die Juden machte, war ein ungeheurer. Alles, was in Jerusalem und anderen größeren Städten — denn nur dort machte man die Bekanntschaft des Griechentums — noch weltlich fühlte, jubelte auf und warf sich den hellenischen Herzen- und Sinnebezwingern in die Arme. Vielleicht hätte die edle Sinneneinfalt der klassischen Griechen weniger Verständnis gefunden, die liebenswürdige Verlottertheit des Spätgriechentums fand Enthusiasmus. Und so erstanden in Israel selbst dem geistlichen Gedanken erbitterte Feinde, welche die sinnenfeindliche Tendenz des Volkes erkennend, direkt zu Feinden der eigenen Nation wurden. Die Geistlichen und geistlich Gesinnten aber rührten sich nicht. Selbst als sie die Herren riefen, die mordend und vergewaltigend durch's Land zogen, um Jehova zu entthronen und Zeus an seine Stelle zu setzen, taten sie nichts, denn sie konnten beim besten Willen nichts tun, es war keine weltliche Kraft in ihnen. Die Rettung mußte von anderer Seite kommen. Sie kam von den Makkabäern.

Es ist ein Irrtum, die makkabäische Erhebung als einen Sieg des geistlichen Gedankens in Israel zu feiern. Im Gegenteil! Sie ist ebenso wie der Hellenismus wiedererwachte Weltlichkeit, ein Spätlingssieg des weltlichen Prinzips in Israel. Um dies einzusehen, braucht man sich nur zn erinnern, wer die Makkabäer waren: Eine Priesterfamilie und zwar eine kleinstädtische, d. h. eine solche, die sich ihr altes weltlich-aristokratisches Kohen-Wesen noch ziemlich frei von den geistlichen Einflüssen der Hauptstadt Jerusalem erhalten hatte. Und man muß sich ihre Hauptpersönlichkeit, denjenigen, nach dem man die Familie nannte, ansehen, Juda den Makkabäer, diesen Helden mit der einfältigen Kinderseele, der geradezu an homerische Helden gemahnt. Auch darauf vergesse man nicht, daß es eine makkabäische Verfügung war, die das Verbot der Verteidigung mit den Waffen am Sabbat aufhob, und übersehe schließlich nicht die Nachricht, daß Juda der Makkabäer ein Bündniß mit Rom gesucht

habe. Sollte sie auch bloß Sage sein, charakteristisch bleibt sie jedenfalls.

Selbstverständlich ist die makkabäische Weltlichkeit grundverschieden von der hellenistischen. Diese fremd, jene jüdisch, diese ein Kunstprodukt, jene hervorbrechende Natur. Diese ein Erzeugniß des Verfalls, jene ein Gegen-Erzeugniß uralter Kräfte. Und als solches hat sie ja gesiegt, Die Kräfte reichten eben noch hin. Es war den Makkabäern beschieden, noch im rabbinischen Zeitalter, wenigstens für eine Weile, wieder ein weltliches Regiment aufzurichten, damit aber auch zugleich ein neues Kapitel der Kulturkämpfe im alten Israel einzuleiten.

Auf der einen, der weltlichen Seite standen die Makkabäer oder Hasmonäer, die bald zur Königsdynastie avancierten, das Priestertum und die vornehmen Geschlechter, auf der anderen Seite die Geistlichen, die Rabbinen und das Volk. Wohl versuchten es hie und da hasmonäische Fürsten mit dem Anschluß an die Volkspartei, von ähnlichen Erwägungen wie vor Zeiten Saul, David und Salomo geleitet, aber es ließ sich nichts mehr machen. Die Kluft zwischen dem Königsgedanken und dem israelitischen Volksgedanken, wie er sich nach fünfzehnhundertjähriger, und namentlich in den letzten drei Jahrhunderten intensiv gesteigerter Zucht herausgebildet hatte, lag zu sinnfällig vor aller Augen, als daß die gegenseitigen Antipathien nicht immer von neuem aufgelodert wären. Das Schicksal der Hasmonäer war trotz des äußerlichen Glanzes, den sie zuweilen dem Reiche zu geben wußten und der an die Jugendzeiten des judäischen Königtums errinnerte, von vorneherein besiegelt. Sie hatten in diesem Volke, innerhalb dessen für die Weltlichkeit nur mehr bei den sozialantipatischen Mächtigen und Reichen Raum war, nichts zu suchen. Während ihrer ganzen Regierung wütete der Streit der beiden Parteien, die man Pharisäer und Sadduzäer nannte. Pharisäer, Peruschim, Abgesonderte, Weltfremde — Sadduzäer. d. h. Anhänger der Nachkommen Zadoks, d. h. der Priester, wie Geiger in so glänzender Weise dargetan hat, also der Weltgeistlichen. Und es ist wieder bezeichnend für die weitgediehene Vergeistlichung des jüdischen Volkes, wenn sich der Gegensatz zwischen den beiden Parteien, von denen die eine eine welt-

liche, politische Partei war, auch in religiösen Anschaungen und Dogmen geltend machte, über die sie sich gehörig zankten. Dieser geistliche Zug selbst der Sadduzäer unterscheidet sie eben von den Hellenisten. Übrigens vertraten sie in Glaubensachen fast immer den formalistischen, — man möchte fast sagen den staatskirchlichen Standpunkt und besonders trat ihre Gesinnung in der Frage der Unsterblichkeit der Seele hervor. Sie hielten nicht viel davon und beriefen sich wohl darauf, daß in der heiligen Schrift keine Erwähnung davon getan werde. Offenbar wollten sie weltliche, für den Staat brauchbare Menschen haben und daher stand ihnen der Glauben an ein Leben nach dem Tode nicht zu Gesichte — ein Glauben, der bei weltlich gearteten Völkern wie den Griechen ein gutes Gegengewicht abgeben mochte, bei den Juden aber nur das Gewicht des ohnehin so mächtigen Spiritualismus verstärkte. Aber sie erschütterten ihn ebensowenig, als sie überhaupt je eine geistige Macht über das Volk erlangen konnten. Bei der immer mehr sich herausstellenden Aussichtslosigkeit ihres Kampfes mögen sie schließlich auch derselben müde geworden sein und sich bloß in der Ausnützung ihrer höfischen und gesellschaftlichen Vorteile, im Genusse des Daseins genügt haben. Viele mögen wohl schließlich auch nach dem Muster der Hellenisten antijüdische Römerfreunde geworden sein. Dieser Entartung der Sadduzäer und dem Mangel jedes dynastischen Gefühles fiel die hasmonäische Dynastie zum Opfer. Eine naturalisierte Fremdenfamilie, die Herodianer, gelangte ohne jede Teilnahme des Volkes auf den Thron und setzte diese römerfreundliche Politik der längst entarteten Sadduzäer fort. Und jetzt hatte Rom leichtes Spiel. Nirgends ein Makkabäer in Sicht, die Sadduzäer längst nicht mehr weltliche Patrioten, sondern Vaterlandsverräter, die Dynastie eine erbärmliche, fremde und feile Verbrechersippe, die geistlichen Führer des Volkes — siehe Jochanan ben Sakkai — der nahenden Katastrophe kühl bis ans Herz hinan entgegensehend. Die Masse durch eine mehrhundertjährige einseitige geistliche Zucht vollkommen weltfremd. Was konnte da der im letzten Augenblick, wenn auch in erhabener Wildheit, so doch in Plan- und Kopflosigkeit geführte nationale Verzweiflungskampf noch nützen?

Jerusalem fiel, das weltliche Heiligtum Israels, der Tempel, ging in Flammen auf. Das Volk wurde in alle Winde verstreut und damit hatte das weltliche Prinzip in Israel seine letzte und größte Niederlage erlitten. Der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen hatte dem Baume des Lebens die letzten Säfte weggesogen, sodaß er elend verdorrte. Und nun begann das große Golus — das Mittelalter des jüdischen Volkes.

Über H. St. Chamberlain*)

Ein wachsendes Getöse geht von dem Namen Houston Stewart Chamberlains aus. Nicht lange wird es dauern, so werden die Lehren Chamberlains Scheidemünze des politischen Lebens geworden sein. Schon jetzt hat sie sich so mancher eingewechselt. Wir begegnen ihr bereits in manchen Artikeln einer gewissen Presse, und auch vom deutschen Kaiser hören wir, daß „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ es ihm angetan haben. Von dieser Anschaffung der Münze aber bis zur Verausgabung in Parteiprogrammen und Herrschermanifesten ist nur ein Schritt. Und darum verdient es Chamberlain, daß man sich eingehender mit ihm beschäftige.

Allerdings so eingehend, wie ich es gerne möchte, kann ich mich h i e r mit Chamberlain nicht befassen. Hieran hindert mich die Enge des mir zur Verfügung stehenden Raumes, sowie namentlich die Selbstbeschränkung dieses Blattes auf ein bestimmtes Arbeitsfeld, das jüdische. Doch will ich damit nicht sagen, daß ich Chamberlain nur, insoweit er sich mit Juden und Judentum befaßt, betrachten und seine sonstigen Anschauungen, sowie seine geistige Physiognomie ganz unbeachtet lassen werde. Dazu kann ich mich nimmer verstehen. Die antijüdischen Anschauungen Chamberlains können doch nicht von ihm selbst und seiner Lehre abgelöst werden. Und dann: Ich für meine Person bin

*) Zuerst in „Die Welt“, V. Jahrgang Nr. 47 und 48 (22. und 29. November 1901).

von der tiefen Überzeugung durchdrungen, daß ein wahrhaftes national-kulturelles Erwachen des jüdischen Volkes erst möglich sein wird, bis Europa seinen Weg zu ganz neuen Gesellschafts- und Gesittungszuständen zurückgelegt hat. Nun stellen sich aber dieser Entwicklung allenthalben dunkle Mächte entgegen, welche in den scheinbar gegensätzlichsten Gestalten auftreten, die jedoch eines gemein haben, den Geist der Wissens- und Entwicklungsfeindlichkeit. Als einen diesen Mächten Verschriebenen sehe ich aber Chamberlain an.

Vor kurzem erschien eine kleine Chamberlain-Kritik,*) die gelesen zu werden verdient. Zwar bedeutet sie nichts weniger, ais eine Abrechnung von großen Gesichtspunkten aus, aber eines trifft sie jedenfalls vorzüglich ; kurz und stramm, mit trockenem Humor deckt sie die Widersprüche in den Chamberlainschen Anschauungen auf. Nach einem psychologischen Grunde für diese Erscheinung suchend, meint der Verfasser der erwähnten Schrift : „Chamberlain steht regelmäßig unter dem Einfluß des Gedankens, den er auseinandersetzen will. Er beherrscht nicht seinen Stoff, sondern der Stoff ihn.“ Und um diese Erklärung zu rechtfertigen, fährt er fort : „Will er z. B. die Bedeutung der Propheten als Vorgänger Christi hervorheben, so drängt sich ihm der Widerspruch zwischen ihrer Auffassung und der Besitzwut der Römer auf. Will er dagegen den Römern den Dank Europas für das Geschenk des römischen Rechtes abstatten, so sind die Römer die Idealisten und die Semiten die Besitzwütigen. Will er nachweisen, daß Paulus, der einen jüdischen Vater hat, eine griechische Mutter gehabt haben kann, so denken die Juden über Mischehen lax, will er Christus eine gänzlich unjüdische Abstammung vindizieren, so erklärt er Mischehen von Juden und Galiläern für unmöglich.“

Diese Beispiele zeigen nun wohl, daß der Kritiker auf rechter Fährte war, zugleich aber auch, daß er sie, wenn er sie überhaupt verfolgte, wieder verlor, weil er sich im Ausdruck vergriff. Es ist nicht ganz richtig, daß Chamberlain unter dem Einfluß

*) Houston Stewart Chamberlain. Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Besprochen von H. C. (Berlin). Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag, 1901.

des Gedankens steht, den er auseinandersetzen will, und daß nicht er den Stoff, sondern der Stoff ihn beherrscht. Die Sache ist vielmehr die, daß sich Chamberlain freiwillig — ob bewußt oder unbewußt, ist eine andere Frage — den Gedanken und Stoffen anpaßt, die er gerade zu behandeln hat. Warum dies aber? Weil er vorausgesetzte Ideen hat, die er um jeden Preis als wahr und zutreffend nachweisen muß.

Allerdings spricht Chamberlain von der Bedeutung des künstlerischen Elementes, der Intuition für die Wissenschaft — ich kann ihm diesbezüglich nur Recht geben. Aber darf er sich auf diese Intuition berufen? Darf er seine vorgefaßten, wie er sich ausdrückt, „erlebten“ Ideen für künstlerisches Ahnen ausgeben?

Er selbst schwankt, ob er sich zu den Wissenschaftskünstlern zählen soll, oder zu den — Dilettanten. Im Vorwort zu seinem Hauptwerk glaubt er sich nämlich den Luxus einer ganz eigenartigen Bescheidenheit gestatten zu dürfen. Er nennt sich einen Dilettanten, weiß aber sofort gar Rühmliches vom Dilettantismus zu erzählen. „Wer sieht nicht ein,“ sagt er, „daß Wissen immer an den Grenzscheiden lebendiges Interesse gewinnt. Jedes Fachwissen ist an und für sich gleichgiltig: Erst durch die Beziehung auf anderes erhält es Bedeutung.“ Den Grenzverkehr, die Beziehungen-Vermittlung läßt er nun einzig und allein vom Dilettanten besorgen, und höhnisch verweist er darauf, daß „die gefährlichsten Dilettanten die Gelehrten selber sind“, — nämlich die begabten unter ihnen, die „sich nach dem Leben sehnen und fühlen, daß jegliches Wissen nur durch die Berührung mit einem anderen Wissen Gestalt und Sinn gewinnt...“ Das ist ja alles ganz wahr, nur schade, daß die gefällige Wissensvermittlerin nicht Dilettantismus, sondern altbekanntermaßen Philophie heißt und Chamberlain selbst das empfinden muß, da er seinem Vorwort die Worte Platos vorsetzt: „Der Weisheitsliebende steht mitten zwischen dem Gelehrten und dem Ignoranten.“ Dieser „Weisheitsliebende“ Platos kann doch nicht der Dilettant sein — im besten Falle ein einfacher Kärrner, der den Gelehrten, die eben nicht alles wissen können, Wissensziegel zuführt. Vielmehr kann damit doch nur ein Ideenbaumeister gemeint sein, ein

Philosoph — dem, wie Chamberlain so oft und ganz richtig ausführt, Künstlerqualität zukommt. Man sieht also, Chamberlain gibt seinen Anspruch auf künstlerische Intuition noch lange nicht auf, wenn er sich auch einen Dilettanten nennt. Übrigens hält sein Bescheidenheitskitzel nicht lange an — schon in der „allgemeinen Einleitung“, die gleich auf das „Vorwort“ folgt, ist nichts mehr davon zu merken. Er spricht da von der Methode seines Buches und erörtert dabei ganz ruhig den Unterschied zwischen dem Künstler im engeren Sinne und dem Wissenschaftskünstler, für sich die Methode des letzteren beanspruchend.

Man kann sich an derselben Stelle auch darüber informieren, wie Chamberlain die künstlerische Wissenschaftlichkeit auffaßt, und wie er sie gegenüber dem Künstlertum im engeren Sinne abgrenzt. Da heißt es vom Manne der Wissenschaft: „Gestalten soll er, doch nur, was da ist, nicht das, was seine Phantasie ihm etwa vorspiegelt... Darum müssen wir von jenen künstlerischen Gestaltern eine durchaus positive Geistesrichtung und ein streng wissenschaftliches Gewissen fordern. Ehe er meint, muß er wissen, ehe er gestaltet, muß er prüfen.“ Wir werden ja sehen, wie weit er selbst diesen Anforderungen entspricht.

Die Grundlage des Chamberlainschen Systems sind die Rassen. Nicht irgendwelche hypothetische Urrassen — „Rasse ist nicht ein Urphänomen“ —, sondern die geschichtlich individualisierten Rassen. Fortwährend findet Rassenbildung statt, wobei die Blutmischung eine große Rolle spielt. Die Rasse bedarf nicht der Unvermischtheit, um echt und ausgeprägt zu sein. Ausgeprägte Rasse ist in jedem Falle ein Vorzug. Doch gibt es edle und unedle Rassen. Die Voraussetzungen der Entstehung einer hochedlen Rasse sind: Das Urmaterial muß gut sein und sich in genügend lange währender Inzucht noch veredeln, diese aber durch eine richtige Zuchtwahl bestimmt sein. Hierauf muß eine nicht zu lange dauernde Beimischung fremden, aber nicht zu fremden Blutes stattfinden. Ist diese letzte Bedingung nicht erfüllt, so entsteht eine entartete Bastardrasse. Alle Geschichte ist Rassen- und zum Teil Persönlichkeiten-Geschichte. Die einzelnen Rassen und Persönlichkeiten sind immer neu. Es gibt keine identischen Anfänge, keine Wiederholungen, keine analogen Entwicklungen,

keinen allgemeinen Fortschritt, mit einem Worte, keine Menschheitsgeschichte. Edle Rassen erzeugen durch Vermittlung der von ihnen hervorgebrachten schöpferischen Künstler, Philosophen und Religionsgenies ihre eigentümlichen Kulturen. Erst durch die Kultur tritt der Mensch aus der Tierheit heraus. Von Kultur verschieden ist Zivilisation, der Inbegriff des politisch-sozialen Lebens, „ein beständig höher potenziertes, bequemeres und unfreieres Ameisenstaatsdasein". Hochentwickelte Zivilisation ist mit niedriger Kultur, reiche Kultur mit primitiver Zivilisation vereinbar.

Dies die Chamberlainschen Grundanschauungen. Aus ihnen fließen im einzelnen unter anderen die Lehren von der Kulturbarheit, dem Rassenbastardtum und dem Rassenschuldbewußtsein der Juden, sowie vom „Völkerchaos" und von der führenden Kulturrherlichkeit der Germanen — unter welchem Namen aber Chamberlain die nicht bastardierten Slawen, Kelten und Germanen im engeren Sinne zusammenfaßt. Doch wollen wir uns diese Details fürs nächste Mal aufsparen. Dort werden wir sie auch wieder in Zusammenhang mit den Grundanschauungen besprechen. Heute aber wollen wir versuchen, aus diesen selbst etwas zu lernen.

Chamberlain will von Urrassen nichts wissen. „Arier", „Semiten" sind ihm nur Rechenmünzen. Damit soll diesen Begriffen bloß eine gewisse methodische Aufgabe eingeräumt werden. Doch diese Gewohnheit, die ordnungmachende Wirkung der Hypothesen als das Wesen derselben auszugeben und ihnen so jeden sachlichen Wert abzusprechen, ist übrigens zu sehr verbreitet, als daß ich daraus Chamberlain einen Vorwurf machen sollte. Dahinter kann sogar zuweilen strenge, mißtrauische Wissenschaftlichkeit liegen. Doch Chamberlain täte man mit solcher Annahme unrecht. Nicht nur, daß er selbst die alten Rechenmünzen der Wissenschaft in dutzenden Fällen als wissenschaftliches Geld in Umlauf setzt — er prägt sogar selber neue Rechenpfennige, die er natürlich mit umso größerem Kurswert ausstattet. Hierher gehört z. B. sein erweitertes Germanentum. Was sind diese Germanen anders als eine hypothetische Urrasse? Freilich, das wird er niemals zugeben und von gänzlichem Unverständnis gegenüber seinen Lehren

sprechen. Ihm sind die Germanen eine noch jetzt „erlebte“ Rasse. Als ob sich die übliche Einteilung in „Arier“ und „Semiten“ auf etwas anderes stützte als auf „Erlebnisse“ und als ob überhaupt Hypothesen etwas anderes wären als Rückwärtsprojizierungen nach Erlebnissen.

Doch, auf der Art der Erlebnisse kommt es an, meint Chamberlain. Was Schädelmessungen und dergleichen! Aus der Fülle der notorischen Tatsachen entstehen vor unseren Augen die lebendigen Rassen. Nun, es ist nicht jedermanns Sache, so vieles evident und notorisch zu finden, wie Chamberlain. Aber angenommen, alle Leute hätten diesen leicht überzeugten Blick — in den Tatsachen selbst liegt ja noch kein wissenschaftlich verwendbares „Erlebnis“. Die wissenschaftliche Brauchbarkeit erhalten sie erst durch ihre Gruppierung zu einem Gesamtbild, diese Gruppierung ist aber ebenso eine Hypothese wie die Lehren, die sich auf Schädelmessungen und dergleichen aufbauen. Dabei überlegt sich's Chamberlain keinen Augenblick, die von ihm so verhöhnten Mittel der Gelehrten zu Hilfe zu nehmen. Übrigens nicht bloß ihre Mittel, sondern auch ihre Theorien.

So beruft er sich fleißig auf Darwin und tritt energisch für den Schluß vom Tier auf den Menschen ein — wo er damit sein Lehrgebäude wissenschaftlich stützen kann. Aber daraus auch Folgerungen ziehen, die ihm nicht in den Kram passen, nein! Da heißt er den Darwinismus lieber eine haltlose Hypothese — denselben Dawinismus, der unbewußt und von ihm selbst unverstanden aus seinem ganzen System förmlich herausspritzt und ohne den er einfach seine Bude schließen könnte.

Denn von dem schäumigen Aufguß abgesehen, den er aus der Kanne seiner apriorischen Ideen, seiner „Erlebnisse“ auf sein Werk geschüttet — steht und fällt dasselbe mit dem Entwicklungsgedanken. Chamberlain meint, daß es nur an Individuellem — also Personen und Rassen — Entwicklung und Fortschritt — die beiden konfundiert er nämlich mehr als zulässig — gebe. Die Menschheit aber erscheine nur von weiter Ferne, mit außergeschichtlichem Blicke besehen, etwa mit analogen Erscheinungen auf einem anderen Planeten verglichen, als Individuum. Natürlich hat Chamberlain keine Ahnung, daß es möglich

ist, diese Ferne, diesen Planetenstandpunkt in ein wissenschaftskünstlerisches, intuitives Gehirn zu verlegen, und kann darum nicht mehr als unpraktische Sternguckerei darin erblicken. Er selbst nennt an einer Stelle den Fortschritt die Entfaltung von bereits Vorhandenem, will aber nicht einsehen, daß auch das Grundvorhandene der Menschheit seine eigene Entfaltung hat, die dann die Zivilisationsanalogien der verschiedenen Rassen verursacht.

Daß es einen Gegensatz zwischen Zivilisation und Kultur gebe, ist Chamberlain ebenso wie manchen andern aufgefallen. Er hat auch herausgefunden, daß jene das Wirtschafts- und Staatsleben, diese das individuelle Geistesleben eines Volkes darstellt. Aber völlig gemeistert hat Chamberlain den Gegensatz nicht. Zunächst hat er ihn nicht ausgeschöpft. Es ist ihm verborgen geblieben, daß die zivilisatorische Betätigung im Gegensatze zur kulturellen nur zum kleinen Teile aus dem Fonds der Rasse oder des Volkes dringt, sondern zumeist aus einem allen Völkern auf ihre Sonderwege mitgegebenen Stück urprünglichen allgemeinen Menschheitskapitals. Dann aber hat er den Gegensatz übertrieben, weil er nicht klar erkannte, daß die Kultur nur eine jüngere Schwester der Zivilisation und beider Vater der menschliche Geist, sei er welcher Rasse immer, ist. Natürlich mußte er dann auch fast achtlos an dem Säfteaustausch vorübergehen, der zwischen beiden aus einer Wurzel hervorgehenden Geistesstämmen auch weiter stattfindet. Er mußte übersehen, daß die Zivilisation recht hohe Kulturkosten und die Kultur einige Zivilisationskosten bezahlt.

So wie er den Gegensatz zwischen Kultur und Zivilisation verschob, so auch das Verhältnis von Rasse und geographisch-historischen Umständen. Wenn er den direkten Einfluß der letzteren auf die Rassenbildung leugnet, so wäre das an sich sein gutes und wissenschaftliches Recht. Aber es ist es deshalb nicht, weil es vereinzelte Stellen in seinem Buche gibt, die die entgegengesetzte Anschauung aussprechen.

Und warum dies alles, warum dieses unbewußte Sich-Gewalt-antun, dieses nur halb In-die-Dinge-eindringen? Weil er keine sichere Intuition und keine kühle Prüfkraft hat. Jene verwirrt,

diese verflüchtigt sich, sobald ihm seine vorgefaßten Ideen auftauchen. Er ist kein Dilettant im ganzen Sinne des Wortes. Denn Dilettanten sind harmlos, kennen ihre Grenzen und lieben die Wissenschaft. Chamberlain aber haßt die Wissenschaft, trotz seiner gegenteiligen Beteuerungen, er haßt sie still und innig, weil er instinktiv fühlt, daß sie seinen Wünschen nicht gefügig ist, und er vergewaltigt sie in seinem Hasse. Nein, er ist kein Dilettant, sondern einer jener unglückseligen Künstlerbastarde, die sich auf das Wissenschaftsgebiet flüchten, weil sie auf dem rein künstlerischen, dem sie ihrem geistigen Typus nach angehören, zum Schaffen zu schwach sind. Das fremde Land machen sie dann zum Tummelplatz ihrer laienhaften Ideen und ihrer künstlerischen Phantasien.

Zuerst lernte ich Chamberlain aus einem Artikel über die Judenfrage kennen, der in einer rumänischen Zeitschrift und später in deutscher Übersetzung in der Wiener „Ostdeutschen Rundschau" erschien. Das soll der Mann sein, dachte ich mir, den man als neu aufgegangenes Licht preist und über den ich auch aus dem Munde so mancher jüdischer Literaturgigerln verzückte Loburteile gehört hatte. Ging hin und las sein Hauptwerk „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts". Ich kann nicht leugnen, daß ich durch dasselbe denn doch ein günstigeres Urteil über ihn gewann. Statt eines einfachen antisemitischen Hetzers in einem Wissenschaftsmäntelchen stand nun wenigstens ein geistreicher Mann vor mir, der eine Fülle theoretischer Phantasie entwickelte. Allerdings, ich hatte bald den Eindruck: „Geschichtsphantasie ist ein Narrenhaus", wie Chamberlain selbst sagt, und: der Artikel erklärt das Buch. Aus der Abneigung gegen die Juden heraus ist es entstanden. Der Judenhaß war zuerst vorhanden — ererbt, triebhaft, unbewußt, ungerechtfertigt. Dann kam die Illusion, ein Wissenschaftler zu sein, über den künstlerisch angelegten Mann. Jetzt mußte er den antisemitischen Drang wissenschaftlich rechtfertigen. Dabei ging seine Seele im ganzen und großen wahrscheinlich folgenden Weg:

Die Juden sind eine schauderhaft unsympathische Rasse. Das steht fest, ist aber zu beweisen. Zu diesem Zwecke muß ihr vor allem eine sympathische gegenübergestellt werden. Was ist

sympathisch an einer Rasse? Antwort: Daß sie Kultur, d. h. Kunst, Philosophie und Religion hat. Aber das findet sich doch so ziemlich bei den meisten europäischen Völkern. Was tun? Eine Rasse annehmen, die alle diese Völker durchsetzt und überall und immer der Grund davon ist, wann und wo Kulturtaten geschehen. Nur darf natürlich eine so wunderschöne Rasse nicht auf einen zu engen Verwandschaftskreis beschränkt werden. Darum rasch die Germanen mit den Slawen und Kelten vereinigt, alle zusammen „Slavokeltogermanen" oder in einem funkelnagelneuen Sinne auch bloß „Germanen" genannt, und die einzig auserwählten Kulturträger der Welt sind fertig. Die Söhne des Tages, die mit dem sogenannten „Völkerchaos" und den Juden zu kämpfen haben.

Die römisch-hellenische Kulturwelt wurde nämlich vom „Völkerchaos" abgelöst. Das will heißen: Allmälig wurde die reine römische und reine hellenische Rasse — beide übrigens glückliche Mischungs- und Züchtungsergebnisse — von den verschiedenartigsten Rassenelementen, namentlich Syriern, Semiten und Afrikanern durchsetzt. Es entstand ein Rassenbrei, ein Gemengsel aus den divergentesten Rassen, ein Mestizentum, in welchem man vergeblich nach schöpferischen Genien, nach Menschen aus einem Guß, nach idealistischen Enthusiasten sucht. Doch nein! Einzelne Männer ragen wohl wie Felsen aus dem Meere hervor, die beweisen aber eben dadurch — und einige Herkunftsvermutungen sind auch bald aufgestellt —, daß sie keine Mestizen, sondern Leute mit reinem Kulturrassenblut sind, sei es, daß sie den Edelrassen des Altertums, den Römern und Griechen, sei es, daß sie schon dem neuaufsteigenden Geschlechte der Germanen angehören. Diese letzteren sind es, die das „Völkerchaos" überwinden. Es war ein allmäliges, schweres Überwinden, mit unwiederbringlichen Verlusten auf der einen, mit mächtigen Fortschritten auf der anderen Stelle. Die lateinischen Länder — namentlich Italien und Spanien — scheinen verloren zu sein. Hie und da tauchen germanische Gestalten auf, z. B. Dante*) und Crispi (!). Aber es hilft nichts, im großen

*) Von diesem bringt Chamberlain sogar ein Bildnis, das den Leser von dem germanischen Ausdruck des Gesichts überznugen soll, sagt aber kein Wort, worin das Germanische in diesen Zügen liegen soll. Die Methode verdient Nachahmung. Vielleicht taucht nächstens ein jüdischer

ganzen erweist sich die unglückselige Blutmengung als zu stark. Ebenso ist in den slawischen Ländern das rein slawische, also auch „germanische“ Element schon größtenteils durch tartarisch-mongolisches Blut verdorben. Dagegen ist die germanische Rasse in deutschen, britischen und skandinavischen Ländern siegreich gewesen. Doch auch hier wohnt unter den Germanen eine Menge von Halb-, Viertel-, Achtel- und Sechzehntelgermanen, sowie ganze Antigermanen. Und neuerdings schreitet die Vermengung mit den völkerchaotischen Mestizen wieder vor — daneben auch die Bastardierung mit den Überresten kulturell inferiorer unarischer Urrassen (also doch !), deren Typus immer stärker hervorbricht.

Nun aber die Juden! Wer sind sie? Die Wissenschaft sagt, daß sie eine Mischrasse sind. Auch gut. Die Hypothese Luschans — aus Hethitern (syrischen Alarodiern), indoeuropäischen Amoritern und Semiten bildete sich in uralten Zeiten das jüdische Volk — ist ganz verwertbar. Nur darf die Mischung nicht unverdächtigt bleiben. Man braucht nur anzunehmen, daß aus ihrer Paarung tüchtige Kinder nicht hervorgehen können — und alles ist gerettet. Die Juden sind dann eine in Blutschande gezeugte Rasse, die diesen Bastard-Ursprung stets mit Zerfahrenheit, Unausgeglichenheit und einem drückenden Schuldbewußtsein bezahlt. Nimmt man obendrein noch an, daß das semitische, wenn auch das schwächste, so doch das „aufdringlichste“ Element in der jüdischen Mischung ist, so hat man vollkommen gewonnenes Spiel. Dann darf man den Semiten und Juden zugleich das Auszeichnende edler Völker, die Kultur, absprechen. Nicht einmal die Religion muß man ihnen lassen. Denn nichts ist unrichtiger als die verbreitete Meinung, daß die Juden eine religiöse Rasse kat' exochen sind. Die sogenannte Religion der Juden ist Gesetz und Moral, ein Lebensregeln-System — aber keine innere, den inneren Menschen umwandelnde Macht. Die Juden haben kein Gemüt, keine transzendentalen Empfindungen, kein mystisches Sich-Emporschwingen, kein tief symbolisches Erfassen des Lebens, keinen idealistischen Pessimismus u. s. w. u. s. w. Dafür haben sie den mächtigsten Willen der Welt, eine tyrannische Willkür, die ihnen ihren Gott

Chamberlain auf, der in Dantes Gesicht etwas Jüdisches sieht und daraus die ausschließliche Kulturträgerei der Juden ableitet.

und ihr Gesetz schuf, die sie als Rasse so stark und widerstandskräftig erhält und die sie nach der Weltherrschaft streben ließ und noch streben läßt.*) Außerdem ersetzen sie, was ihnen an Kultur abgeht, reichlich durch zivilisatorische Begabung. (Man erinnert sich, was Ch. unter Zivilisation versteht.)

Die undankbarste Aufgabe wäre es, wenn ich Chamberlain auf das Gebiet der Religion folgen wollte. Nein, da hinaus wage ich mich nicht, ich armer Jude, der ich ja gar nicht empfinden kann, was so einem gottgesegneten Germanen die Seele weitet und wandelt. Es ist wahrscheinlich nur das Gewohntsein an meine eigene beschränkte jüdische Seelenhäuslichkeit schuld, wenn ich in den Seelen der vielen Millionen Durchschnittsgermanen auch nicht e i n Kämmerchen finde, in welchem die schöne transzendente Religion des Herrn Chamberlain zuhause wäre. Oder sind sie wirklich alle als Germanen verkleidete „Völkerchaotiker"? Ebenso ist wohl nur meiner semitischen Befangenheit zuzuschreiben, daß ich kein positives, auf Massen eingerichtetes Religionssystem kenne, welches von Moral- und Lebensregeln absehen würde, und da auch die braven Inder nfcht ausschließe. Mehrbesagte Seelenenge bewirkt warscheinlich auch, daß mir die Haarspaltereien Chamberlains nicht imponieren, womit er auch die von ihm höchstgeschätzten Propheten, z. B. Amos, welchen er selbst dem zum Arier erklärten Christus nahestellt, aus dem Tempel der Religion verjagen will. Und schließlich finde ich in der kulturlosen Einfalt meines Herzenz, daß Chamberlein zu sehr an die von ihm selbst konstatierte Verwandtschaft der Religion mit der Kunst und der künstlerischen Empfindungsweise vergißt. Er wird mich auch in seiner Durchtränktheit mit abgestandener Romantik einen religiösen Barbaren nennen, wenn ich ihm sage, daß mir heutzutage drei Arten von Religion zu existieren scheinen: Der gute alte Väterglaube, der bei Juden sowohl als bei Nichtjuden eine

*) Bezeichnend für die Chamberlainsche Art, sich zu informieren und zu referieren, ist folgende Stelle: „Auf dem jüdischen Kongreß, gehalten in Basel im Jahre 1898, erklärte Dr. Mandelstamm, Professor an der Universität Kiew, in der Hauptrede der Sitzung vom 29. August, „daß die Juden das Aufgehen in die übrigen Nationalitäten mit aller Energie zurückweisen, und daß sie ihre historische Hoffnung *(d. h. also auf Weltherrschaft)* festhalten" (nach dem Berichte eines Teilnehmers am Kongresse in der Pariser Zeitung „Le Temps" vom 2. September 1898)."

ganz kleine Dosis von symbolischer Gemütsinnigkeit enthält; zweitens die Neoreligiosität einer Anzahl konfuser Leute, die zum positiven Glauben zu aufgeklärt und zu feig, dagegen aber bereit sind, sich in den weichen, schlüpfrigen Phrasen einer neuen gottbaren Theologie auszutoben, wenn sie damit nur der verhaßten Wissenschaft einen Streich versetzen können; drittens jener logisch nicht faßbare, in Symbolen sich auslebende Zustand von Religion, möchte ich sagen, in dem sich jeder schöpferische Mensch, vor allem der Künstler befindet, bevor und während er schafft.

Allerdings bestreitet Chamberlain den Juden auch die Möglichkeit, Künstler zu sein. Zwar spricht er dieses Urteil für die Gegenwart nirgends ausdrücklich aus (wenn ich nicht etwa auf eine Stelle seines tausend Seiten zählenden Werkes vergessen habe), aber es ist kein Zweifel, daß er den Eindruck hervorrufen will, als ob es sich so verhielte. Nun, darüber mit dem verbissenen Schematisierer, der sonst das Evidente selbst dort findet, wo es nicht ist, zu rechten, fällt mir nicht ein. Vielleicht gewährt er auch diesen Auserlesenen — als wären die Künstler anderer Völker nicht Auserlesene? — taxfrei das im komischen Gegensatze zu seiner Rassenlehre stehende Privilegium des persönlichen Nichtjudeseins. Vielleicht meint er auch triumphierend, es gebe wohl jüdische Künstler, aber keine jüdische Kunst. Wie soll er von ihr, der neuerstehenden, wissen — er, der sich seine Informationen in Judendingen aus den verlogensten antisemitischen Schmökern und bei den läppischesten bildungsdünkelhaften westjüdischen Schmöcken holt? Doch angenommen, sie existierte wirklich nicht — die Tatsache, daß Juden Künstler sind, wenn auch in fremden Kulturkreisen, kann nicht angezweifelt werden. Diese Tatsache aber führt zu dem zwingenden Schluß, daß es zu Zeiten völliger Geistesselbständigkeit der Juden eine jüdische Kunst gegeben haben muß. Natürlich darf man dann nicht den Begriff Kunst dogmatisch auf die üblichen Gebiete einschränken. Man muß vielmehr ein tieferes Verständnis für das Entwicklungsgesetz der Anpassung haben und sich sagen können: Die künstlerischen Geister eines jeden Volkes passen sich, auch was das Genre der Kunst betrifft, den tiefsten und stärksten Erschütterungen der Volksseele an. Die jüdischen Künstler des Altertums mußten

bei dem eigentümlichen Wege, den die jüdische Psyche vom Leben weg zum Über-dem-Leben-schweben gemacht hatte, auch ihren Genius auf ganz eigenen Gebieten entfalten. Nur durch die Lyrik hängen sie einigermaßen mit den Kunstübungen anderer Völker zusammen, sonst ist die soziale und ethische Phantasie ihre Kunst. Die meisten jüdischen Propheten sind großartige Künstler, von deren Jahrtausende besiegender Schöpferkraft das süßliche Lob eines Chamberlain nichts abzustänkern vermag. Ttrotz seines vielen Geredes von Persönlichkeit und Individualität übersieht er, daß Kunst nie im Objekte, sondern immer im Subjekte, in einer sondergearteten Überschwänglichseit, sein eigenes Wort zu wählen, liegt. Und diese Überschwänglichkeit ist immer eine geistige, nicht wie er, um Recht zu behalten, will, bei den Indoeuropäern eine solche des Geistes, bei den Juden eine solche des Willens. Soviel zum angeblichen semitischen Erbteil der Juden. Darüber, wie die anderen Mutterrassen in Israel nachwirken, erfährt man nicht viel. Man hört nur, daß die Juden hoch über den anderen Semiten stehen. Sehr verbunden! Sonst erzählt uns Chamberlain vom jüdischen Rassenschuldbewußtsein als einer Folgeerscheinung der stattgehabten Rassenimpfung. Ich gestehe wieder offen: Mein jüdisches Gehirn ist offenbar so ganz semitisch, so verdammt gradlinig, daß es diesen blühenden Unsinn einer Widerlegung nicht für wert hält. Nur ein natürlichem Denken abgeneigter, mystisch vernebelter Kopf — deren es übrigens, Chamberlain tröste sich, auch unter den Juden leider noch genug gibt — kann so verrücktes Zeug aus der Ethos-Kunst der Propheten und aus der angeblich so trockenen jüdischen Volksseele herauslesen.

Eine ernstere Betrachtung verdient die Mischungstheorie Chamberlains in ihrer Anwendung auf die Juden. Ich will gegen dieselbe nicht polemisieren, ich frage nur: Wohər weiß Chamberlain, daß die Fremdheit zwischen den Indoeuropäern, Alarodiern und Semiten wirklich so groß ist? Aus seinen Erfahrungen, aus seinen „Erlebnissen“ heraus? Aber diese Erlebnisse hat ja nur er und seinesgleichen. Alle übrigen Leute — sowohl die großen Geister als die großen Massen — haben zumindest das Gefühl der, ich möchte sagen, Weisse-Rasse-Enheit. Wer nicht völlig antisemitisch betört ist, verschließt sich der Tüchtigkeit der jüdi-

schen Rasse, verschließt sich der Einsicht nicht, daß sie eine große aktive, welthistorische Rolle gespielt hat. Wer nicht Rassenwahrheit in Rassennarrheit umwandelt, kann nicht auf den Gedanken verfallen, daß das jüdische Volk in einer Art Rassenblutschande empfangen und geboren wurde. Und selbst, wenn ein Mensch mit tiefem naturwissenschaftlichen Denken schon auf dem Sprunge wäre, diese Hypothese sich anzueignen, so müßte er doch, weiterdenkend, bald auf Tatsachen stoßen, die den angeblichen Bastardierungseffekt wieder aufheben. Bastardierte Völker gehen nach Chamberlain entweder kläglich zugrunde oder ihr Leben gestaltet sich tragisch; zur letzteren Art rechnet er die Juden. Aber Tragik oder nicht, so lange Leben da ist, ist Hoffnung da, besonders wenn eine verjüngende, erfrischende Kraft hinzutritt. Und als solche muß doch, meine ich, die Inzucht gelten, in welcher nunmehr, nach der großen und meinetwegen auch lange währenden „Blutschande", die Juden seit Jahrtausenden leben. Chamberlain hat eben in seinrr Entwicklungsfeindlichkeit keinen Sinn für Übergänge. Er hat keinen Sinn für Fragen, wie etwa die, ob nicht der Unterschied zwischen seinen Misch- und Bastardrassen vielleicht nur ein relativer ist, ob dieser Unterschied nicht darauf hinausläuft, daß lebensfähige Kinder einander fremder Eltern-Rassen mehr Zeit brauchen, um etwas Rechtes zu werden, als die Kinder verwandter Rassen? Hätten solche Fragen in Chamberlains Gehirn Platz, er würde den Juden nicht lange den Titel einer gelungenen Rasse vorenthalten und wäre von seinem germanozentrischen Irrtum bald geheilt.

Aber, man mag die Sache wenden, wie man will, die wildgewordene Geschichtsphantasie des Herrn Chamberlain bleibt ein wüster Traum. Hat einst die Mischung wirklich stattgefunden — und es ist dies sehr wahrscheinlich —, so war sie keine unglückliche. Dann hat sie das dicke semitische Blut leichtflüssig, den biegbaren arischen Willen eisern gemacht, die hethitische Einfalt vergeistigt und veredelt. Hat sie nicht stattgefunden, dann darf uns die Gegenwart genügen: Wir stehen da, ein altes in Verjüngung begriffenes Kulturvolk, hierdurch und durch die gleiche Zivilisation des europäischen Völkerkreises würdig, zu dem wir ebenso gehören, wie die Germanen.

Etwas über Houston Stewart Chamberlain*)

In seinem so rasch und leicht berühmt gewordenen Werke: „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, das eben jetzt in vierter Auflage erschienen ist, spricht Houston Stewart Chamberlain über alles Mögliche. Dabei unterlaufen ihm Widersprüche in Menge. Man müßte aber lügen, wollte man sagen, daß sie den einheitlichen Charakter des Buches stören. Sie sind nur als Widerstände eines Restes sachlicher Gewissenhaftigkeit gegen die Tyrannei seines Zweckes aufzufassen. Dieser Zweck aber, durchsichtig wie Glas, gibt dem Werke das einheitliche Gepräge. Was Chamberlain um jeden Preis, auch den der Widersprüche, hauptsächlich beweisen will, läßt sich kurz in die Worte fassen: Die Germanen sind ein edles, die Juden ein unedles Ferment des Völkerlebens. Diesem Beweiszwecke dient nun das allerdings stellenweise durchbrochene Prinzip, alle Weltgeschichte sei Rassengeschichte, und die Theorie der ersprießlichen und unersprießlichen Rassenmischungen, auf die noch zurückgekommen werden soll.

Zunächst sucht Chamberlain die Juden dadurch verdächtig zu machen, daß er von dem sie verurteilenden consensus ingeniorum spricht. Er stellt nämlich die durch Aufführung einiger Beispiele erhärtete Behauptung auf, daß die großen Menschen immer auf die Juden schlecht zu sprechen waren. Diese Übereinsimmung lasse keinen Zweifel übrig, was man von den Juden zu halten habe.

*) Zuerst in „Ost und West“, II. Jahrg. Nr. 12. (Dezember 1902).

Wie alles, was aus der Feder Chamberlains stammt, ist auch diese Behauptung ebenso bestechend als oberflächlich. Wir wollen ganz absehen, daß er viel zu wenig Beispiele bringt, und ihm aufs Wort glauben, daß er noch viele andere zu nennen vermöchte. Wir wollen auch freiwillig auf die Führung von Gegenzeugen verzichten, die er ja auch selber finden könnte, wenn er sich bemühte, die Kategorie der Genies in ihre Unterabteilungen aufzulösen und zu untersuchen, wie jede derselben in der Mehrheit ihrer Vertreter über die Juden denkt. Wir geben der Kürze halber den consensus ingeniorum zu. Ist es nun aber Chamberlain eingefallen, zu fragen, ob nicht auch die Genies dort Irrtümern unterliegen, wo sie mit der besonderen Art ihrer Begabung nicht zuhause sind? Und hat er sich gefragt — und das wäre das Wichtigste gewesen —, ob nicht bei der Sprödigkeit allen Stoffes auch die Voraussicht der Genies einen zeitlichen Anfang hat, bis zu welchem sie Blindheit mit der Masse teilen. Auf die Juden angewendet: Ob nicht vielleicht die Zeit, in der die Genies, ihren Völkern vorauseilend, die Vorurteile gegen die Juden abzulegen beginnen werden, erst jetzt angebrochen ist oder gar erst anbrechen wird? Daß Chamberlain dies alles nicht gefragt hat, zeigt, wie wenig seine Behauptungen wissenschaftlich ernst genommen werden dürfen. Nun lehnt er ja allerdings die Wissenschaftlichkeit mit beißendem Hohn, wenn auch nicht mit der notwendigen Aufrichtigkeit gegen sich und seine Leser, ab. Er kann seinen Haß gegen die Wissenschaft kaum bändigen, wenn er sie auch fortwährend anzapft, um seine verschiedenen Behauptungen zu beweisen, und so tut, als wüßte er allein, was echte Wissenschaft ist. Viel mehr als die Wissenschaft liegt ihm die Religion am Herzen, und er mag die Juden am meisten deshalb nicht, weil sie nach seiner Ansicht — aller Religion bar sind.

Als Religionsnarr ist Chamberlain keine vereinzelte Erscheinung unserer Zeit; man hat es da vielmehr mit einer Zeitkrankheit zu tun, die in ihrem Wesen und Zusammenhängen einigermaßen beleuchtet werden muß, wenn man den gegen die Juden gerichteten seltenen Vorwurf des Mangels an Religion verstehen und zurückweisen will.

Daß die Frommen aller Bekenntnisse nach wie vor es lieben, von Religion zu sprechen, kann niemandem auffallen.

Ebensowenig ihre naive oder lebenskluge Art, dies zu tun. Aber es gibt heute auch noch eine andere Art, die sofort an ihrem fremdartigen Ton erkennbar ist. Und sozusagen Freidenker sind es, die diese Art üben — Leute, für die der Bibelglaube, ob alt- oder neutestamentarisch, längst keinen Wert mehr hat, welchen der Glaube überhaupt ziemlich gleichgiltig geworden ist, und die Gott, ob nun als Individuum oder Weltseele aufgefaßt, beinahe in den Hintergrund ihrer Systeme verweisen, wenn sie ihn nicht gar ganz aus dem Spiele lassen.

Diese neue Religiosität geht offenbar von einer ganz gesunden Erkenntnis aus. Das bekannte Wort des Dichters, er bekenne keine Religion, deutet diese Erkenntnis schon an, erschöpft sie aber noch nicht. Erst eine sachlich-wissenschaftliche Betrachtung aller Religonssysteme, der Art ihrer Entstehung und Entwicklung, — aus Religion, die kühle und kühne Durchforschung des Seelenlebens religiöser Menschen, der Vergleich jener Seelenregungen, die man religöse zu nennen pflegt, mit manchen anderen, die scheinbar auf einem ganz anderen Boden liegen — erst alle diese Vorarbeiten, die ja manchmal durch eine mächtige Intuition ersetzt werden können, — ermöglichen eine volle Erkenntnis. Dann kommt man erst darauf, daß die Religionsgründungen, Religionen, religiösen Taten und religiösen Gefühle Äußerungen einer ganz besonderen menschlichen Seelenfähigkeit sind, die sich aber auch anders als „religiös" äußern kann und äußert, daß Religion nur eine Äußerungsform des religiösen Genius ist. Dann erkennt man auch die Kunst als eine solche Form, sowohl die schaffende als die genießende, und die Naturbegeisterung, und so manchen Geisteshauch, der um die Flamme weht, die Eros entzündet. Doch nicht darum kann es sich hier handeln, alle möglichen Erscheinungsformen dieser Seelenkategorie ausfindig zu machen, vielmehr um diese selbst als ganzes, um jene unendliche Tiefe, in die sich der Mensch ahnend und sehnend selber versenkt, um mit neuem Ahnen und Sehnen und hingebungsfreudig wieder aufzutauchen.

Will nun jemand diese unermeßlich reiche Seelenwelt als Religion bezeichnen, so läßt sich in Grunde nur so viel dagegen einwenden, daß die Benennung zu Mißverständnissen Anlaß geben kann. Aber den neuen Religionsaposteln fällt das auch nicht im

Traum ein. Wohl hören sich manchmal ihre schönen Worte so an, als sprächen sie von dieser Religion im weitesten Sinne. Vielleicht bilden sie sichs manchmal auch selber ein. Aber ihre Neigungen gehören der Religion im engsten Sinne, und nicht etwa bloß zur Geltung, sondern zur Herrschaft wollen sie sie bringen.

Während es jetzt selbst bezüglich aller positiven Bekenntnisse nicht ganz ausgeschlossen ist, daß sie sich bis zur völligen Selbstbeschränkung auf ihr ureigenes Seelengebiet entwickeln werden, ist es die wuchernde Grundtendenz der neuen freidenkerischen Religiosität, in das ganze moderne Leben hineinzuwachsen und religiöse Methoden und Formen auf Dinge anzuwenden, die der Kompetenz des Religiösen im Menschen nicht unterstehen. Der hervorragendste Zug der Neureligiösen ist geradezu fanatischer Wissenschaftshaß. Unfähig, mit dem stillen Enthusiasmus der Menschenseele, den sie Religion nennen, scharfes, grübelndes oder bohrendes Denken oder auch wahre erkennende Intuition zu verbinden — wollen sie ihre Impotenz zur Weltrichtschnur machen und verkünden den Bankerott der Wissenschaft, setzen sie den Wert des technischen Fortschrittes herab, hetzen sie gegen alle Sachlichkeit und Nüchternheit. Dafür wollen sie die Menschheit mit ihrem Gedusel retten, das in seiner Verschwommenheit und seiner lebendigen Phrasenhaftigkeit positive Wirkungen weder auf die Gefühlswelt des Menschen hervorbringen kann, jedenfalls aber die negative Wirkung hat, daß es die Geister benebelt und in ihrem Vorwärtsdringen zu immer tieferen und echteren Sensationen und zu immer besseren und reineren Außenverhältnissen hemmt.

Wer die Entwicklung mancher europäischer Geistesfexereien — wie etwa des Vegetarismus, der Jägerwäsche u. s. w. — kennt, hat oft Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß die harmlosen Narrheiten zumeist in denselben Personen gehäuft und fast immer mit Antisemitismus verbunden sind. So eine verschrobene Seele zieht eben Verschrobenheiten an sich, soviel sie erreichen kann. Warum sollte daher auch die Religionitis modischer Gemüter nicht einen geeigneten Nährboden für judenfeindliche Regungen abgeben? Wir können dies sehr gut an den franzö-

sischen, nationalistischen Errettern der Welt aus dem Bankerott der Wissenschaft und noch besser an Houston Stewart Chamberlain beobachten.

Die Juden haben nicht jene echte Religiosität, die Chamberlain nur den Ariern zuschreibt. Ja, die Juden haben weniger Religion, als manche Südsee-Völker. Ihre Religion ist eine phantasielose, materialistische, vom Verstande geregelte, sie ist im besten Falle Moral und Gesetz, nie aber „eine Überbrückung der Kluft zwischen Mensch und Gott“ — demselben Gott, dem mit einem gewissen latenten Freidenker-Stolz nachgerühmt wird, daß ihn das religiöseste Volk der Welt, die Inder, ganz entbehren kann. Sie ist eine Religion der Werkheiligkeit, nie eine solche innerer Erlösung, sie kennt die Gnade nicht, u. s. w. u. s. w.

Es ist geradezu köstlich, mit welch spitzfindiger Dialektik der freie, der idealistische, der transszendentale, der sich erlösende, begnadete, wahrhafte Religionsmensch Chamberlain diese Behauptungen beweist, wie er die Propheten zustutzt, um sie zu seinen Eideshelfern zu machen, wie er sich schnell durch ein abwiegelndes Wort hilft, wenn so ein großer Jude des Altertums seinem Religionsideal doch etwas zu nahe zu kommen scheint. Noch köstlicher ist, wie er sich bemüht, Christo, der ihm seine Theorie umzustürzen droht, eine nichtjüdische Abstammung nachzuweisen. Am köstlichsten ist seine Parallele zwischen Juden und Indern, wo er ähnliche Erscheinungen der beiden Völker durch geschickte Wortklaubereien in schreiende Gegensätze umkrempelt.

Und warum das alles? Das Buch enthüllt dem aufmerksamen Leser die psychologische Lösung, die vielleicht zum Teil doch eine rassenpsychologische ist. Schon Lynkeus macht sich in seinem Buche „Phantasien eines Realisten“ anspielungsweise über die Arier lustig, die hinter ihre verrottesten Einrichtungen, hinter allen ihren Moder und Plunder transszendentale Geheimnisse aufstellen, vor denen sie in Andacht ersterben, während sich die diversen Nutznießer dieser sauberen „Überbrückungen“, um mit Chamberlain zu sprechen, ins Fäustchen lachen. Nun, gar so grell ist der Gegensatz nicht. Die Arier haben ganz prächtige Störer dieser höheren Tischrückens-Komödie auch unter sich, und die Juden sind andererseits nicht arm an Arrangeuren und

Opfern solcher Séancen. Aber wahr ist: Die Juden sind diesbezüglich doch etwas reifer. Im Altertum zeigte sich das in Bezug auf die Religion selbst. Das sozialgeschichtliche Bewußtsein erlag nicht dem religiösen Trieb. Es wußte seine Rechte gegenüber dem Drang, sich in seine eigene Persönlichkeit zu versenken und Brücken zu schlagen zwischen ihr und der ersehnten, erahnten Unendlichkeit, zu wahren. Wieviel aber auch von diesem Drang in der Seele des Volkes wohnte, das beweisen jene großen religiösen Genies, die sich jedenfalls auf der Höhe der Innerlichkeit hielten, auf einer Höhe, wie sie kein Arier, wenigstens kein europäischer, erreicht, und wie sie nur ein Chamberlain mit seinen dialektischen Wortkünsteleien wegzueskamotieren wagen kann.

In der Neuzeit zeigt sich im intellektuellen Teile des jüdischen Volkes dasselbe Verhältnis. Auf der einen Seite tiefinnerliche Hingebung, allerdings nicht mehr in Religionsform, auf der anderen Seite rücksichtsloses, wissenschaftliches Denken und Streben. Und da liegt der Hase im Pfeffer. Das geht den Leuten vom Schlage Chamberlains auf die Nerven. In der Vergangenheit waren die Juden noch zu ertragen. Aber auch in der Gegenwart diese vernünftige Nachbarschaft, die ihnen bei ihrem neureligiösen Hokuspokus scharf auf die Finger sieht, das ist zu viel! Ihr eigener Enthusiasmus ist zu blutarm, um die Konkurrenz der hellen Vernunft im Gehirne auszuhalten; darum schreien sie Zeter und Mordio über diejenigen, deren Enthusiasmus nicht so blutarm ist. Sie selbst brauchen allerlei Seelengerümpel, auch unbegriffene und ungreifbare Geheimnisse, einen konfusen Mischmasch von Stimmungen, Empfindungen und Gedanken, um ihr bißchen Innerlichkeit darin zu hüllen, wie man ein frühgeborenes Kind in Watte hüllt. Darum schimpfen sie über die bösen Juden, deren heiligste „Überbrückungs"-Träume im eisigen Zuge der Vernunft stehen können, ohne sich zu erkälten.

Die Juden täten gut daran, sich auch weiterhin von Faselern à la Chamberlain nicht imponieren zu lassen. Selbt auf die Gefahr hin, von diesen tiefgründigen Menschen als inferiore Rasse erklärt zu werden. Es ist noch auszuhalten.

Im übrigen zeigt Chamberlain auch in seinen Exkursen über die Rasse, wes Geistes Kind er ist. Daß er den Widerspruch von

Wirkung der Rasse und Wirkung des von der Rasse losgelösten Geistes nicht bewältigen kann, wollen wir ihm nachsehen. Auch das wollen wir ihm — aus Mangel an Raum zur Widerlegung an diesem Orte — verzeihen, daß er seine Gedanken über Rassenmischung nicht wissenschaftlich zu Ende denkt und befriedigt bei der Theorie stehen bleibt, Mischungen verwandter Rassen seien von glücklichen, solche anderer, fremder Rassen von unglücklichen Ergebnissen gefolgt. Aber die wissenschaftlich ganz ungebührliche, einfach sinnlose Phrase von dem „Rassenschuldbewußtsein“ oder der „Rassensünde“ der Juden verdient angenagelt zu werden. Man muß allerdings die ganze darauf bezügliche Stelle des Werkes lesen, um den hohen Grad der mystischen Verwahrlosung des Gehirns dieses Menschen zu erkennen. Doch genügt auch eine kurze Andeutung, um sich einen Begriff davon zu machen. Nachdem er erörtert hat, daß die Juden ein im Altertum zustande gekommenes Gemisch von Hethitern, Semiten und indogermanischen Amoritern sind, und nachdem er diese drei Rassen, dem Zuge seines Herzens folgend, für einander wildfremd, heterogen erklärt hat, — erzählt er, daß das Schuldbewußtsein, das niederdrückende Gefühl der Sünde — welches die Juden beherrschte, ein Rassenschuldbewußtsein, ein Bewußtsein der Rassensünde, der Sünde blutschänderischer Rassenmischung — wie er sich, um die Methode seines Wahnsinns und den Wahnsinn seiner Methode zu vollenden, ausdrückt — gewesen sei.

Man greift sich an den Kopf, wenn man derlei hört, und ist man ganz gläubig hierzu, so möchte man ein Gebet murmeln: O Herr, befreie uns und Europa endlich von allen diesen Qualen!

Geist und Geld bei den Juden*)

Bei den Antisemiten hat mir stets ihre Beschränktkeit mehr imponiert als ihre Niedertracht. So fand ich es geradezu tragisch, daß sie sich über jene Fehler des jüdischen Volkes, unter welchen es selbst am meisten leidet, besonders ereifern. Ein Feind, der wütet, weil der Feind verblutet!

Die leidenschaftlichsten Anklagen gegen die Juden beziehen sich auf die Herrschaft des Geldes, die sie aufgerichtet haben sollen. Es ist ja wahr, daß in manchen Ländern der Prozentsatz der jüdischen Großkapitalisten ein hoher ist und daß auf dem Weltgeldmarkt das jüdische Kapital eine große Rolle spielt. Aber es gibt doch auch Länder, die der jüdischen Geldmagnaten ganz entbehren und im internationalen Geldkonzerte sind die anderen Nationen noch stärker vertreten als die Juden. Überhaupt wie albern, das Verbrechen des Geldes nationenweise aufzuteilen. Ist doch der größte Teil des Elends, den das Geld in die Welt bringt, nicht durch i r g e n d ein Kapital, sondern durch d a s Kapital hervorgerufen, durch seine unpersönliche, schicksalsmäßige Macht. Welche nationale Sündenfärbung die einzelnen Kapitalisten in Ausübung ihrer wirtschaftlichen Funktion dieser selbst geben, darauf kommt es wirklich nicht mehr an, das ist sicherlich quantité négligeable.

Aber hiermit ist nicht auch schon die Frage miterledigt, welche Rolle das Geld im Leben des jüdischen Volkes selbst

*) Zuerst im „Jüdischen Almanach“, 1902.

spielt oder höchstens nur hinsichtlich derselben allgemeinen ökonomischen Beziehungen, von welchen eben gesprochen wurde. Vielmehr ist zu untersuchen, ob nicht die Lage des jüdischen Volkes eine so eigentümliche ist, daß durch sie dem Gelde eine weit nachdrücklichere Herrschaft über die Seele des Volkes, über seine Kultur und sein soziales Gepräge eingeräumt wird, als dies bei anderen Völkern der Fall ist.

Man kann die Anschauungen des ökonomischen Materialismus bis zu einer gewissen Grenze teilen und doch einsehen, daß es bei allen Völkern eine starke Schichte des Lebens gibt, die nicht von vornherein und nach allen Richtungen von den ökonomischen Faktoren beeinflußt wird. Zu dieser Schichte, die aus den Quellen des Nationalen, bezw. Rassenhaften gespeist wird, gehört auf der einen Seite das Ursprünglichste des Menschen, sein Geschlechtstrieb, auf der anderen das Späteste des Menschen, sein geistiges Schaffen. Diese beiden Gebiete werden daher auch in der Regel dem Eindringen des Wirtschaftsmomentes ziemlich großen Widerstand entgegensetzen. Mögen sie sich auch kraft ihrer Intuition den werdenden Wirtschaftsformen anpassen, gegenüber den gegenwärtigen Wirtschaftsmächten werden sie ihre Souveränität nie ganz einbüßen.

Trotz aller kapitalistischer Ehe- und Liebesmoral wird es immer reine Liebe geben. Und trotz der Hekatomben von Genies, die auf den Altären des Molochs Kapital verbluten, werden noch immer welche bleiben und kommen, um ihre großen Gedanken zu denken, ihre Meisterwerke zu schaffen. Und diese Denker und Meister, nicht ihre protzenhaften Peiniger, werden die Kulturlinie ihres Volkes zeichnen.

Bei den Juden von heute verhält sich dies alles anders. Hier sind die ursprünglich nichtwirtschaftlichen Lebensbetätigungen von den wirtschaftlichen Elementen viel stärker durchsetzt. Wie sich dies auf dem Gebiete des Geschlechtslebens, bezw. der Ehe, äußert, weiß man ziemlich allgemein, auch auf jüdischer Seite. Weniger Selbsterkenntnis waltet bezüglich der entsprechenden Erscheinungen auf dem Gebiefe des geistigen Lebens und gerade diese stehen ja hier in Frage.

Wenn wir die innere Geschichte des westlichen Judentums im letzten Jahrhundert prüfen, so werden wir bald gewahr, daß

es eigentlich eine Geschichte, eine ordentiche Kulturentwicklung für dieses Judentum nicht mehr gibt. Man müßte denn Kultusgemeindewahlen, Tempelbauten, Vereinsmeiereien, Aufklärungssimpeleien und Kirchlichkeitnachahmungen, sowie Abwehrbestrebungen ältesten Stiles als Inhalt einer nationalen Kulturgeschichte bezeichnen. Dann sind wohl auch im jüdischen Stamme des Westens jene Elitemenschen ausgestorben, die bei den anderen Völkern die Träger der Kultur sind? Sollte man glauben, aber es ist nicht der Fall. Es gibt ihrer genug: Nur arbeiten sie im Wirkungskreise anderer Völker, von ihrem eigenen Volke kulturell losgelöst, für seine Kultur tot. Haben sie sich selbst losgelöst, sind sie selbst ins Jenseits der fremden Kultur gegangen? Anscheinend wohl. In Wirklichkeit jedoch wurden sie hinweggerissen, hinübergetrieben. Von wem? Wir werden diese Frage leichter beantworten können, wenn wir uns die Verhältnisse bei den Juden des Ostens ansehen. Von diesen kann man wohl nicht sagen, daß sie keine Entwicklung mehr haben. Sie ist nur auf ganz bestimmte Gebiete beschränkt, so namentlich auf das sprachliche. Die Neublüte des Hebräischen und die Schöpfung des Jüdischen sind Kulturtaten ersten Ranges. Und die Männer, in welchen sich diese Entwicklung verkörperte, haben sie gegen das Interesse und den Willen der Geldmächtigen durchgesetzt, einfach ihrem Schaffensdrange und ihrer Intuition folgend. Doch es gibt im Leben der Juden des Ostens auch weniger lichtvolle Kapitel, die sich ganz so lesen, wie die „Geschichte" der Juden des Westens. Ihr sozusagen öffentliches Leben, ihre politische und soziale Moral zeigen — von neueren Besserungskeimen abgesehen, die wir hier nicht berücksichtigen, um das Thema nicht zu sehr zu komplizieren — denselben Typus der Entwicklungs-, der Geschichtslosigkeit, wie bei den Juden des Westens das nationale Leben in seinem ganzen Umfange. Auch ist von führenden Elitemenschen keine Spur! Haben sie sich selbst zurückgezogen? Scheinbar! In Wirklichkeit sind sie vertrieben worden.

Auf welche Weise dies geschah, ist hier sinnfällig genug. Die Juden des Ostens stehen in allen sozialen und politischen Dingen unter dem Kommando der nichtjüdischen Machthaber.

Was diese für ihr eigenes Volk nicht werden können — höchste Instanz der geistigen Bewegung —, werden sie für ihre Juden sehr leicht. Denn über sie steht ihnen eine doppelte Macht zu, als Untertanen und als Juden. Um sich gegen diese doppelte Macht in Ehren zu bebaupten, müßten die Juden einen reicheren Fonds kultureller Widerstandskraft besitzen als die Heimischen, und den haben sie eben nicht. Es bleibt ihnen, wollen sie sich ihr Schicksal möglichst erträglich gestalten, nichts anderes übrig, als die Machthaber als höchste Instanz in Sachen politischer und sozialer Kultur anzuerkennen, sich von ihnen die nötigen Kulturträger aufdrängen zu lassen. Natürlich haben sie dabei kaum das Bewußtsein, kulturell bevormundet zu sein.

Und ganz ähnlich ist es im Westen. Nur erstreckt sich hier die Abhängigkeit auf das ganze weite Kulturgebiet. Denn während im Osten die offiziellen Machthaber der kulturelle Oberherr der Juden sind, sind es hier die mächtigen Klassen selbst. Haben aber die ersteren für die mehr innerlichen Gebiete jüdischer Kultur fast gar kein Interesse, so daß wenigstens diese im Eigenbesitz der Juden bleiben, so stecken die letzteren ihre eifersüchtigen Nasen überall hinein und maßen sich an, dem jüdischen Volke seine geistigen Führer auf allen Gebieten vorzuschreiben. Selbstverständlich wissen die Juden auch hier nichts davon, daß sie unter fremden Zwange stehen. Ja, hier noch viel weniger als im Osten. Denn die Form gesetzlicher Gleichberechtigung und die Unpersönlichkeit des obersten Komandos täuschen ihnen eine kulturelle Selbstbestimmung vor, die sie tatsächlich nicht besitzen.

Doch wer sind die Menschen, die den Machthabern, resp. den mächtigen Klassen, genehm sind, unter deren Oberhoheit zu — sozusagen — Kulturträgern des jüdischen Volkes werden und die geistigen Elitemenschen von dort verdrängen, wo ihr natürlicher Platz ist?

Selbstverständlich jene, die den Mächtigen am nützlichsten und am meisten wesensverwandt sind: Also in erster Linie, und im Osten fast ausschließlich, die besitzenden Juden. Daher die unsäglich traurige Erscheinung, daß die Reichen mehr als bei jedem anderen Volke das jüdische Gemeindeleben, die jüdische

Politik, die öffentliche Moral der Juden beherrschen, daß das jüdische Volk unter der Fuchtel dieser ihrer „einzig einflußreichen“ Fürsprecher wohl noch tausendfach mehr leidet als unter der Geißel des Judenhasses.

Aber im Westen sind es nicht die Besitzenden allein, denen es gegönnt ist, die kulturelle Vorsehung des jüdischen Volkes zu spielen. Wäre dies der Fall, dann bliebe wegen ihrer Unzulänglichkeit in höheren geistigen Dingen denn doch ein Winkelchen des Allerheiligsten der jüdischen Volksseele unentweiht, dann gäbe es für die innerlichsten Kulturgüter der Nation vielleicht doch annähernd so viel Entwicklung wie im Osten. Daß dem nicht so ist, daran trägt eine andere Kulturversorgerschichte schuld, die „Intelligenz“, die zumeist aus den Bürgerkreisen sich rekrutierenden „Gebildeten“, die Menschen mit den Idealen in der Jugend und der lächelnden „Gesetztheit“ in den Jahren der Reife, die geistige Avant- und Arrieregarde der Protzen. Diese Schichte, die ja bei allen Völkern eine große Rolle spielt, schließlich aber doch, trotz aller persönlichen Martyrien der schöpferischen und erleuchteten Geister, deren bittergehaßtem Machtgebote sich fügen muß, ist bei den Juden des Westens kulturell ausschlaggebend geworden. Schon daß sie einen weit höheren Prozentsatz der ganzen Bevölkerung darstellt als bei anderen Völkern, macht sie entsprechend stärker. Der Hauptsache nach kommt aber ihre Kulturgewalt, oder sagen wir besser, ihre Kulturvergewaltigung daher, daß sie sich eben des doppelten Rückhaltes der jüdischen Besitzenden und hinter diesen der mächtigen Klassen des Staates erfreut. Das Volks erliegt diesen nachdrücklichen Suggestionen: Es erstirbt nicht nur in Ehrfurcht vor dem Gelde seiner Reichen, sondern betet auch seine geistigen Lieblinge an: Diese promovierten Flachköpfe, diese eingebildeten Schmierbolde, die ihnen Steine statt Brot geben. So brünstig beten sie sie an, wie kein anderes Volk der Welt dies tut; so brünstig, daß es zu einem europäischen Skandal gewoden ist, daß auf allen Straßen das Lied von der blendenden Mittelmäßigkeit und der unfruchtbaren Geistreichigkeit der jüdischen Rasse gesungen und gepfiffen wird, so brünstig, daß — und dies ist der unersätzlichste Schaden — die wirklich Großen und Tiefen sich schamhaft verkriechen in

der unbewußten Angst, sie könnten mit diesem reklamemachenden Bildungsgewimmel verwechselt werden.

Ansätze zur Überwindung dieser ganzen heillosen Groß-geld- und Kleingeisterherrschaft in Israel — übrigens ein Thema für sich — liegen vor, besonders im Osten. Ganz überwunden könnte sie erst werden, wenn sich der Schwerpunkt des jüdischen Volkes aus den bürgerlichen Kreisen in die arbeitsproletarischen verrückt. Bis dahin ists aber noch weit, sehr weit, zumal im Westen.

Etwas über den jüdischen Willen*)

Übereinstimmend wird von allen Seiten der Wille als einer der wesentlichen Züge im jüdischen Charakterbilde bezeichnet. Die Antisemiten geben, was diese Ansicht betrifft, den Philosemiten, Juden und Unparteiischen nichts nach. Eher im Gegenteil! Seit Chamberlain, dem germanischen Rassenphantasten, können sie nicht genug die ungeheure und einseitige Kraft des jüdischen Willens hervorheben. Dieser Wille brauche so viel Raum, daß er der Vernunft viel und dem Gemüte fast allen Platz wegnehme. Die Juden seien eigentlich so eine Art seelenloser Willensmaschinen — sich zu ewiger Befriedigung und den andern zu ewiger Qual. Diese Schlußfolgerungen sind nun lange nicht so weise, wie sie aussehen. Es gibt gar keinen zwingenden theoretischen Beweis für eine unbedingte Konkurrenz der seelischen Kräfte. Und die Tatsachen sind sicherlich noch weniger beweismachend. Doch darüber läßt sich mit Antisemiten nicht rechten, und ist auch hier meine Absicht nicht. Mögen sie aus dem hervorragenden jüdischen Willen machen, was sie wollen, — wenn sie ihn nur gleich unseren Freunden und gleich uns selbst zugeben müssen.

Das dieser jüdische Wille geschichtlich geworden ist, kann nicht in Frage stehen. Er mag schon sehr alt sein, der jüdischen Rasse schon seit Jahrtausenden innewohnen, aber auch dann ist er nicht ihr spezifischen Eigentum, sondern einer Mutterrasse

*) Zuerst im „General-Anzeiger"

entnommen und in diese aus irgend welchen natürlichen oder politischen Entwickelungen hineingetragen. Und außerdem haben die Ereignisse der letzten zwei Jahrtausende die Kraft dieses Willens sicherlich verdoppelt, vielleicht verhundertfacht. Wer kann das sagen? Man kann nur die Kräfte sehen, die Willen erzeugen, und muß annehmen, daß ihre Wirkung nicht ausblieb, zumal dort, wo ohnehin schon Wille vorhanden war.

Der jüdische Wille äußert sich in erster Linie und auf den ersten Blick sichtbar im privaten Leben. Durch den jüdischen Willen ist die Laufbahn jener Tausende von Jünglingen gekennzeichnet, die sich aus dem engen Horizonte des Cheders, trotz Verfolgung und Kränklichkeit, durch Sprachschwierigkeiten und Zivilisationsfremdheiten hindurch jedenfalls zu europäischbürgerlichen sozialen Stellungen, in vielen Fällen aber auch zu ansehnlichen Höhen der Weltanschauung emporarbeiten. Ebenso gehören in das Kapitel „Jüdischer Wille" jene weniger sympathischen Fälle, in welchen es Hausiererjungen und dergleichen mit der Zeit dahin bringen, ihre Töchter oder Enkelinnen an Fürsten verkuppelt zu sehen. Und jüdischer Wille auf dem Höhepunkte seiner Stärke ist es, der die Millionen jüdischer Proletarier des Ostens belebt, daß sie niemals ihre Hoffnungen auf Besserung aufgeben, nie ins seelische Hindämmern verfallen.

So wird der jüdische Wille jedenfalls zu einem Werkzeug relativen Glückes für jeden einzelnen, eines Glückes, daß den individuellen und sozialen Möglichkeiten eines jeden angepaßt ist. Aber damit ist eine andere Frage nicht beantwortet. Was bedeutet dieser jüdische Wille für die Gesamtheit? Wie wirkt er auf die Gestaltung der Schicksale der jüdischen Gemeinschaft und damit der einzelnen zurück? Bereichert er das ganze Volk um neue Glücksquellen oder nicht? Oder ist er vielleicht gar überhaupt nur ein Narkoticum, welches in dem durch das Individuum repräsentierten Augenblicke des Volkslebens wie Heil aussieht, bei der nationalen und sozialen Schlußabrechnung aber als Unheil sich entpuppt?

Um sich diese Fragen beantworten zu können, muß man vor allem den leidenden vom tätigen Willen unterscheiden. Der leidende Wille wird oft etwas verächtlich behandelt, als bloße

Zähigkeit abgetan. Im Grunde ist aber zwischen beiden kein seelischer Unterschied, sondern nur ein Unterschied in den äußeren Schranken vorhanden. Wo diese: Ererbung, Umgebung, Erziehung, Gesetz, so stark sind, daß sie das Tun hemmen, flüchtet sich der Wille auf das Gebiet des Ertragens. Der Erfolg dieses ertragenden Willens besteht in der Illusion, hauptsächlich aber darin, daß die Persönlichkeit für wirkliche Hilfsmöglichkeiten länger aufbewahrt wird. Darin ändert sich aber nichts, sobald es sich nicht mehr um die Geschicke des einzelnen, sondern schon um die einer Gemeinschaft handelt. Jeder dient mit seiner Illusion und seiner Anwartschaft unmittelbar der Illusion und der Anwartschaft des großen Ganzen. Jeder Jude, der sich als Jude leidend und hoffend erhält, hilft damit ein Stück jüdischen Volkes in Leiden und Hoffen erhalten Und darum ist der leidende Wille in jedem Falle der jüdischen Sache, wo sie einmal auf ihn angewiesen ist, mehr nützlich als schädlich. Er ist da wohl keine unmittelbare Quelle neuen Glücks, das bestimmt wäre, Unglück zu verdrängen, aber immerhin Glück im Unglück.

Anders ist es mit dem tätigen Willen. Ihn üben jene Leute, die durch Ererbung, Erziehung Umgebung und Gesetz hiezu in der Lage sind. Ihr Wille erhält nicht bloß das Alte, oder erhält es überhaupt nicht, sondern baut Neues. Dieses Neue braucht nun für den einzelnen und für die Gesamtheit nicht dasselbe zu bedeuten, wird es auch in den seltensten Fällen. Sehen wir uns die obigen Willensbeispiele an. Die jüdischen Hausiererjungen, die es zu Millionären bringen, schaffen ein Neues, das ihnen sehr gut kommt, aber, zumindest nach Ansicht sehr vieler, der Gesamtheit schadet. Mit den strebenden Chederjungen ist es vielleicht besser. Im Ganzen ist deren Entwicklung auch der Gesamtheit zuträglich. Aber man kann nicht leugnen, daß sich aus dem Nachdrängen bildungsuchender östlicher Juden, natürlich ohne deren Schuld, doch auch schwere Übelstände mannigfacher Art für das Judentum ergeben.

Man sieht, die Willenstüchtigkeit der Juden beschwört für die Gesamtheit Gefahren herauf, die umso größer sein können, als solche verhängnisvolle Willenshandlungen fortwährend zu allen Zeiten und Stunden, auf allen Ecken und Enden, ohne

jedes Bewußtsein von ihrer antisozialen und antinationalen Bedeutung, aus innerer Notwendigkeit begangen werden. In ihrer Massenhaftigkeit wachsen sie zu einer Macht der Wirkung an, gegen die ein allfälliger, unmittelbar auf das Schicksal der Gesamtheit gerichteter Wille nicht aufkommen kann. Hierbei hilft ihnen mitunter noch der leidende Wille der großen Menge, die sich infolge der Anpassung an das Ertragen nur schwer zum tätigen Willen fortreißen läßt.

Es wird den jüdischen Menschen, die etwas für die Allgemeinheit wollen, unmöglich, die Wirkungen dieser ungeheuren Summe von tätigen und leidenden Einzelwillen aufzuheben, denn im Grunde stellt ja diese Summe die notwendige Entwicklung selber vor — und zwar die allernotwendigste von der Welt, weil sie die von den stärksten, ausdauerndsten und zähesten Individuen der Welt getragen ist.

Damit aber nicht genug! Der Wille der für die Allgemeinheit Wollenden ist nicht nur von der Summe der Einzelwillen gestört, ja lahmgelegt. Er krankt von Haus aus auch daran, was für jene Gesundheit ist: An seiner individualistischen Art. Die jüdischen Menschen, die sich zu Verkündern und Trägern des Volkswillens machen, sind ja in keine andere Willensschule gegangen als die anderen Juden. Und so ist ihr Wille für die Allgemeinheit meist kein Allgemeinheitswillen, wie er in den großen Menschen der anderen Nationen sich so großartig zu äußern vermag, sondern nur ein Wollen für die Allgemeinheit nach der alten Methode.

Nur das Motiv hat sich geändert, hat sich gemäß der edleren Natur der Wollenden veredelt, aber das Können hat nicht Schritt gehalten, ist im Banne des jüdischen Einzelwillens geblieben. Zumeist will ein jüdischer Führer nicht, was er kraft einer in der Allgemeinheit lebenden Intuition erschaut, sondern was er mit seinem ganz eigenen Willen, mit seiner Willkür sich erschafft. Diese Willkür aber, die dem engeren Bereich der Privatinteressen meist gewachsen ist und dort praktisch auftritt, verliert sich in der ungewohnten Weite der Allgemeinheit ins Uferlose, wird phantastisch. Der jüdische Führer denkt nicht im Wollen, wobei er der Notwendigkeit begegnen würde, sondern will im Denken, was ja gleichbedeutend mit Phantasieren ist.

Und so wird der jüdische Wille, der gepriesene und auch wirklich preisenswerte jüdische Wille, zur furchtbarsten Gefahr für das jüdische Volk selbst. Wie ihr begegnen, wie für sein Volk wirken, ohne in die Hände von ungeeigneten Wollern zu geraten? Wie wissen, ob nicht der eigene Allgemeinheitswille, wenn man ihn hat, vom Geist des Einzelwillens vergiftet ist?

Zum Teil ist eine Antwort auf diese bangen Fragen überflüssig. Wir müssen es der Entwicklung überlassen, daß sie uns immer mehr Männer beschert, die nicht nur für die Allgemeinheit, sondern auch aus dem Wessen der Allgemeinheit heraus wollen können. Wir brauchen übrigens deshalb nicht beunruhigt zu sein. Das jüdische Volk geht trotz allem Antisemitismus langsam, aber sicher den Weg aus seinen Ghettobeschränktheiten empor.

Werden jedoch unbedingt Verhaltungsmaßregeln verlangt, — nun denn: Es gilt zu lernen — vor allem, sich selbst beherrschen und sich unterordnen lernen. Sich unterordnen — der Notwendigkeit, der Entwicklung und beider Erkenntnis. Bei Entscheidung nationaler und sozialer Fragen den kochenden, überschäumenden, eigenen und fremden Einzelwillen in sich bändigen, das ist der erste Schritt, den ein jeder gegen den wahren Gesamtheitswillen hin machen kann, der erste Schritt zur eigenen geistigen Befreiung und zur geistigen, sittlichen und leiblichen Befreiung der jüdischen Gemeinschaft. Und dieser erste Schritt kann von dem Augenblicke ab, da nur seine Unvermeidlichkeit erkannt ist, willensstarken Menschen, wie wir Juden sind, nicht mehr allzu schwer fallen.

Maß*)

Wenn ein Volk in Ruhe und Unangefochtenheit lebt, wenn seine materiellen und geistigen Gütter vor äußeren Feinden geschützt sind, wenn es sich an seine Behaglichkeit gewöhnt hat, wie ein ehrsamer Bürger an sein Mittagsschläfchen — dann droht ihm Gefahr: Die Gefahr, daß es gähnend verkommt, daß seine Anlagen einschlafen, daß es wirtschaftlich erschlafft und geistig sich verfettet! Und dann ist es sicherlich ein Zeichen ewig junger Lebens- und Triebkraft eines solchen Volkes, wenn sich Unruhige, Wache, Muntere, Aufrechte finden, die es auf neue Wege führen, zu inneren, weckenden Kämpfen rufen.

Nicht so bei einem Volke, das, von einer Welt von Feinden umgeben, nichts weiß, was Friede und ruhiger Genuß des Lebens und der eigenen Volksart ist.

Gewiß kann auch ein solches Volk in Schlaf versunken, im Starrkrampf des höchsten Elends befangen sein. Und gewiß muß man es auch dann ein günstiges Symptom nennen, wenn sich die regungslose Einheit spaltet, wenn sich Lager bilden und Schlachtrufe erschallen. Allein zu lange darf dies nicht dauern. Steht ja der ganze Kampf um Ruhe und Glück noch bevor und sind doch jedenfalls die Kräfte von Haus aus gering. Rasch muß die Zeit der Stürme und Spaltungen überwunden sein — oder der Verfall ist unvermeidlich.

Das sollten wir uns alle sagen — alle, die wir um die Zukunft und Wohlfahrt unseres jüdischen Volkes besorgt sind.

*) Zuerst in „Neue Zeitung“ I. Jahrgang Nr. 9 (2. November 1906).

Und wir sollten uns nicht scheuen, einzugestehen, daß es die höchste Zeit ist. Wir sollten erkennen, in welch verzweifeltes Dickicht von Zank und Hader wir geraten sind, und daß wir heraus müssen — heraus zur Einheit, zum Zusammenwirken, zu gemeinsamem Bauen.

Zu gemeinsamem Bauen?... Das gibts ja nicht und hats niemals gegeben — höre ich mir entgegenschallen. Nie kann ein Volk so sehr e i n e s Willens sein, daß es auf alle seine inneren Gegensätze vergäße und nie werden Gegensätze nach e i n e m Plane arbeiten. Wie kann man den jüdischen Assimilanten, den jüdischen Sozialdemokraten assimilatorischer und nationaler Färbung, den sozialistischen, den bürgerlichen Zionisten, den Territorialisten, den jüdischen Nationalisten schlechthin, den Orthodoxen — wie kann man sie alle zusammenspannen und verlangen, daß sie nach e i n e r Richtung ziehen?

Die Frage ist ganz berechtigt und umso berechtigter, als die Aufzählung der verschiedenen Gesinnungskategorien noch sehr weit fortgesetzt werden kann. Man braucht nur die aufgezählten zu permutieren, zu kombinieren und steht schon vor einer endlosen Reihe... Aber es kommt eben darauf an, was in der Geschichte gemeinsames Bauen heißt.

Gewiß war es immer im Völkerleben so, daß die einen hin, die anderen her zogen, die einen diesen, die andern jenen Plan verfolgten. Wenn nun dabei oft ein großes Werk für alle heraus kam, so folgt daraus noch lange nicht, daß ein Volk politisch und geistig umsomehr durchsetzt, je mehr Gegensätze und Parteiungen es aufweist. Aber ebenso wenig folgt daraus, daß es seine Erfolge b l o ß dem Überwiegen e i n e r Strömung verdankt. Vielmehr lehrt die geschichtliche Erfahrung, daß Erfolge nur denjenigen Völkern beschieden sind, welchen eine harmonische Kraft, Gegensätze zu vermindern und zu mildern, innewohnt.

Man mißverstehe mich nicht! Diese Kraft hebt keine der wirkenden Kräfte im Volkskörper auf, sie beraubt keine ihres Wertes oder Unwertes. Sie reiht sie nur so ein, daß eine jede von ihnen, die eine mehr, die andere weniger, die eine mittelbar, die andere unmittelbar, zum Gedeihen des großen Ganzen beiträgt. Diese Kraft ist, Gott behüte, kein Programm, das sich in Ge-

gensatz zu den anderen stellt. Sie dient allen Programmen, weil sie alle ausgleicht.

Heil dem Volke, das diese Kraft besitzt. Es hat ein gemeinsames Bauen. Denn dem Blicke, der gleichsam aus der Vogelperspektive auf sein Schaffen fällt, erscheinen alle, die da unten in Interessen- und Geisteskämpfen einander gegenüberstehen, als Arbeiter an dem gleichen Werke. Der Verbittertste und Abgerückteste wird noch das Verdienst haben, den gemeinsamen Bau nicht zu sehr gestört zu haben.

Bei uns aber braucht man leider nicht in die Lüfte zu gehen, um das Gegenteil wahr zu nehmen. Und gerade wir hätten diese Kraft in vielfachem Maße nötig. Gerade wir — mit unserem, ach so gering gewordenen Lebensvorrat — hätten allen Anlaß, sie mit Bewußtsein in uns zu pflegen. Gerade wir hätten alle Ursache, keine ewigen Risse und Klüfte zwischen uns zu schaffen, die uns bis zur hoffnungslosesten Ohnmacht ersticken müssen. Gerade wir müßten alles aufbieten, uns in Zaum zu halten, uns jeden Augenblick zuzurufen: Memento mori! Gedenke, daß dein Volk daran sterben kann!

Niemand braucht von seinem Programm auch nur ein Jota nachzulassen. Aber jeder muß mit dem andern immer soweit gehen, als er zusammen mit ihm kommen kann und vor allem braucht niemand Wesen und Worte in Galle zu tauchen, wenn er sich mit dem andern anseinandersetzen will. Seien wir doch dessen eingedenkt, daß wir durch zelotischen Übereifer, durch wütende Bekehrungssucht diejenigen nur entfernen, die wir uns nahebringen möchten. Und dies umsomehr, als sie ja ebenfalls unseres hartnäckigen Stammes Söhne sind. Üben wir uns in Entgegenkommen, in milder Gegnerschaft — ehe es zu spät ist, ehe wir uns mit unserem eigenen Heißhunger verzehren. Arbeiten wir in Frieden, jeder an seiner Sache — und wir arbeiten damit sicherlich an dem gemeinsamen Besten unseres Volkes.

Maß! Darnach müssen gerade wir am meisten ringen. Weil wir davon am wenigsten in uns haben. Und schämen wir uns dieses Ringens nicht! Es gehört mehr Mut und Reife dazu, in einer verwilderten Gesellschaft Maß als Trotz zu predigen. Und Maß ist der tiefere Trotz, der Trotz des wirklich Starken, des in sich Festen gegen den billigen Worttrotz des Schwachen.

Aphorismen*)

Die Pogrome bringen uns nur ein Tröstliches zu Bewußtsein: Daß wir als Huligans nicht denkbar sind. Vielleicht dürfen wir uns auch noch dies einbilden, daß wir, wären wir Europa, angesichts solcher Greuel nicht so ruhiges Blut bewahrten, wie das wirkliche Europa bewahrt.

Weiter dürfen wir allerdings in unserem Selbstgefühl nicht gehen. Vor den Opfern der Pogroms haben wir noch immer Grund genug, zu erröten . . .

*

Die Anzahl der Juden, die, ohne Klassenzucht, ja gegen diese, ein starkes soziales Empfinden besitzen, ist ungleich größer, als bei anderen Völkern. Diese Tatsache wird einst den größten Ruhmestitel des jüdischen Volkes bilden.

*

Man sagt den Juden nach, daß sie schlechte Staatsmänner seien. Die Geschichte liefert leider Argumente genug für diese Behauptung. Aber es spricht auch etwas dafür, was man an ihnen tagtäglich beobachten kann, daß sie gerne „politisieren". Staatsmänner und staatsmännisch begabte Völker „politisieren" nicht...

*

Oh, über die Gedankenlosigkeit des Wortes „Jargon"! Noch niemals hat ein Volk sich selbst schlimmer geschmäht. Man denke:

*) Diese Aphorismen sind im Frühjahr 1906 geschrieben. Sieben von ihnen waren unter dem Titel „Betrachtungen" in der Passah-Festnummer der „Welt" (1906) veröffentlicht.

Sich die geistig und gesellschaftlich entwickelnde, sprachbildende Kraft eines Volkes aberkennen und sich mit einer Diebskompagnie, die für ihre schlechten Streiche regellos ein Wörterbuch zusammenflickt, auf eine Stufe stellen . . . !

*

Die Großartigkeit der Propheten soll gegen die Kultivierung der jüdischen Sprache sprechen. Nein, denn wenn heute im ostjüdischen Volke Propheten erstünden, so sprächen sie sicherlich selber jüdisch und würden ihre eigene unendliche Erhabenheit der Sprache mitteilen.

*

Als Jude Hebräisch lesen und verstehen — und doch kein Jude bleiben wollen — das begreife, wer kann! Man braucht dazu nichts weniger als ein Antiquitäten- und Antikestöberer zu sein. Man braucht nur von aller der Größe und Wucht ein Teilchen in sich zu verspüren, um das jüdische Fortleben freudig zu bejahen.

*

Alle Achtung vor der sephardischen Aussprache des Hebräischen — wenn sie von Sephardim gebraucht wird. Im Munde deutscher und polnischer Juden hat sie einen unangenehmen Beigeschmack. Man wird den Verdacht nicht los, als wäre es den Leuten unbewußt auch darum zu tun, sich eine Art Salonhebräisch zuzulegen, mit dem man sich denn doch schon eher hören lassen kann.

*

Es gibt ein lebendiges Judentum, d. h. ein Besitzen jüdischer Kulturwerte und Kulturwerke in ihrem lebendigen Flusse. Nun schließt aber der Verlust dieses Besitzes nicht das Zurückbleiben jüdischer Artung aus, einer jüdischen Note im Leben und im Schaffen an persönlichen Zivilisations- und fremden Kulturdingen... Und dieses nur mehr persönliche Judentum haftet den meisten Westjuden an — ob sie es wissen und wollen, oder nicht.

*

Westjudentum — ein Faß ohne Boden. Soviel man fremdes Volkstum hineinschüttete, es rann immer wieder durch. Leider ist aber schon früher das Judentum selbst, das positive, lebendige ausgeronnen.

*

Ostjudentum — eine alte, lange versperrt gewesene Kammer, gefüllt mit altertümlichen jüdischen Kulturschätzen, dazwischen auch Kulturgerümpel. Seit die Türen offen sind, hat man begonnen, das Gerümpel hinauszuwerfen und das Kulturgold im Feuer der Zeit umzuschmelzen.

*

Will man den Grad der nationaljüdischen Reife eines Westjuden bestimmen, so messe man nur den Grad seines Interesses am ostjüdischen Kulturleben.

*

Nichts ist ersprießlicher für die Annäherung der Ost- und Westjuden, als die Schließung von sozusagen Mischehen zwischen den einen und den andern. Und gewiß ist es nicht das geringste Verdienst der nationaljüdischen Bewegung, mittelbar eine ganze Menge solcher „Mischehen“ herbeigeführt zu haben.

*

Es gibt viele jüdische Männer — auch solche, die sich nicht zu den Assimilanten rechnen —, die nicht besonders gut auf das jüdische Weib zu sprechen sind. Das mag zumeist Ausdruck eines bestimmten geschlechtlichen Geschmackes sein, der sich von der eigenen Volksart abwendet. Aber dann möge dies gütigst zugegeben und nicht leichtsinnig die Jüdin geschmäht werden. Die Jüdin hat als Frau die Tugenden und Laster des Weibes — und das ist ein anderes Kapitel. Als Jüdin ist sie schlimmer oder besser als der Jude, je nachdem ihre weniger komplizierte, weibliche Art in einem faulenden Scheinassimilations- oder einem nationalen Lebensmilieu zum Sichausleben kommt. An der Schaffung des Milieus hat aber der jüdische Mann die ursprünglichere Schuld.

*

Vielleicht ist aber die Abneigung wenigstens mancher Juden gegen die Jüdin auch darauf zurückzuführen, daß die Jüdin in ihrem innersten Wesen noch weniger hellenische Züge hat, als der jüdische Mann. Diese Übertrumpfung seines Wesens, diesen Ernst, diese Strenge, diese Gradlinigkeit, von der er nachgerade selber genug im Leibe hat, mag er nicht recht.

*

Man wundert sich zuweilen, daß es ein Hebräer war, der das „Hohelied“ der Liebe sang. Doch mit Unrecht! Im Gegenteile: Nur ein Hebräer, der tausendfach das Leben Bejahende, konnte so singen, konnte sich in so natürlicher und reiner Kraft den Ursprüngen des Lebens nahen. Und machen wir uns nicht kleiner als wir sind: Auch in uns Juden von heute lebt noch die alte hebräische Ewigkeit . . .

*

Einer der Flüche vom Berge Ebal lautete: „Auf einen echten Geistesmenschen wirst du hundert Journalisten zählen.“ Die Überlieferung hat diesen Fluch vergessen, was ihn natürlich nicht hinderte, in Erfüllung zu gehen.

*

Das Wuchtende und das Türmende eignet der Seele der Juden. Darum baute sie einst den Himmeldom. Und für die Zukunft dürfen wir die großen Architekten erwarten.

*

An jedem Orte und zu jeder Zeit gibt es nur so viel jüdische Kunst, als jüdisches Leben vorhanden ist, und auch ihr Wert richtete sich stets nach seiner Stärke.

Vom Ganzen zum Teil*)

Oft wird von nichtjüdischer Seite behauptet, zuweilen auch von jüdischer, mit Bedauern oder ohne solches zugegeben, daß dem Juden das liebevolle Eingehen, das innige Sichversenken in die Schönheit des Kleinen und des Teils versagt sei. Dieser Mangel werde durch den Schauer vor dem Großen, durch die Anbetung des erhabenen Ganzen nicht aufgehoben — vielmehr unterstrichen. Dieses Zuviel sei ebenso wie jenes Zuwenig Ausfluß einer Art Rückständigkeit oder gar verewigter Unzulänglichkeit der jüdischen Seele. Sie erinnere noch einigermaßen an den primitiven Menschen, der nur die stärksten und gröbsten Natureffekte sieht, nur vor ihnen sich beugt, während doch die Linie der Entwicklung zu immer schärferem Blicken und immer feinerem Erblicken hinführe. Wer nicht die ganze Welt in einem ihrer Atome finden und bewundern könne, habe sich eben nicht zu den höchsten Gipfeln des Menschseins, echter Religiosität und echter Kunst erhoben . . .

So verlockend besonders dieser letzte Satz aussieht, so willkürlich ist er.

Von der Wissenschaft verlangt niemand mehr, daß sie um jeden Preis vom Besonderen zum Allgemeinen fortschreite. Gerne läßt man auch den Geist des Ganzen, der befruchtend und erhellend auf alle Teile niederströmt, walten. Gerne gestattet man, daß sich die verschiedenen Anlagen und Temperamente für den

*) Zuerst in „Die Welt", X. Jahrgang Nr. 32 (10. August 1906).

einen oder anderen Weg entscheiden. Sollte nun, was für die Wissenschaft recht ist, für die von Haus aus intuitiven Mächte, Religion und Kunst, nicht billig sein?

Man wird einwenden, daß das Erfassen des Weltsinnes am Kleinen und am Teile doch nicht mit der wissenschaftlichen Induktion verglichen werden dürfe, daß es sich nicht wie bei dieser um Teilerfolge handle, vielmehr um ganze Erkenntnisse, an Teilen und Details erworben. Aber der Unterschied ist nur scheinbar. Denn in der Tat will in einem Atom, in einer Einzelheit, in einem kleinen Gegenstande nicht die ganze Welt erkannt, sondern nur der Anteil der Welt an diesem ihrem Teile, oder, was dasselbe ist, dieses Teils an ihr, ganz erkannt werden. Und das Weltbild, die religiöse oder künstlerische Weltanschauung, setzt sich doch erst aus solchen verschiedenen ganzen Detaileindrücken zusammen. Es ist ganz analog wie in der Wissenschaft: Die einen schreiten vom ganzerfaßten Teile zur Erfassung des Ganzen, die andern vom ganzerfaßten Ganzen zur Erfassung jedes Teiles.

Und auch dies ist wie in der Wissenschaft, daß die einen sowohl, als die andern auch in den ihnen von Haus aus nicht kongenialen Schlußaufgaben das Tüchtigste leisten können. Insbesondere ist der Blick des Juden, der mit dem Himmel im Auge auf die Erde niederschaut, der Einzelerscheinung gegenüber nicht wesentlich schwächer als der Blick des sogenannten Ariers, der in der Erde den Himmel gespiegelt sieht. Der Jude kommt nicht so leicht an die Dinge heran, aber ist er einmal an eines herangekommen, dann kann er sich auch darein versenken.

Vielleicht nicht immer ganz restlos! Aber der geringfügige Rest wird durch die stärkere Energie des Gesamtbildes reichlich aufgewogen. Und wieder diese Energie, die eigenartige großzügige Intuition der jüdischen Seele mit den Neigungen des primitiven Menschen zum Kolossalen in Verbindung zu bringen, sie sozusagen als eine Vergeistigung dieses atavistischen Triebes zu erklären — wie töricht!

Der primitive Mensch steht im Bann der großen Erscheinung, die ihm jedoch seelisch immer nur Detail bleibt. Man prüfe nur die Gottheiten der ältesten heidnischen Religionen einerseits auf ihr Äußeres, anderseits auf ihre Funktionen hin.

Dem Menschen jüdischer Kultur hingegen ist die große Erscheinung nicht mehr als andern Kulturmenschen. Aber er geht vom Geistesganzen aller Erscheinungen aus, und da nehmen seine Vorstellungen und Phantasien unwillkürlich Größe an. Siehe den jüdischen Gott! Kann man nun aber wirklich zwischen dieser seelischen Größe der Wirkung und jenem sinnlichen Großsein der Anregung eine Verwandtschaft konstruieren?

Wie ist es aber damit? Man hebt doch gerade antisemitischer- und jüdisch-antisemitischerseits hervor, daß in der Wissenschaft die Juden induktiv, die Arier deduktiv sind. Da sollte es in Religion und Kunst gerade umgekehrt sein? Nun, die Behauptung selbst ist insofern unrichtig, als auch die Arier an der induktiven Wissenschaftsmethode in hervorragendem Maße beteiligt sind und anderseits der jüdische Geist die Triumphe der wissenschaftlichen Deduktion miterfochten hat. Allein, ihre Repräsentanten sind die Juden wirklich nicht. Und dies gibt angesichts ihrer beherrschenden Stellung in der religiösen und künstlerischen Deduktion zu denken. Es scheint, als ob sich die beiden Deduktionen (und natürlich auch die entsprechenden Induktionen) bis zu einem gewissen Grade ausschlössen, als ob die Anlagen im Interesse des seelischen Gleichgewichtes der Menschen verteilt wären.

Alles das sind die Vorbehalte und Voraussetzungen, unter welchen man von der Hingebung Israels zum schauerlich Großen, zum erhaben Gewaltigen sprechen, unter welchen man Israel deuten kann: Nicht nur seinen Gott, den Gott des vorausbegriffenen Weltalls, sondern auch alle seine Einrichtungen: Der Ernst seiner Feiertage ist nicht Düsternis des freudlosen Gespenstersehers, sondern Feiertagsstimmung der aufs Ganze gerichteten Seele. Sein übergroßer Familiensinn und sein lebhaftes Nationalgefühl — im umgekehrten Verhältnisse zu seinem Nationalbewußtsein — ist kein ängstliches Zusammenrücken vor Tod und Gefahr, sondern ein Schrei nach Gesamtheit, wie er so ursprünglich noch in keinem Volke ertönte. Seine revolutionären Neigungen fließen nicht aus der Angst, die sich in einer brennenden Welt betäuben will, sondern aus unendlichem Glauben an die Menschheit. Und diese Größe des Ganzen lebt und wirkt in allen seinen Kindern — selbst in den müden, verkrämerten Wanderern des Alltags, die noch immer,

im Guten und Bösen, großzügiger sind, als die Spießbürger der andern Völker. Aber wie erst in den Großen, die sich aus der Zeitflut zur Sonne erheben.

Es mag auch noch heute nirgends so viele prophetische Naturen geben, wie im jüdischen Volke. Jedenfalls aber sind die alten Propheten die leuchtendsten Zeugen, lebendige Gleichnisse der jüdischen Volksseele. Sie verkörpern dieses steile Hinansteigen, nein, Hinangestiegensein — denn man weiß nicht, wann es geschehen ist — zum Gipfelpunkt, dieses Hinsehen über die ganze, ganze Weite, und dieses mächtige Hinabstürzen der Blicke in die Täler des Lebens. Sie sind das Fleisch und Blut gewordene Pathos Israels.

Pathos!... Aha!... Der Hohn meldet sich!... Was ist Pathos anders als ein Wort für Unzulänglichkeit des Empfindens?... Wirklich?... Vielleicht das Pathos der anderen — nicht aller, es sei an Schiller erinnert —, das Pathos jener, die in ihrer eigenen angeborenen Art nichts Ordentliches schaffen, auf halbem Wege vom Teil zum Ganzen stecken bleiben. Aber nicht das reife, reiche und reine Pathos, das aus der Höhe kommt und in den Niederungen donnert und blitzt, daß die ganze Menschheit in Licht und Flammen steht, eine gewaltige Entladung des Weltempfindens.

Die Tragik des jüdischen Volkes

(Sommer 1909).

So ziemlich jeder fühlt, daß tragisches Schicksal und Unglück nicht gleichbedeutend sind, daß vielmehr das Unglück einer besonderen Qualifikation bedarf, um tragisch zu werden. Nur suchen die meisten Besonderheit auf dem unrichtigen Ende — etwa in der Heftigkeit des Leids, in seiner Wiederholung, und in dem Gegensatze zwischen dem Schicksalsschlag und der freudigen oder erfreulichen Gelegenheit, bei welcher er den Unglücklichen traf. Im letzteren Fall liegt allerdings schon eine Ahnung der richtigen Fährte vor. Doch diese selbst führt über den Begriff der Schuld — einer Schuld ohne Verantwortung, jener Schuld, die überall gegeben ist, wo jemand durch Anlage, Umstände, Zufall zu seinen Ungunsten belastet erscheint.

Aber auch nicht jedes dermaßen verschuldete Unglück ist tragisch. Ein Trinker z. B., der Säuferwahnsinn kriegt und daran zugrunde geht — ist kein tragischer Fall. Ebensowenig ein Dummkopf, der an seiner Dummheit scheitert. Zur Schuld, dem „Soll“, muß noch das „Haben“ hinzukommen und zwar ein so bedeutender Aktivposten, daß seine Verdunklung durch die Schuld Schmerzgefühl auslöst. Wenn eine große Begabung im Fusel ertrinkt, wenn ein kleiner Verstand aus seiner engen Sphäre gerissen und vor große Lösungen gestellt wird, dann ist das tragische Moment gegeben.

Was von einzelnen Menschen gesagt ist, gilt auch von ganzen Völkern. Hier ist Tragik mit dem Begriffe der Schuld

innig verbunden. Und auch hier ist vom Begriff der Schuld derjenige der persönlichen Verantwortung abzutrennen. Es liegt also z. B. Schuld auch dann vor, wenn das Schuldkonto mit der Gewalttat eines andern Volkes begonnen hat — daß man sie zulassen mußte, war ja schon Schwäche, Schuld — oder wenn stetige Einflüsse der äußeren Natur in grauer Vorzeit oder später die Seele des Volkes schuldig werden ließen.

Und auch zur nationalen Schuld muß die leuchtende Folie großer positiver Eigenschaften hinzukommen, um das tragische zu erzeugen. Wenn irgend ein unbedeutendes Renommiervölkchen, wie solche die neuere Geschichte des europäischen Kontinents hervorbrachte, Malheur hat, so ist das vielleicht für einzelne auserlesene Individuen des betreffenden Volkes, die an dessen Sünde mitschleppen, tragisch, für das Volk im ganzen aber bedeutet es durchaus keine Tragik. Wenn dagegen z. B. das Russenvolk trotz seiner ausgezeichneten kulturellen Qualitäten an seiner Oblomow-Natur siecht, dann ist das tragisches Volksschicksal. Und tragisch ist auch das Schicksal der Juden.

Was ist aber die Tragik des jüdischen Volkes? Was ist seine Schuld und welche Größe ist es, die von dieser Schuld benagt wird?

Die Juden hören es nicht gerne, wenn von ihrer Schuld gesprochen wird. Kein Wunder! Man hat sie zu oft für Dinge persönlich verantwortlich gemacht, an denen sie auch nicht die mindeste persönliche Schuld trugen. Aber, um der lieben Erkenntnis wegen sollten sie sichs doch nicht zu leicht machen mit der Erklärung ihrer Schicksale. Insbesondere nicht alles auf die andern schieben, sondern lieber auf eigene Mängel zurückgehen, deren äußere Ursachen im Nebel der Vorzeit verschwimmen. So hat es gewiß keinen Sinn, immer und immer zu wiederholen, daß die Römer es waren, die das jüdische Volk aus seinem Vaterlande rissen. Denn warum ließ es sich reißen? Warum nützte die unleugbare Tapferkeit nicht mehr, die es in der Entscheidungsstunde entwickelte? Weil die Römer zu übermächtig waren? Warum waren nicht auch sie mächtig geworden? Sollte sich nicht in ihrer Vergangenheit Schuld aufgehäuft haben? Wenn ja, was war das für eine Schuld? Wirkt sie vielleicht noch heute fort? Und wodurch wird sie tragisch?

Zur Beantwortung dieser Fragen möchte ich auf eine Beobachtung verweisen, die, möglicherweise zum ersten Male, von dem berühmten Wiener Kanzelredner Dr. Jellinek gemacht wurde. In seinem Buche „Der jüdische Stamm“ führte er in geistvoller Weise aus, daß die Juden ein Volk der äußersten Gegensätze seien. Dabei dachte er, wenn ich mich recht erinnere — es ist schon mehr als ein Vierteljahrhundert, daß ich das Buch gelesen habe, und seither hatte ich keine Gelegenheit, es wieder zu lesen —, an gegensätzliche Gesinnungs- und Gesittungsgruppen als Träger gegensätzlicher Geschichtserscheinungen. Wie Recht er hatte, beweist ein Blick in die jüdische Gegenwart mit ihren übermenschlichen Helden und untermenschlichen Memmen, gühenden Enthusiasten und kalten Rechnern, starren Reaktionären und zügellosen Revolutionären. Aber für unsere Zwecke verwertbar wird diese Beobachtung erst durch eine zweite, die sich in scheinbarem Widerspruche zu ihr befindet, daß sich nämlich die Gegensätze schon in der jüdischen Einzelseele finden, oder richtiger, daß sie in der Menschenseele überhaupt zu Hause sind, aber in der jüdischen eine ganz eigene Art haben, sich gegeneinander zu verhalten. Das ist kein Kampf mit ein bißchen selbstverständlichem Gewährenlassen von beiden Seiten, kein wohltätiger Ausgleich, wie dort, sondern ein Kampf auf Leben und Tod, der Kampf zwischen einem übermütigen Günstling und einem kühnen Mißliebigen, ein Kampf, in dem der eigenwillige Herr selbst das Urteil spricht. Der Mißliebige braucht nur den Mund zu öffnen und der Günstling hat schon den Wink seins Gebieters weg, beginnt umso stärker zu schreien, zu überschreien und schreit solange, bis der innere Gegensatz, anderwärts befruchtend und fruchtbar, im einseitigen Extrem mündet. Und alle die extremen Einseitigen scharen und schichten sich dann natürlich zu extremen Gruppen zusammen. Das Volk selbst wird zum Schauplatz des Kampfes extremer Gefühle und Stimmungen, extremer Eigenschaften, Meinungen und Unternehmungen. Die Geschichte bewegt sich in exzedierenden, statt in mäßigen Wellenlinien, die natürlichen Gegensätze kommen nicht dazu, sich zu ergänzen und zusammen zu bauen. Sie verpuffen in unfruchtbarem Gezänk.

So sehen wir, wie es eigentlich die jüdische Einzelseele mit ihrer eigentümlichen Ökonomie der Gegensätze ist, auf welche

die Verantwortung für die Gruppenexzesse und deren unvermeidlichen schlimmen Wirkungen zurückfällt. Worauf ist aber diese Ökonomie selbst zurückzuführen? Was zwingt den eigenwilligen Herrn zu seinem Urteil? Wer ist eigentlich Kommandeur, auf dessen Befehl der eine Gegensatz den andern unterdrücken muß und unterdrücken kann?

Ich muß mich da unwillkürlich an den ersten und bedeutendsten Vertreter der neuantisemitischen Theorie, Houston Stewart Chamberlain, erinnern und zwar an seine Lehre vom jüdischen Willen. Der jüdische Wille ist ihm etwas Übermächtiges, das auf Kosten der anderen seelischen Qualitäten, namentlich des Gemüts, der Einfalt oder, wie er sich ausdrückt, der Frommheit, lebt und wirkt. Er ist ihm ein unheimlicher Wüterich, der in der jüdischen Seele alles kurz und klein schlägt, so daß eine Wüste zurückbleibt. Das ist nun freilich die Lehre eines Mannes, den es treibt, die Juden heillos schwarz zu malen. Soviel ist aber sicher, und man hat es schon vor Chamberlain gewußt — daß der jüdische Wille weit über das gewöhnliche Maß hinausgeht. Und der Gedanke liegt nahe, daß dieser jüdische Wille es sein könnte, der im Kampf der Gegensätze in der jüdischen Einzelseele das entscheidende Wort hat.

Allein der menschliche Wille ist wohl schöpferisch, aber niemals erste Voraussetzung der Tat. Selbst der Eigenwille und der Mutwille wachsen, wie übrigens bei näherem Hinsehen schon die Worte verraten, aus dem Boden bestimmter Empfindungen, Gedanken und Neigungen hervor, setzen einen gewissen Querschnitt der Seele voraus. Wenn also der Jude eine der in seinem Innern streitenden Parteien, diejenige, die sich sozusagen in der Minorität befindet — rücksichtslos niedertritt, so kann dabei der Wille als ausführendes Organ hervorragend beteiligt sein, der Antrieb selbst aber kommt von seiner seelischen Disposition her. Diese bestimmt den Inhalt seines Willens.

In Hinsicht auf diesen Inhalt hat Martin Buber einem fruchtbaren Gedanken in einem schön geprägten Worte Ausdruck gegeben. Er spricht von dem „Wollen des Unmöglichen“ als einem charakteristischen Merkmale der jüdischen Seele. Und es ist klar, daß sich ihm dieser Gedanke aus der Betrachtung der geistigen

Entwicklung des jüdischen Volkes aufgedrängt hat. Tatsächlich begegnen wir da fortwährend Ideen, die zumindest nicht zu den leicht zu verwirklichenden gehören. Mehr als ein Jahrtausend hat sich das hebräische Volk vergeblich abgeplagt, seinen Staat mit einer staatswidrigen Idee zu beseelen. In gewaltigen Visionen haben die Propheten, namentlich Jesajas, das messianische Reich des Friedens verkündigt. Auf jüdischem Geistesboden ist, und zwar lange vor Christus, das christliche Ideal der Liebe — bekanntlich etwas von der christlichen Kirche, der christlichen Wirklichkeit Grundverschiedenes — entstanden. Und heute wieder sind wir Zeugen eines alle Grenzen überschreitenden Interesses der Juden für eine Gesellschaftsordnung, die dem Ideal sozialer Gerechtigkeit entspricht.

„Unmöglichkeiten" sind das freilich nicht. Strenggenommen ist ja nicht einmal ein Umsturz in den Grundgesetzen des Weltalls, in den Beziehungen der Weltkörper zueinander, undenkbar. Noch weniger ist ausgeschlossen, daß es einmal dem Expansionsbedürnisse des Menschengeschlechtes gelingen wird, gewisse Weltwiderstände zu besiegen und von seiner kleinen Erdkugel aus kosmische Ausflüge zu unternehmen. Mit welchem Rechte sollte man es aber dann als durchaus unmöglich hinstellen dürfen, daß sich die Menschennatur ändern werde? Wo ist der Beweis, daß nicht doch einmal eine Art Staat ohne die heutigen Staatsideen gegründet werden wird; oder daß die Menschheit zu den Idealen des Friedens, der Liebe und der sozialen Gerechtigkeit niemals werde emporsteigen können?

Das „Unmöglich" darf eben nicht objektiv genommen werden. Die Ziele, zu denen die jüdischen Ideenneigungen führen, sind keine Unmöglichkeiten im absoluten Wortverstande. Aber sie werden zu subjektiven und relativen Unmöglichkeiten für denjenigen, der sie so verfolgt, als wären sie Ziele des Tages, oder einer absehbaren Entwicklung. Und gerade das ist ja die jüdische Methode. Der Enthusiasmus der Juden ist wie ein Eilzug. Er hat keinen Sinn für den Nahverkehr, keine Geduld für Zwischenstationen. Nur mit dem Unterschiede, daß er sich überhaupt nicht von der Stelle rührt, weil die Maschine mit Phantasie, statt mit der Kohle der Wirklichkeit geheizt ist. Der Jude

hat keinen Instinkt dafür, daß Ziele, auch wenn sie vorgeahnt und vorersehnt werden, niemals Vorschüsse, sondern stets Summen sind, die sich selbst an den Schluß einer langen geschichtlichen Addition stellen, daß also das Postensetzen und Addieren die Hauptsache eines normalen geschichtlichen Volkslebens ist.

Auch andere Völker haben Ideale, doch sie bauen dabei Wirklichkeit und brauchen viele Generationen auf, um ein kleines Wegstück weiterzukommen. Die Juden aber bauen an Luftschlössern, weil sie eben n u r an ihnen bauen. Und wollen über Nacht sich oder die Welt oder gar beide zugleich erlösen. Die andern Völker bauen sozusagen automatisch, nach einem ihnen eingeborenen Plane. Gerade dieser aber scheint den Juden zu fehlen. Das ist ihre Schuld und diese Schuld ist es, die ihren Willen kommandiert. Als Nichtbegreifen, daß das Leben Gegensätze überwindet, treibt sie den Willen an, in der jüdischen Einzelseele den einen Gegensatz auszurotten. Und als Unvermögen, den Anderen Gegensatz in stummer, bauender Geduld zu leben, zwingt sie das jüdische Volk, ihn zu träumen und zu dozieren, treibt sie es ins phantastische Land der „Unmöglichkeiten" hinaus.

Daß nicht der Willen an sich es ist, welcher die Juden in ihre „unmöglichen" Abenteuer hinausschleudert, offenbart sich übrigens auch schon in ihrem privaten Interessenleben. Auch da operieren sie gerne mit ihrem gewaltsamen Willen, mit bewußter Zielsetzung. Und es ist nur der Einfachheit der Verhältnisse zuzuschreiben, daß der kluge jüdische Verstand nicht irre werden, die gegebenen Kräfte richtig abschätzen und keine Ziele stecken mag, die ganz außerhalb der persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten liegen. Sowie nur aber jenes Fortkommen, das nicht von bewußter Zielsetzung abhängt, sowie die Notwendigkeit in Betracht kommt, organisierende Kraft zu entwickeln, im normalen Verlaufe der Dinge mit automatischer Sicherheit Machtwerte aufzuschichten — da gelangt jene Unfähigkeit wieder zum Vorschein und es tritt bei Willensmangel Indolenz mit Verfall im Gefolge auf oder auf dem Wege des Willens ein Zug ins Sprunghafte und Zusammenhangslose, Abhängigkeit vom Augenblick. Und der berühmte praktische Sinn der Juden erweist sich in

den tatsächlichen Ergebnissen als weit hinter den Errungenschaften der Nichtjuden zurückstehend.

Wodurch wird nun aber diese innere Unzulänglichkeit des jüdischen Volkes, dieses sein Nichtkönnen, diese seine eigentliche, wahre Volksschuld, tragisch? Wo ist das strahlende Licht, das durch den schwarzen Schatten verdüstert wird? Wo ist die Größe, deren Fall ein Schmerz ist für alle, die mitfallen oder auch nur den Fall mitansehen?

Unser erster Gedanke gilt dem Willen, dem mächtigen jüdischen Willen. Das, was Chamberlain über ihn sagt, darf uns nicht irre machen. Gewiß, er kann zur Gefahr werden, aber er wird es, wie wir sahen, nur dort, wo er von schwanker Grundlage, mit verfehltem Inhalte zu „unmöglichen" Zielen sich erhebt. Aber es kann kein Zweifel sein, daß er unter anderen Voraussetzungen ein Aktivposten ersten Ranges sein kann. Und vor allem, an sich, als Kraft ist er nichts anderes als die ins Bewußtsein übersetzte gewaltige Lebenskraft des jüdischen Volkes — dieses Wunder der Wunder, vor dem wir uns alle beugen sollen in ehrfürchtigem Erschauern.

Und nun, ein solches Volk, mit solch unbändiger Dauerkraft, ein Lebensriese — und doch unfähig, in sein starkes Leben System zu bringen, und deshalb immer und immer wieder von Grauen vor sich selbst heimgesucht, von Assimilationsfiebern geschüttelt, in seiner Würde schlaff, im täglichen Leben mit allerlei peinlichstem Kleinkram der Seele belastet!... Kann es größere, schmerzlichere Tragik geben?

Dann wieder diese „Unmöglichkeit" selbst! Es wäre ja grundfalsch, sie einfach auf das Schuldkonto zu buchen. Wir haben ja gehört, daß sie an sich gar keine Unmöglichkeiten sind, vielmehr es erst dadurch werden, daß man mit ihnen eine Leere ausfüllen will, die sie nicht ausfüllen können. Die exzessive Rolle, die sie deshalb spielen müssen, weil der jüdischen Seele die Fähigkeit abgeht, das Leben selbst zu sichten und zu organisieren, kann weder ihre geistige und sittliche Bedeutung, noch das Verdienst des jüdischen Volkes selbst schmälern. Dessen eigenster, der größte Schade, zählt doch in diesem Belange nicht mit. Und der Schaden, der etwa sonst noch angerichtet wird — die billige

Phrase vom Zerstören ist eine alberne Übertreibung —, verschwindet gegenüber dem unermeßlichen Nutzen, den diese unerbittlichen Forderungen der Menschheit bringen. Nein, das jüdische Volk braucht sich seiner Ideen-Neigungen nicht zu schämen. Trotz seiner Verfehlungen, Sprünge und Voreiligkeiten, trotz des rasenden Galopps seines Willens, leistet es weltgeschichtliche Arbeit. Eine Art Menschheitsgewissens für soziale und ethische Architektur, sorgt es dafür, daß alle die vielfachen Völker- und Gruppenstile sich zuletzt doch wieder zu dem einen einzigen Menschheitsstil harmonisch vereinigen.

Und wieder all diesem unvergänglichen Ruhm gegenüber der Jammer innerer und äußerer Ohnmacht, der Fluch engen, allzuengen Alltags! Wieder offenbart sich Ewigkeit und Krämerdasein als die beiden Seiten der jüdischen Tragik.

Ob es da eine Flucht gibt? Wodurch die Schuld zu bannen wäre? Das sind Fragen, deren Beantwortung im Grunde weit über das Thema, das hier zur Behandlung steht, hinausführt. Nicht nur auf Zukunfts-, sondern auch auf Vergangenheitsspuren. Wir müßten vielleicht nach den in vorgeschichtlichen Verhältnissen unauffindbar begrabenen Urkeimen der jüdischen Schuld forschen, uns aber jedenfalls mit dem Entwicklungsgange dieser Schuld im geschichtlichen Altertum, der Vergeistlichung des jüdischen Volkes, eingehend bekannt machen. Dann könnten wir vielleicht, etwas wie einen wirklichen Anhaltspunkt zur Antwort gewinnen.

Ohne diese genaue Untersuchung bleibt uns nichts anderes übrig, als unsere Hoffnung zunächst auf die in den letzten Zeitläuften in verschiedenen Formen hervorgetreten Schuldmüdigkeit der Juden zu setzen; dann aber auch auf die Völkerschule, in der sie namentlich seit ihrem Eintritt in die europäische Zivilisationswelt doch etwas Selbstzucht und Selbstaufbau gelernt haben mögen; endlich darauf, daß sie mit ihrer unverwüstlichen Lebenskraft auch ihre tragische Schuld überleben werden.

SECHSTER TEIL

Die Juden und das Drama*)

I. Ohne Drama

Das Drama bezeichnet den Gipfelpunkt der Dichtkunst. So lautet eines jener Meist- und Mindesturteile, wie sie dem ungeduldigen Einschachtelungsbedürfnisse der gebildeten Menge eigen sind. Der geduldig forschende Geist liebt diese unzureichende und plumpe Art von Wertung nicht. Er weiß gar wohl, daß es keinen unbestrittenen Maßstab gibt — dieser wechselt ja nach der Beschaffenheit der zugrunde gelegten Schätzungseinheit — und daß für die Erklärung einer Erscheinung noch wenig getan ist, wenn man sie nur an irgendeinen Punkt irgendeiner Rangordnung stellt. Den Denkenden drängt es vielmehr, in die Fülle des eigentümlichen Wesens jeder Erscheinung einzudringen, zu zergliedern, zu beschreiben, zusammenzufassen, kurz, unabhängig von ihrem sehr unsicheren Tauschwert ihren inneren Wert auszuschöpfen.

Wer in dieser geistigen Verfassung an die Frage herantritt, warum die Hebräer kein Drama entwickelten, wird vor allem davor bewahrt bleiben, das Thema zugunsten eines andern zu verschieben, d. h. statt über die Frage selbst, über die antisemitischerseits behauptete Inferiorität der Juden zu sprechen. Und

*) Zuerst in „Die Welt" (1901), V. Jahrgang, Nr. 37, 39, 41 veröffentlicht, dann mit unwesentlichen Änderungen im Jahresbericht 1904 der „Lese- und Redehalle jüdischer Studenten in Wien" abgedruckt. Hier ist dieser zweite Abdruck benützt.

es wird dies nicht zum Schaden der Wahrheit ausfallen, die bei dieser Methode niemals zu kurz kommen kann.

Wir wissen, daß das Drama der alten Völker, wie z. B. das der Hellenen und Inder, aus religiösen Anfängen herausgewachsen ist. Vor versammeltem Volke wurden Stücke aus der Lebensgeschichte einer Gottheit oder Gesänge zu ihrem Preise vorgetragen. Mit der Zeit wuchs die Zahl der Mitwirkenden und kamen neue Stoffe hinzu. Alles das ist recht einfach und einleuchtend. Aber erklärt ist damit sehr wenig. Das zeigt gerade die Geschichte Israels am besten. Das hebräische Volk war doch sicherlich nicht arm an religiösen Handlungen, die, sollte man meinen, den Keim des Dramas in sich hätten entwickeln müssen. Schon in frühester Zeit, zumal aber, seit sich das Heiligtum in Jerusalem erhob. Ein glanzvoller Gottesdienst, der sich in einer bunten Reihe szenischer Handlungen abwickelte, großartige Aufzüge mit strenger Rollenverteilung, brausende Levitenchöre, lyrische Ergüsse zu dramatischer Wirknng steigernd! Und dennoch ging aus allen diesen Vorgängen kein hebräisches Drama hervor.

So muß es denn also, damit ein Volk dramatisch zeugungskräftig werde, auf etwas anderes ankommen, als auf die bloße Tatsache primitiver religiöser Veranstaltungen. Diese sind offenbar nur ein dem Zeugungsakte günstiges Milieu, der Keim selbst muß aus tieferen psychologischen Notwendigkeiten kommen, die die religiöse Art selbst bedingen und ihrerseits wieder auf irgendwelche Endursachen materieller Natur zurückzuführen sein werden. Das geht auch aus einer anderen Betrachtung hervor. Wenn wir nämlich das Drama der m o d e r n e n Kulturnationen hinsichtlich seiner Entstehung ins Auge fassen, so spielen bei dieser religiösmelodramatische Urvorgänge überhaupt keine Rolle. Es gilt dies für die sogenannten geistlichen Stücke nicht minder als für weltlichen. Hier wurde das Drama von den klassischen Völker übernommen, wobei man sich aber hüten muß, der Übernahme selbst zeugende Kraft zuzuschreiben. Sie ist wieder nichts anderes als die günstige Gelegenheit der Zeugung. Die Zeugungsfähigkeit selbst aber konnte ebensowenig übertragen und übernommen, als durch religiöse Veranstaltungen aus dem Nichts geschaffen werden. Sie mußte vielmehr in beiden Fällen, sowohl für das

neue als das alte Drama auf bestimmten seelischen Voraussetzungen beruhen.

Nun ist im Grunde die Kunst überhaupt nichts anderes als eine Form des Lebensgenusses. Demnach hat jede Gesellschaft die Kunst, welche die ihr eigentümlichen Kunstgelüste befriedigt. Und die Künstler sind nur die von der Gesellschaft selbst hervorgebrachten Organe zur Befriedigung dieser Lusttriebe. Auf unseren Fall angewendet: Nur jene Gesellschaft bringt Drama und Dramatiker hervor, die kraft ihrer seelischen Eigenart auf die aus dem Drama sich ergebenden Lustempfindungen erpicht ist. Diese besondere Art von Lustempfindungen gilt es zu bestimmen. Das kann nicht so schwer sein. Dazu bedarf es keines hilfswissenschaftlichen Apparates. Es genügt einfach die Erkenntnis dessen, was für das Wesen des Dramas entscheidend und unterscheidend ist. Dies ist aber — bisher unbestrittenermaßen — die „Handlung", d. h. das unmittelbare Abrollen menschlicher Lebensbeispiele. Ein Volk, in welchem eine starke Freude am unmittelbaren Leben wohnt, eine so starke Freude, daß sie die Lust am Begrübeln, am Beschreiben, am Bejubeln und Beklagen des Lebens übersteigt — ein solches Volk wird nicht eher ruhen, als bis es sich neben dem Epos und dem Liede ein Drama geschaffen hat. Alles Leben zu trinken — künstliches und künstlerisches neben dem natürlichen und alltäglichen.

So kamen die Hellenen und Inder zu ihrem Drama. Die Hebräer aber kannten dieses wollüstige Sichversenken ins unmittelbare Leben nicht. Im Gegenteil, sie hatten eine Art lüsternen Verlangens, vom Luftschiff ihrer Gedanken und Empfindungen auf das Leben herabzusehen. Wenn große kosmische Tragödien, wo Welten und Ewigkeiten aufeinander platzen, überhaupt denkbar wären, daun hätten vielleicht auch die Hebräer ein Drama geschaffen. Aber das menschliche Leben, das sie tief unter sich sahen und das für sie eben nur den mystischen Reiz der fernen sinnenden Beobachtung hatte — das konnte keine dramatischen Keime in ihre, Begeisterungen sonst so zugänglichen Seelen pflanzen.

Warum die hebräische Volksseele so geworden ist? Kein Zweifel, daß irgendwelche materielle Verhältnisse sie so gestaltet

haben. Vielleicht liegen diese — ob Rassen- oder ökonomische Momente oder beides zusammen — in uralter vorgeschichtlicher Zeit und sind in gleicher Weise für die künstlerischen Anlagen der übrigen Vorderasiaten und der Ägypter, die ja auch kein Drama haben, maßgebend geworden. Vielleicht sind sie jüngeren Datums. Es ist ja möglich, daß diese hebräische Unfähigkeit zur Lebensexstase Wirkung und vererbte Nachwirkung der ägyptischen Sklaverei war. Gegen beide Vermutungen sprechen allerdings, als ein sehr gewichtiges Bedenken, die Schicksale des hebräischen Volkes vom Augenblicke der Landnahme ab. Diese vielen Jahrhunderte eines freien, ziemlich derben und kriegerischen und dabei doch durch ein Ideal über den ewigen Alltag emporgehobenen Daseins hätten doch hinreichen müssen, um die Erbschaft aus vorgeschichtlicher oder ägyptischer Zeit, wenn nicht ganz zu tilgen, so doch durch eine entgegengesetzte Entwicklungstendenz wettzumachen. Es ist daher auch ganz und gar nicht ausgeschlossen, daß sich in jenen Zeiten geradezu Keime dramatischer Dichtung gebildet haben, die erst später wieder, zusammen mit einer gewiß hochausgebildeten weltlichen Epik und Lyrik, so gründlich vernichtet wurden, daß sie selbst aus dem Gedächtnisse des Volkes schwanden. Ist diese beispiellose Poesie-Sintflut Tatsache, dann kann sie nur auf eine Neuerstarkung des Hanges zum Über-dem-Leben-schweben zurückzuführen sein. Was aber diesen großen geistigen Rückschwung herbeigeführt hat? Um diese Frage erschöpfend zu beantworten, dazu fehlen uns die Anhaltspunkte. Die wachsende moralische Macht des Prophetentums gegenüber dem König- und Priestertum ist ein Fingerzeig, mehr aber nicht. Denn auch sie ruft wieder nach einer Erklärung. Vielleicht walten hier wirtschaftliche Mitursachen, die wir heute nicht mehr erkennen können, vor. Wenn aber nicht? Nun, dann hätten wir es wirklich mit dem Spätlingssiege einer ererbten und nur zeitweilig verdunkelten Anlage zu tun. Die letzten Gründe, warum die Hebräer kein Drama entwickeln konnten, lägen dann doch im grauesten, unzugänglichsten Altertum.

Und heute? Wirken diese mehr oder weniger alten Gründe noch fort oder nicht? Ist die alte Leidenschaft der Hebräer, das Leben zu übersehen — dieses Wort in seinen beiden Bedeutungen

genommen —, noch wach oder hat sie der Lebensunmittelbarkeit Platz gemacht? Bevor wir darangehen, den geschehenen Umschwung durch den Hinweis auf das neue jüdische Drama zu konstatieren, müssen wir die Frage erörtern, wie und wann es zu diesem erstaunlichen Umschwunge kommen konnte.

Zu diesem Zwecke ist es vor allem erforderlich, daß wir uns klar werden, welche seelische Veranlagung, die der Hebräer oder die der Hellenen, Inder usw. die ursprünglichere ist. Die Frage darf nicht mit einer andern verwechselt werden, nämlich der, was früher da war, Epos und Lyrik oder Drama. Nicht darum handelt es sich, welche dieser Kunstformen bei einem Volke, das sie alle aufweist, zuerst auftritt, sondern ob Fähigkeit oder Unfähigkeit zum Drama die Priorität in der Menschennatur haben. Und in diesem Sinne muß die Frage sicherlich zugunsten der Fähigkeit bejaht werden. Die hebräische Weise des mittelbaren Lebens- und Kunstgenießens erscheint als eine Abartung. Damit soll sie aber weder als Entartung gebrandmarkt noch als Vervollkommnung gepriesen werden. Wir konstatieren einfach die Entstehung einer Spezies, die sich nun selbst weiter entwickelt, aber auch selbstverständlich ganz und gar nicht imstande ist, dem älteren allgemeinen Typus seine spezifische Entwicklung zu nehmen. Im Gegenteil, sie muß froh sein, wenn sie sich ihm gegenüber behauptet. Nur solange ihre Vereinsamung währt, kann sie als Eigenart bestehen bleiben und sich noch weiter ausbilden. Hört aber einmal diese Abgeschlossenheit auf, dann hat nach einem unerbittlichen Gesetze der Natur ihre Stunde geschlagen und sie verliert sich wieder, allmälig im allgemeinen Typus vereinigt.

Gerade dieser Fall aber ist nun wirklich eingetreten oder ist, genauer gesagt, gegenwärtig im Eintreten begriffen. Es ist etwas geschehen, was der jahrhundertlangen Inzucht der Spezies mit einer Macht entgegenwirkte, der gegenüber sie zuletzt versagen mußte. Eigentlich geschah es in zwei zeitlich und inhaltlich weit voneinander abstehenden Akten. Der erste war die Zerstreuung der Juden über den Erdball. Er schuf nur die Voraussetzung künftiger Überwindung der Spezies. Diese Überwindung selbst ward erst möglich, als sich im Anschluße an die großen gedanklichen, politischen und sozialen Umwälzungen derlnetzten

Jahrhunderte eine internationale Zivilisation zu bilden begann, in der mehr und mehr, ob anerkannt und gelitten oder nicht, auch die Juden ihren Platz einnehmen. In diesem von gewaltigen Entwicklungstatsachen zusammengehaltenen Ringe brauchen sie wohl ebensowenig wie die andern Völker ihre Nationalität einzubüßen, müssen sie aber Stück für Stück von ihren sonderbar abgearteten Lustempfindungen gegenüber Leben und Kunst abgeben. Plötzlich wieder durch tausend Bande mit der übrigen Welt vermählt, die in ursprünglicher, wenn auch mittlerweile verfeinerter Menschenweise Leben trinkt — müssen sie von ihrem ebenso langen als interessanten Ausfluge in das Land des Über-dem-Leben-Schwebens in das Land der Lebensunmittelbarkeit zurückkehren. Und so werden sie fähig, Dramen zu genießen und zu schaffen.

II. Das deutsch-jűdische Milieudrama

Sicherlich sind nicht alle Juden in den Ring der internationalen Zivilisation eingetreten. Doch vielleicht weit mehr, als sich so mancher träumen läßt — darauf kommen wir nächstens zurück —, und jedenfalls jener Zweig des jüdischen Volkes, der in West- und Mitteleuropa und in den europäischen überseeischen Kolonien heimisch ist und sich sprachlich an die verschiedenen europäischen Völker, zumeist an die Deutschen, angeschlossen hat. Mit der dramatischen Dichtung dieses Zweiges wollen wir uns daher zuerst befassen. Dabei wollen wir uns auf die ohnehin ausschlaggebenden deutschen Juden beschränken.

Es ist vor allem selbstverständlich, daß, so plötzlich auch die jüdischen Dramatiker deutscher Zunge auftraten, dennoch Zeit genug für einige Entwicklung blieb. Diese war durch zwei Momente gegeben: Durch die Entwicklung des deutschen Dramas selbst und durch die Art und Geschichte des deutschjüdischen Elementes. In erster Beziehung muß vor allem hervorgehoben werden, daß die ersten dramatischen Versuche deutscher Juden in die Ära der Epigonen fallen. So kam es, daß sie die Spuren gleichzeitig von Kindheits- und Altersschwäche an sich tragen. Man denke an Mosenthal. Aber als die Zeit der marklosen Nach-

treter vorüber war und, allerdings nicht ohne Anregung aus der Fremde, ein stärkeres deutsches Drama neuer Prägung entstand, da gingen auch die Dichter jüdischen Stammes mit ein in die neue Zeit — manche von ihnen sogar in den ersten Reihen.

Sie hatten damals keine Ahnung und haben sie wohl auch jetzt noch nicht, daß damit ihr Werdegang auch nach einer anderen Richtung entschieden ward. Das neue Kraft- und Wahrheitsregime mußte ihre jüdische Eigenart, die in der allgemeinen Ausdruckslosigkeit der Klassiker fast gar nicht zum Ausdruck gekommen war, schärfer herausmeißeln. Es wäre eine ebenso interessante als lohnende Arbeit, diesen jüdischen Charakterzügen in den Werken deutschjüdischer Dramatiker nachzugehen, d. h. im einzelnen aufzuweisen, wie Schnitzler, Langmann, Jakobowsky usw. den jüdischen Bestandteil ihres Wesens in ihren Stücken nicht verleugnen konnten. Aber es ist dies fürs erste kein so einfaches Beginnen. Schillernde Unterscheidungen, die nur ein rasch zerfließendes Wortleben führen, ließen sich ja leicht vorbringen. Der dazu gehörige geistreichelnde Feuilletonstil ist bald getroffen. Allein gewissenhafterweise darf an eine außerordentlich schwierige Aufgabe wie diese nicht so en passant gegangen werden. Sie gehört ja, strenge genommen, gar nicht zum heutigen Thema.

Nicht darum handelt es sich gegenwärtig, festzustellen, woran der jüdische Kunsttypus der deutschjüdischen Dramatiker zu erkennen ist. Auch nicht einmal darum, daß wir, ohne uns um das Wie zu kümmern, von dem tatsächlichen Bestande dieses Typus überzeugt sein können. Wozu es übrigens keiner schweren Vorarbeit bedarf, da es von selber einleuchtet. Man braucht sich nur zwei Dinge vor Augen zu halten und in Verbindung zu bringen: Zunächst, daß die Juden überhaupt eine Eigenart darstellen, und dann, daß sie endlich die Fähigkeit erlangt haben, Dramen zu schreiben. Das erste eine alte Tatsache, an der kein Ernstzunehmender welcher Gesinnung immer mehr zweifelt, das zweite ein neues und großes Ereignis in der Entwicklung des jüdischen Geistes! Von diesem neuen und großen Ereignis aber müssen wir ausgehen, um auf geradem Gedanken- und Entwicklungswege zu einem zweiten, ebenso neuen, minder großen,

aber hinlänglich bedeutenden Ereignis zu gelangen. Es vollzog sich in jenem Augenblicke, in dem ein deutsch-jüdischer Dramatiker zum erstenmale in bewußte Beziehung zum Judentum trat, wir erlebten es in Georg H i r s c h f e l d, dem Schöpfer des jüdischen Milieudramas in deutscher Sprache.

Das Wort Mileudrama soll hier nicht im strengsten Klassifizierungssinne gemeint sein. Der Nachdruck liegt auf dem vorhergehenden „jüdisch", die Bedeutung in der Aus-der-Art-Geschlagenheit des Dichters, der sich für seine Stücke jüdische Milieus wählt. Man erinnere sich nur, daß es den Juden nie leicht gemacht wurde, Anerkennung als deutsche Dichter zu finden. Was Wunder, daß sie, die außer in den obligaten Künstlerkreisen meist nur in jüdischen Bürgerkreisen verkehrten, es doch vorzogen, christlich-germanische Milieus auf die Bühne zu bringen? Es braucht da nicht gleich bewußte Fälschung vorzuliegen. Der Selbsterhaltungstrieb ist im Spiel — unterstützt von ererbten Anschauungen. Ob ein „christlicher" oder „mosaischer" Kaufmann, Professor oder sonst was — ist ja in der Sache gleich. Warum also nicht christliche Namen ins Personenverzeichnis setzen, da sie nun einmal hübscher, allgemeiner und — unverdächtiger sind.

Über diese immerhin recht bequeme Künstlermoral erhob sich Hirschfeld. Aus welchen Trieben heraus?

Täuschen wir uns nicht! Mit Gesinnung oder gar Tendenz hat seine Milieuwahl kaum was zu tun. Ja, es ist sogar warscheinlich, daß er sichs strenge verbitten würde, wollte man daraus irgendwie zweifelnde Rückschlüsse auf seine Deutschheit ziehen. Gewiß ist für ihn in erster Linie nichts anderes entscheidend, als sein besonders entwickelter Wahrheitsdrang. Das Milieu, das er kennt, das er mit seinem feinen, tief humorvollen Blick täglich und stündlich beobachtet, das wählt er am liebsten, das zu wählen ist ihm Bedürfnis. Davon können ihn alle Angriffe der Kritik nich abbringen. Hirnrissige Antisemiten nehmen ihm seine sympatischen Juden übel, diese gütig-geduldigen, weisen Menschen, über welchen es wie Abendsonne schwebt, oder den jungen Goldner, diese glühende, wahrheitsfanatische Prophetennatur. Es schiert ihn nicht. Überschnappte Überjuden, Schmöcke

oder sonst was von Beruf, verargen ihm die wunderbare, übrigens nichts weniger als gehässige Zeichnung des eklen und hohlen jüdischen Handels- und Börsenpöbels. Ihr Ärger läßt ihn kalt. Ehrliche Kritiker, die sonst ganz gereimte Ansichten zu äußern pflegen, aber wild werden, wenn irgendwo ein Schimmer jüdischer Besonderheit auftaucht, da doch in ihrem hundertjährigen Kalender der Judenart ewiger Neumond vorausgesagt ist, können sich nicht genug über seine Milieuart überhaupt entsetzen. Auch sie rühren ihn nicht. Er bleibt der Alte, mag ihm auch so ein neunmal weiser, aber das zehntemal törichter Kritiker mit dem Verluste des deutschen Dichterdiploms drohen, wie das tatsächlich vorgekommen ist. Instinktiv empfindet er: Erstens, der künstlerische Wert eines Stückes ist unabhängig vom Milieu, in dem es spielt. Zweitens, das deutsche Volk hat von Geschichts- und Kulturwegen die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, sich auch das in seiner Mitte wohnende bedeutende jüdische Volkselement im Drama vorführen zu lassen, und zwar in geraden und echten Bildern, nicht bloß, wie es das Auge germanischer Dichter zu sehen pflegt, in schiefen und falschen. Endlich drittens, der jüdische Stamm, soweit er unter Deutschen lebt, dieser gestaltenreiche, lebensvolle, schicksalsdurchwühlte Volkszweig, hat ein Recht darauf, durch Dichter aus seinen eigenen Reihen sich auch im Drama leben zu sehen.

Ja, auch für diesen letzten Punkt, für dieses Recht der Juden selbst, dürfte Hirschfeld Empfindung haben — eine instinktive Empfindung, die bei seiner Milieuwahl mitwirkt. Ob auch seine Erkenntnis dabei beteiligt ist oder nicht, ist gleichgültig. Wie er sich selbst erklärt, wenn er's überhaupt tut, bekümmert uns hier nicht. Hauptsache ist, wie w i r ihn auffassen, die wir nicht in seiner Individualität befangen sind, sondern in ihm auch das geschichtlich eingeschmiedete Glied einer Entwicklungskette sehen. Und Hauptursache ist weiter, wie wir über ihn hinausdenken können, d. h. wie wir uns die Zukunftsglieder der Entwicklungskette vorzustellen haben.

Es ist kein Grund vorhanden, warum wir uns für das jüdische Milieudrama in deutscher Sprache nicht noch viel sollten versprechen dürfen. Ein Stamm, der gleich nach seinem Eintritt

in die dramatische Produktion Begabungen, wie z. B. die Schnitzlers und Hirschfelds, hervorbringt, kann von dem weiteren Verlaufe der Dinge recht viel erwarten. Die dramatischen Anlagen werden sich ja sicherlich umsomehr vertiefen, je mehr die mehrtausendjährige Ohne-Drama-Tradition in den jüdischen Dichterseelen verblaßt. Dann werden sich wohl dem jüdischen Milieu Dramatiker von noch ganz anderem Kaliber zuwenden. Ebenso werden immer neue Schichten der jüdischen Bevölkerung als Drama-Milieus herangezogen werden. Aber alles das dürfte auch alles sein. Eine Entwicklung um einen gewissen Punkt herum, keine zu neuen Punkten! Insbesondere wird wohl niemals der Schritt vom deutsch-jüdischen Milieudrama zum jüdischen Drama schlechthin getan werden. Zu einem Drama nämlich, das Lebensbeispiele aus einem streng abgegrenzten, selbständigen, nicht aus einem grenzenunsicheren, abhängigen Kulturkreise bringt. Nie wird ein deutsch-jüdischer Dramatiker imstande sein, uns ein Werk zu schenken, von dem man wird sagen können, daß es ganz jüdisch ist. Auch wenn er uns bloß Juden und Jüdinnen vorführen wird, selbst in etwaigen historischen Dramen, wird er es nie fertig bringen. Stets wird sein Stück auf dem Boden eines germanisch-jüdischen Zwischenreiches stehen, weil er selbst stets darauf stehen wird. Dafür sorgt das Verhältnis zwischen Deutschen und Juden, das stets ein Neben-, An- und Miteinander ist, ohne auch nur einen Augenblick lang ein Ineinander oder ein Auseinander zu sein. Dafür sorgt auch — die deutsche Sprache.

Unnötig, sich darüber zu freuen oder darüber zu klagen. Das Werden kultureller Werte richtet sich nicht nach unseren Wünschen, sondern nach den tatsächlichen Voraussetzungen. Und diese stecken der jüdischen Dramatik in deutschen Landen das Milieudrama als äußerstes Ziel. Über dieses hinaus kann nur jener (größte) Teil des jüdischen Volkes gelangen, der eine festgefügte, in sich selbst ruhende Individualität vorstellt und seine eigene Sprache spricht.

III. Die jüdischsprechenden Juden und ihre Bühne

Nichts ist falscher, als die Gruppe, die zumindest vier Fünfteile des jüdischen Volkes umfaßt, ihren besonderen Kulturwert

in ihrem Stammsitz, dem slawischen Osteuropa herausgebildet hat, sie eben aber auch nach anderen Ländern und Weltteilen zu tragen beginnt, — mit der Gruppe der orientalischen Juden in einen Topf zu werfen. Der Fehler ist ungefähr — aber auch nur ungefähr — derselbe, wie wenn man den Russen und Polen selbst ihr Europäertum abspricht und sie den Asiaten zuzählt. So wie die Ostslawen ein lebendiges Glied der europäischen Kulturmenschheit darstellen, die durch sie um Werte, Ideale, Methoden, Persönlichkeiten mächtig bereichert wird, so wie sie jenes gärende Vorwärts- nnd Aufwärtswollen in sich tragen, das sie von den Asiaten unterscheidet und sie als Europäer qualifiziert — so ähnlich ist es mit den Juden, die unter ihnen wohnen. Nicht darauf kommt es an, daß jene in ihren Staatseinrichtungen und ihrem Kirchenwesen, diese in ihren Ghettis, ihren Bethäusern und Schulen, — altorientalische Elemente mit sich schleppen, sondern darauf, daß beiden das Hinausstreben aus alten zu immer neuen Dingen und Formen, das ewige Neuorganisieren und An-sich-Bessern eigen ist. Wer das speziell von den Juden aus dem slawischen Osteuropa nicht glauben mag, der sehe sie sich doch genauer an, wie sie auf allen Gebieten den heimlichen Orientalen, der in ihnen wie übrigens noch in allen anderen europäischen Völkern steckt, immer mehr zusammendrücken, wie sie die Ketten des Aberglaubens brechen, wie sie sich über die Schranken primitiver Wirtschaftsformen hinwegsetzen, wie sie ein arbeitendes und kämpfendes Proletariat herausbilden, endlich welch gewaltiger Drang nach einer Kultursprache in ihnen lebt. Da winden sich die einen zum Deutschen, Russischen oder Polnischen durch; da schaffen sich andere vor unsere erstaunten Augen im Hebräischen ein elastisches Schriftidiom, wie es der moderne Mensch braucht. Da klimmt endlich, was das Großartigste ist, die angestammte Massenmundart, das „Jüdische", stetig, aber gar nicht langsam zur europäischen Kuitursprache empor.

Dem Jüdischen wird viel Unrecht getan. Von zwei Fronten her wird es gehöhnt. Auf der einen Seite von vielen Anhängern des Hebräischen, auf der anderen von den westeuropäischen Juden. Von den letzteren darf dies nicht wundernehmen. Sie, die

von dem Wesen dieser Sprache im Grunde keine Ahnung haben, die zwischen ihr und dem rückständigen Gemauschel, das unter ihnen selbst noch herumspukt, nicht zu unterscheiden wissen, können ja nicht anders. Aber woher der Widerwille der anderen?

„Jüdisch“ soll eine fremde Sprache sein. Ist sie das wirklich? Nur gegenwartsscheue, vergangenheitslüsterne Romantik kann es behaupten. Was ist denn „Jüdisch“ anderes, als das geradezu klassische Produkt des härtesten Individualitätskampfes, als der lebendgewordene wunderbare Widerstand der jüdischen Volksseele gegen ihre Verdeutschung. Was ist deutsch am Jüdischen? Im Grunde nichts als ein großer, sagen wir der größte Teil seines Vokabelschatzes. Aber auch der nur scheinbar. Denn wie ist doch jedes einzelne Wort entdeutscht, umgeprägt, umbeseelt, möchte man sagen, Bruder geworden den Wörtern hebräischer Abkunft, die auch nicht mehr hebräisch, sondern jüdisch sind.

Doch das Jüdische ist ein Ghettokind, ohne Adel. Man höre nur seine Mißtönigkeit, dieses holperige Ächzen und Krächzen... Ob bei solchen Klangurteilen nicht doch ein subjektives Empfinden die Hauptrolle spielt, das stark von vorgefaßten Meinungen oder von einer gewissen Angst vor fremden, ungewohnten, leicht aburteilenden Ohren beeinflußt ist! Und wenn auch nicht! Zugegeben, daß heute der Sprache noch die Anmut fehlt, muß es für alle Zeiten so bleiben? Und liegt denn wirklich aller Adel einer Sprache nur im Wohllaut? Gewiß nicht, ebensowenig wie in der Herkunft. Man sehe sich das Englische an. Hier ist innerer und persönlicher Adel. Solchem aber strebt auch das Jüdische zu, durch seinen Reichtum an Sprachquellen, durch seine innere geistige Einheit, durch seine allmähliche Anpassung an die geistigen Notwendigkeiten der europäischen Zivilisation, durch seinen unmittelbaren innigen Zusammenhang mit dem Leben und Treiben, dem Schaffen, dem Ahnen und Wollen des Volkes, der Massen des Volkes.

Doch wozu eigentlich das alles? Kann doch keine ästhetische Kritik und kein romantisches Bedauern die Tatsache aus der Welt schaffen, daß das Jüdische von Tag zu Tag an europäisch-zivilisatorischer Lebendigkeit und Biegsamkeit gewinnt. Von dieser Tatsache, einem der strahlendsten Beweise des Eintrittes der

jüdisch-sprechenden Juden in den Ring der internationalen Zivilisation, gingen wir aus, und kehren nun zu ihr zurück als der notwendigen Voraussetzung der jüdischen Dramatik.

Auf allen anderen Gebieten der Literatur ist die hebräische Sprache nicht hinter der jüdischen zurückgeblieben. Ja, im wissenschaftlichen Schrifttum steht sie sogar berghoch über ihr. Sozusagen mit Jugendbeinen klettert die Uralte den Felsen der Begriffe und Definitionen bis zu seinen allerjüngsten Gipfeln empor, während das junge Jüdisch noch zaghaft und wegschwach an den untersten Abhängen klebt. Auch in der Publizistik kann noch ein Vorsprung des dieser allermodernsten Aufgabe übrigens durchaus gewachsenen Hebräisch angenommen werden. Völlig umgekehrt aber hat sich aber das Verhältnis auf dem Boden des Dramas. Wie sollte auch ein hebräisches Drama gedeihen, da doch dem Hebräischen die Bühne versagt ist?

Nun aber ist die Bühne nicht etwa eine bloß mechanische Voraussetzung, die ein vom Drama gesondertes Leben führt. Auf den ersten Blick könnte man es leicht glauben, zumal wenn man sich an den geläufigen Gegenstz zwischen Theatralischem und Dramatischem und daran erinnert, wie oft auf den feinsten Brettern und von den tüchtigsten Schauspielern dramaähnliche Albernheiten gegeben werden. Und doch ist dem nicht so. Vielmehr ist die Bühne ebenso ein Produkt dramatischer Grundbefähigung eines Volkes, wie das Drama selbst, nur das zeitlich früher entstandene und minder entwickelte. Der dramatische Keim geht nämlich, wie wir sahen, in der Seele des Volkes auf, wenn es Lust nach mehr Leben als dem wirklichen bekommt. Dann zimmert es sich Bühnen, um sich selbstgeschaffenes Extraleben darauf vorzuführen. Dieses Extraleben ist fürs erste nur ein künstliches und erdichtetes. Mit der Zeit erst wird es auch ein künstlerisches und gedichtetes, wird aus dem Spielgenuß ein Kunstgenuß, aus dem Bühnenstück ein Drama. Hält man sich diese Stellung der Bühne in der Geschichte des Dramas vor Augen, dann wird man ruhig die Tatsache konstatieren können, daß alles, was von jüdischen Theaterstücken existiert, auf den Namen dramatischer Dichtungen kaum Anspruch erheben darf, und wird doch zugeben müssen, daß der Grund zu einem jüdischen Drama gelegt ist.

Die dramatische Produktion in jüdischer Sprache floß bisher fast ausschließlich aus der Feder eines einzigen Mannes, Abraham Goldfadens. Er hat eine ganze Reihe von Stücken geschrieben, deren Stoffe er aus der Bibel und jüdischen Geschichte, sowie aus dem Gegenwartsleben der jüdischsprechenden Judeu nahm. Es ist nun beim besten Willen nicht möglich, den Werken dieses Mannes einen dichterischen, dramatischen Wert beizumessen. Am allerwenigsten seinen geschichtlichen Stücken. Wir finden da von historischer Milieuzeichnung keine Spur, dafür aber ein unerträgliches, romantisch-tendenziöses, hohles Pathos. Doppelt unerträglich, weil keine Sprache der Welt für die Mätzchen der Romantik unbrauchbarer ist als die jüdische. Die hebräische eignet sich doch wenigstens als Ausdrucksmittel für das auf religiösem Gebiete sich auslebende, reiche, echte Pathos der Juden; die jüdische hierfür nur in beschränktem Maße, ganz gewiß aber nicht für ein Talmipathos. In der Atmosphäre, in der sich das Jüdische bildete, gab es ja auch nicht die Spur irgend einer geschichtlichen Gloire, die zu verhimmeln wäre, und so blieb es eine dunstfreie, urwüchsige, drastische, tief humorvolle Sprache, in der jede Geschwollenheit und Getragenheit geradezu komisch wirkt. Darum reizen ja auch die Gespreiztheiten der historischen Stücke Goldfadens zum Lachen, und zwar nicht bloß deutsch-jüdische Zuhörer — für die es ja zum Lachen genügt, daß Heldenrollen „gemauschelt“ werden, manchmal auch schon, daß man ihnen „jüdische Helden“ glaubhaft machen will — sondern auch das jüdischsprechende Publikum. Es ist ein verlegenes Lachen. Die Leute fühlen die Maskerade, das Unorganische, den inneren Widerspruch dieser Tiraden zu ihrem Leben und ihrer Sprache. Wie ganz anders brüllen sie auf, wenn sich Goldfaden selbst ins Gesicht schlägt, indem er mitten in das pathetisch-tragische Gerassel die Witze seiner gut- und bösartigen Schalke hineinwirft. Diese packenden, schneidigen und doch so verständnisvollen und gutmütigen Späße — die übrigens für uns kritische Genießer etwas Shakespearesches hätten, wenn sie nicht in ein pathetisches Schemenheldentum, sondern in wirklich große und tragische Menschenschicksale hineinpoltern würden — fühlt das Volk als Geist von seinem Geiste. Natürlich sind damit

auch die Gegenwartsstücke reichlich gespickt. Diese selbst überragen übrigens die historischen Stücke nur um weniges. Fehlt ihnen auch der romantisch-tendenziöse Anreiz zur Überschwänglichkeit, zum hohlen Phatos, so treten dafür in ihnen die Hauptgebrechen der Goldfadenschen Bühnenwerke um so greller hervor. Diese sind, um es kurz zu sagen: Der Mangel jedweder Motivierung des fortschreitenden und des Endgeschehens und das Fehlen jeglicher, echter, lebenspiegelnder Handlung,

Damit ist nun freilich Goldfaden als Dramatiker gerichtet, doch seine Bedeutung für die jüdische Bühne und die Bedeutung dieser selbst ist damit nicht aufgehoben. Wir erkennen das am besten, wenn wir sehen, womit er die groben Lücken seines Talentes auszufüllen sucht. Für die Tatenmotivierung bietet er uns nur eine nicht üble, humorvolle Zeichnung der einzelnen Gestalten. Und statt einer sinnvollen Handlungsweise führt er uns bewegungsvolle Vorgänge vor. Die Bewegung vermehrt er durch musikalische Beigaben. Jedes seiner Werke ist ein sogenanntes „Volksstück mit Gesang und Tanz“. Durch alles das aber zeigt er, daß er diejenigen Anlagen besitzt, die ein Mann haben muß, welcher Stücke für ein Volk, wie das jüdischsprechende, schreibt, das noch in der Periode der vordramatischen Bühne, in dieser aber allen Ernstes steht.

Man darf nämlich nicht glauben, daß Goldfaden eine zufällige Erscheinung ist, die mit dem Volke, aus dem sie hervorging, nichts zu tun hat. Es ist ja richtig, Goldfaden ist ein Mensch, der sehr viel Sinn hat für theatralische Wirkung im allgemeinen, sowie für die Hilfswirkungen der szenischen Gruppierung und des musikalischen Rhythmus, und demgemäß auch kein schlechter Regisseur zu sein scheint, der über ein bewunderungswürdiges Maß von Hingebung, Ausdauer und Energie verfügt, der in alle Zentren jüdischsprechender Juden kam, um überall sein eigener Apostel zu sein. Das alles ist richtig, und doch ist er das nicht durch sich allein, sondern als Verkörperung des für die Bühne reif gewordenen Volkswillens. Sonst könnte er nicht als einzelner alles sein wollen, sonst würden sich nicht immer neue jüdische Theater im Osten und im äußersten Westen erheben, an denen Hunderte von Schauspielern, oft Künstler

ersten Ranges, wirken, sonst würden auch nicht die Massen schon jahrzehntelang Abend für Abend hinströmen, um dort ihr schönstes Vergnügen zu finden, und seine Lieder und Couplets in Text und Melodie hinaustragen — in das Alltagsleben als Sang- und Sprachgut ihres Millionenvolkes.

Die Masse der jüdischsprechenden Juden — nicht eine einzelne noch so unternehmungslustige Person — ist es also, die eine jüdische Bühne will. Darum darf aber auch mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß diese Masse über kurz oder lang auch nach einem Drama verlangen, einen Dramenschöpfer schaffen wird. Dafür spricht einigermaßen schon der Umstand, daß es ja Kunst in jüdischer Sprache, wenn auch nur lyrische und epische, schon gibt. Weit mehr spricht dafür, daß auch die deutschen Juden z. B. — übrigens durch ihren Anschluß an die Deutschen eines vordramatischen Bühnenstadiums enthoben — so reiche echt dramatische Begabungen hervorbrachten. Am beweiskräftigsten jedoch ist der Umstand, daß sich bisher — in der Urzeit sowohl als in letztvergangener Zeit — noch immer aus vordramatischen dramatische Bühnen entwickelt haben.

Darin aber, daß diese Entwicklung so hochwahrscheinlich, so fast sicher ist, liegt vom jüdischen Kulturstandpunkte der gewaltige Vorrang der jüdischen Dramenvor- und -anläufe vor den deutsch-jüdischen Dramen. „Agnes Jordan“ mag ein Kunstwerk, „Di kaprizne mojd“ ein Machwerk sein — dennoch ist das deutsch-jüdische Milieudrama verdammt, ein Vasall des deutschen Dramas zu bleiben, während die jüdische Bühne ein neues, selbständiges jüdisches Drama zu schaffen berufen ist.

Zur Frage des jüdischen Theaters

Herbst 1910.

Daß die Hebräer des Altertums und die Juden des Mittelalters kein Drama besaßen, ist wahr. Und ebenso wahr ist, daß sie trotzdem ein Volk von hoher geistiger Schöpfer- und später Erhalterkraft waren.

Daraus folgt aber nicht, daß sie sich auch für die Zukunft ohne Drama bescheiden müssen und daß sie ihren geistigen Rang ohne Drama werden behaupten können.

Weil die Hebräer zu den Lehrmeistern des sozialen Ethos gehörten und vielleicht noch in ihrer heutigen Gestalt mit diesem Berufe zu tun haben — deshalb sollten sie auf einem Gebiete der Kunst, auf dem fast alle modernen Völker Schüler waren, nicht auch Schüler sein dürfen? Sie sollten freiwillig auf ein Reich verzichten, in welchem Mensch und Volk so viel zu holen haben, vor allem das Gleichgewicht der Seele und ein feines, anschauliches Bild der eigenen Persönlichkeit?

Speziell sie sollten es tun, die nichts dringender brauchen, als gerade das? Sie, die im Vorrufe stehen, nicht Maß und Haltung zu können? Sie, die sich selber nur im Idole und in der Karrikatur zu sehen pflegen?

Doch wie — wenn sie vielleicht wirklich keine Anlagen besitzen, wenn ihnen etwa das Undramatische im Blute steckt?

Ja, aber wovon sprechen wir denn eigentlich, vom Theater oder vom Drama? Das sind doch nicht dieselben Sachen. Gewiß

nicht. Denn wenn die meisten Schauspieler keine Bühnendichter sind und die meisten Bühnendichter keine Schauspieler, so folgt doch daraus, daß wir es hier mit zwei Begabungen zu tun haben. Aber doch mit Begabungen, die einer Eignung der Gesamtheitsseele die Möglichkeit ihres Daseins verdanken: Der Kraft, das Leben zu erschauen und wiederzuspiegeln. Und was den Schauspieler hinter den Bühnendichter rangiert, ist nur der Mangel sozusagen philosopischer Durchdringung seines Weltbildes und infolgedessen seine praktische Abhängigkeit vom Dichter. Für die Kraft des Schauens selbst existiert diese Rangstufe nicht. Daher ist der Schluß erlaubt: Wenn ein Volk, in welchem der Dichter überhaupt keine Seltenheit ist, große Schauspieler hat, im Grunde übrigens auch schon dann, wenn es selbst eine unbändige Lust zeigt, ins Theater zu laufen — so muß es auch dramatische Dichter hervorbringen. Es kann sich nur um einen kleinen, durch irgendwelche besondere Entwicklungshemmungen verursachten Zeitunterschied handeln. Nun steht aber nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte fest, daß die jüdische Rasse das Theater liebt und große Schauspieler hervorbringt. Das Undramatische, wenn es ihr wirklich im Blute lag, ist heraus. Die dramatische Ohnmacht der jüdischen Vergangenheit ist behoben. Und da die Produktion des jüdischen Volkes grade heute an Dichtern erst recht nicht in Zweifel gezogen werden kann, so muß die neue Kraft auch in Dichtern auftauchen. Es müssen jüdische Bühnendichter von ernstem Können auftreten. Und sie sind ja schon auch erstanden.

Allerdings, wenn man dabei nur an die jüdischen Dramatiker des Westens, an Hirschfeld, Schnitzler u. s. w., wenn man in Ansehung der jüdischen Schauspieler nur an die westlichen, Sonnenthal und die andern denkt — hat man die Frage noch nicht ganz überwunden. Denn es ist etwas ganz anders, im Gefolge anderer nationaler Kulturen zu mehr oder weniger dramatischer Gestaltungskraft zu gelangen, als dem eigenen Volke ein Drama zu schaffen. Und auch auf fremden Brettern zu spielen, ist etwas anderes, als sich eigene zu zimmern. Durch den Nachweis, daß die jüdische Rasse imstande ist, der theaterlustigen Welt Schauspieler und Bühnendichter beizustellen, ist nicht dargetan, daß

das jüdische Volk auch schon reif ist, seine Kultur mit einem nationalen Drama zu bereichern.

Nun kann aber nach den vorliegenden Tatsachen auch diesbezüglich kein Zweifel obwalten. Zunächst, was die Schauspieler betrifft. Wir begegnen speziell in Amerika, aber auch schon in Europa, ganz bedeutenden Künstlern. In Ansehung der Dichter wiederum sah es eine Zeitlang ziemlich traurig aus. Aber, nach dem, was gesagt wurde, konnten sie nicht ausbleiben. Und sie sind auch, wie wir noch hören werden, auch wirklich gekommen. Wenige vorläufig, aber das ändert ja nichts an der Tatsache.

Warum dann aber doch noch dieses Elend auf der jüdischen Bühne? Warum bekommen wir auf ihr und um sie herum noch so viel Peinliches zu sehen und zu hören? Warum diese klägliche Außenseite? Warum dieses jämmerliche Repertoire? Wohl wahr, es sind noch nicht zu viel gute Stücke von literarischem Werte da. Warum können sich aber nicht einmal diese wenigen die jüdische Bühne erobern? Warum herrscht der Schund? Was ist Schuld daran, daß wir noch immer nicht am letzten und entscheidendsten Wendepunkt stehen — dort, wo das zum Drama veredelte Stück veredelnd auf die Bühne rückzuwirken beginnt, wo das Schauhaus zur Kulturstätte wird?

Gewiß, auch die Bühnen der anderen Völkern sind nicht eitel Schönheit und Adel. Von der sinn- und seelenlosen Operette bis zum wilden Schaustücke führt eine Kette häßlicher Mißklänge. Und es ist dabei nicht uninteressant festzustellen, daß gerade diejenigen, welche für die jüdische Bühne bloß Gleichgiltigkeit oder Spott haben, am nichtjüdischen Theater zumeist diese Mißklänge lieben und pflegen. Aber es liegt kein Trost in diesen Feststellungen. Sie schaffen ja die Tatsache nicht aus der Welt, daß die jüdische Bühne zur Zeit künstlerisch durchaus notleidend ist.

Da ist vor allem die Genrelosigkeit des jüdischen Theaters: Darüber ist schon oft gesprochen, über die unmöglichen Kreuzungen von Operette und Schicksalstragödie, von biblischem Drama und Burleske, über das Hineinpoltern des Hanswurstes in die großen tragischen Szenen ist schon oft beklagt worden. In Hinsicht auf den letzten Mißstand kann man sich allerdings scheinbar auf Shakespeare berufen, der seine Narren auch just

mitten in die tragischesten Szenen hineinführt. Aber man darf nicht vergessen, daß Shakespeares Narren Schalke, d. h. tief humorvolle Umpräger der menschlichen Tragik, und daß seine tragischen Szenen seelische Bankerotte sind, während auf der jüdischen Bühne sentimentale oder pathetische Helden nur geräuschvoll zu leiden und zu sterben wissen und dazwischen idiotische Clowns ihre öden Spässe treiben.

Ein zweites Requisit des jüdischen Theaters ist die Grenzverwischung zwischen Musikdrama und Schauspiel. Sie untergräbt die jüdische Bühne als Kunstinstitut auch noch dadurch, daß sie eine ordentliche Auslese des Schauspielermateriales unmöglich macht. Wenn man von jeden Heldendarsteller verlangt, daß er auch Couplets singe, und von jedem Tenor, daß er auch schauspielere, dann kann nichts Gutes herauskommen. Es läßt sich leicht ausrechnen, wieviel Talente dabei zugrunde gehen müssen und wie viele überhaupt gar nicht zum Vorschein und Entwicklung gelangen können.

Und endlich diese unsagbar peinliche Sprache. Nicht etwa, daß hier die Sprachfrage in ihrer ganzen Tiefe aufgerollt werden soll. Dies ist auch schon deshalb unnötig, weil ja die jüdische Sprache als Sprache der jüdischen Bühne eine Tatsache ist, die sich aller Theorie entzieht und auch wohl von keinem geleugnet wird. Hier handelt es sich vielmehr in der Hauptsache nur darum, auf ein ästhetisches Grundgesetz des dramatischen Dialogs und bühnenmäßigen Zusammenspiels: Einheit der Sprache, und darauf hinzuweisen, daß dieses Grundgesetz auf der jüdischen Bühne in der empörendsten Weise übertreten wird. Welche Stil- und Geschmacklosigkeit, polnische Fürsten, spanische Inquisitoren und jüdische Verliebte nicht jüdisch, sondern deutsch oder besser in einem deutsch sein sollenden Jargon sprechen zu lassen. Man muß nur beobachten können, wie erheiternd zugleich diese sprachlichen Ausflüge ins Unbekannte auf die Masse der Theaterbesucher wirken, und wie niederschmetternd auf diejenigen, die eine Art ästhetischer Scham in sich ausgebildet haben.

Und nun noch einmal die Frage: Wie passen alle diese Häßlichkeiten und Widerwärtigkeiten zu der unanfechtbaren Feststellung, daß jüdische Schauspieler und Dichter auch für die eigene

jüdische Bühne Bedeutendes zu leisten imstande sind. Wie soll man diese Erscheinungen erklären?

Um eine Antwort zu finden, müssen wir vor allem einen Blick auf die Geschichte der jüdischen Bühne werfen. Dies wollen wir nun tun und zwar, um uns die Aufgabe zu erleichtern, indem wir uns die repräsentierenden, Schule machenden Persönlichkeiten dieser Geschichte ansehen.

Da haben wir zuerst Goldfaden, den man ja auch den Vater der jüdischen Bühne nennt — den Mann, der mit großem Erfolg seinem Lebenswerke oblag, das Bedürfnis des jüdischen Volkes nach einer Bühne zu befriedigen. Groß und unvergänglich ist sein Verdienst; aber unbestreitbar auch die Tatsache, daß er allen den Übelständen, von welchen wir sprachen, nicht nur nicht gewehrt, sondern sie selbst ebenso als Dramatiker wie als Bühnengründer und -leiter auf die Bretter gebracht hat.

Die Schuld daran pflegte Goldfaben mit bitterer Lustigkeit auf das Publikum zu schieben. Daß sich der wahre Künstler niemals oder nur in seltenen Augenblicken der Verirrung, des Abfalls von sich selbst, dem Publikum ergebe, gestand er sich natürlich nicht. Und es ist auch unrichtig, daß er alle seine dramatischen Sünden mit Absicht beging; vielmehr sind sie, wie ein Blick auf seine Stücke lehrt, zumeist auf absichtslose, naive, künstlerische Unzulänglichkeit zurückzuführen. Aber die richtige Fährte hat er uns doch gewiesen: Auf ihn drückte und in ihm selber lebte das jüdische Theaterpublikum mit seiner erschreckenden Voraussetzungslosigkeit, mit seiner Freude am dummen Spaß.

Gehen wir nun zu dem zweiten Vater der jüdischen Bühne, zu Gordin, was sehen wir da? Einen eisernen Mann, der eine eiserne Axt an das Goldfadensche Beiwerk anlegt, aber nicht auf einmal, sondern allmälig, so allmälig, daß er bis zu seinem Tode damit nicht fertig geworden ist, das ganze Beiwerk wegzuhacken. Die tragische Operette hat er ganz entfernt. Die Sprachpraxis hat er, wenn auch nicht bis in die letzten Konsequenzen, geändert. Aber den Hanswurst hat er beibehalten. Nur daß er sich bemühte, ihn ein bißchen in den innern Zusammenhang des Stückes hineinzubringen, ihn sozusagen modern herauszuputzen.

Was ist aber schuld, daß Gordin nicht auch noch den Rest des Weges ging, sondern auf halbem Wege stehen blieb? Die

Antwort ergibt sich, wenn man nach dem Gegenteile fragt: Wie ist es ihm gelungen, auch nur um den halben Weg vorwärtszukommen? Gewiß war sein Talent dabei beteiligt. Denn man kann über seine eigentliche dramatische Begebung denken, wie man will, ein brillanter Theatermacher war er jedenfalls. Und sicherlich hatte er eine Ahnung davon, daß der Teil, den er aus Goldfadens Erbschaft übernahm, auch für bescheidenen Geschmack noch immer zu groß war. Außerdem half ihm auch seine robuste Energie gegen Direktoren, Presse und Publikum. Aber das Entscheidende war doch, daß er über des letzteren dramatische Gesichtslinie nicht zu weit hinausging. Dadurch konnte er noch einen beträchtlichen Teil der Goldfadenschen Gemeinde befriedigen und sich andererseits an Stelle des Ausfalls ein zahlreiches neues Publikum heraussuchen. Er konnte sich selbst eine Gemeinde sammeln, deren Intelligenzdurchschnitt um ein geringes höher war als derjenige der Goldfadenschen.

Nicht so verhältnismäßig bequem haben es, die nach ihm gekommen sind. Nicht nach seinem Tode, der ja erst kürzlich erfolgte — sondern nach jener Zeit, für die er ausschließlicher Repräsentant eines ernsteren jüdischen Dramas war. Perez, Asch und Hirschbein sind ja als Bühnendichter zu lyrisch, zu sehr Stimmungsmaler, aber sie vergessen keinen Augenblick auf die Weihe ihres Berufes. Und Pinski, der mehr hielt, als er versprach und vielleicht noch zu Größerem berufen ist, hat sich auch über das Melodramatische erhoben. Sie haben sich von der Erbschaft Goldfadens schon vollständig losgesagt. Keine pseudodeutschen Sprachinseln mehr, keine Konfusion der Genres, keine Rendezvous von tragischer Liebhaberin und Hanswurst, eine völlige Emanzipation von diesen künstlerischen Unmöglichkeiten. Dafür müssen sie nun natürlich auf das Goldfadensche Publikum, ja auch auf den größten Teil des Gordinschen, d. h. so ziemlich auf das alte Publikum überhaupt verzichten. Und da sie mit dem, was sie bieten, auch kein neues anziehen können, werden sie von den Theaterdirektoren meist garnicht auf die Bühne gelassen, müssen also in einem Exil leben, das sie am allerwenigsten verdienen. Dann aber enthüllt sich uns das ganze Geheimnis des jüdischen Theaterelends: Daß nämlich die jüdische Bühne seit jeher von der Intelligenz des jüdischen Volkes gemieden ist...

Daran kann kein Zweifel sein, namentlich in Bezug auf Europa. Die paar Intelligenzler, denen man da gelegentlich im jüdischen Theater begegnet, kommen nicht, um ihren gewohnten Theaterbesuch zu absolvieren, sondern um sich die Geschichte einmal oder wieder einmal anzusehen und dann im Hochgefühl ihrer eigenen kulturellen Überlegenheit fortzugehen. Und wo schon der Zufluß ein stärkerer ist, wie dies z. B. in einer größeren, etwas ursprünglichen Stadt des östlichsten Österreich der Fall ist, bietet die sonst theaterlose Sommerzeit und das Ulkbedürfnis eine sehr deutliche Erklärung. Von einem innern Verknüpftsein und einem Respektsverhältnis zum jüdischen Theater ist keine Rede.

Nun braucht man ja den innern absoluten Wert der sogenannten Intelligenz nicht allzu hoch anzuschlagen — der Schreiber dieser Zeilen hat sich dies schon längst abgewöhnt und kann doch einsehen, daß sie im geistigen Haushalt der Völker wenigstens bis auf weiteres eine Art notwendigen Übels darstellt. Ohne mit den berufenen Trägern des nationalen Ingeniums wesensverwandt zu sein, bildet sie doch infolge ihrer bessern Schulung einen günstigern Nährboden für die Entwicklung und Reife dieser Schichte von höheren Geistesmenschen. Und sie ist es auch, die dem Volke das Feuer bringt, das diese Großen aus des Volkes Herzen sozusagen, während es schläft, immer und immer wieder holen. Wenn sie nicht verstehen, dieses Feuer lange in seiner heiligen ursprünglichen Lauterkeit zu erhalten, wenn sie es zuletzt selbst in Ruß und Rauch und Dunst hüllen, statt es in seiner Reinheit zu bewahren — so gehört dies in ein anderes Kapitel. Auch das darf man nicht vergessen, daß sie, infolge ihrer Beziehungen zum Bürgertum, dessen integrierender Bestandteil sie ja zumeist sind, die materiellen Mittel, ohne die nun einmal ein ausgedehnterer Kulturbetrieb nicht möglich ist, beschaffen helfen.

Und gerade für die Entwickiung des Theaters bildet die Intelligenz eine nahezu unumgängliche Voraussetzung. Gewiß, sie führt es auch auf die ihr genehmen Abwege der Tendenz, der Manier und der Verlogenheit. Aber früher hat sie es doch den Weg vom Kasperltheater zur dramatischen Bühne geführt. Früher hat sie doch die höheren Ränge mit Volk gefüllt und diesem allmälig Geschmack an guten Stücken und feinem Spiele bei-

gebracht, hat es überhaupt an ästhetische Wertungen gewöhnt. Wobei sie ihm noch außerdem große dramatische und schauspielerische Begabungen erzieht, die vielleicht sonst nicht zum Durchbruch kommen könnten. Von der großen materiellen Stütze gar nicht zu sprechen, die sie dem Theater bietet.

Fragt man nun jüdische Intelligenten, warum sie der Bühne ihres Volkes nicht dieselben Dienste leisten, warum ihre Abneigung gegen diese so groß ist — so werden die meisten lächelnd die Achseln zucken und manche antworten, daß sie durch die Minderwertigkeit der jüdischen Stücke, durch die Ungeschultheit der jüdischen Schauspieler und durch die Armseligkeit der Umgebung abgeschreckt werden. Diese Antwort aber wird nicht genügen, weil sie das Erklärungsbedürftigste nicht erklärt, weil sie nicht sagt, warum die jüdische Intelligenz die jüdische Bühne so abschreckend hat werden lassen, warum sie sich in einer so wichtigen geistigen Lebensäußerung ihres Volkes von vornherein selber ausgeschaltet hat.

Nun läßt sich wohl zur Entschuldigung der jüdischen Intelligenz darauf hinweisen, daß Ähnliches, in Bezug auf das Theater sowohl, wie auf andere kulturelle Leistungen auch bei andern Völkern, sowie sie aus einem gewissen Zustande der Primitivität herauszugehen begannen, vorkam. Da war es immer die Intelligenz, die nachhinkend erst nach und nach gewahr wurde, welche Funktionen die nationale Entwicklung ihr vorschrieb. Aber das Analogon reicht doch nicht ganz hin, um die Erscheinung zu erklären. Denn wenn wir uns bei den anderen Völkern speziell in unserer Zeit umsehen, so bemerken wir, daß die kulturelle Mit- und Mittlertätigkeit der Intelligenz sofort einsetzte, sowie sie einmal von der nationalen Bewegung erfaßt ist: Da ist plötzlich alles Tasten, alle Schwäche, alles Fremdsein und Fremdtun vorüber, sie erfüllt auch ihre nationalkulturelle Funktion ohne Rest. Im jüdischen Volke dagegen ist das nicht so. Das jüdische Volk ist längst schon auch in seine nationale Bewegung eingetreten, ein bedeutender Teil seiner Intelligenz ist von ihr ergriffen. Und doch bringt diese selbe Intelligenz, auch die nationalgesinnte, dem jüdischen Theater so gut wie gar kein Interesse entgegen, weicht ihm im weiten Bogen aus. Woher kommt das?

Nun, um es vorweg und in paradox scheinender Form herauszusagen: Das kommt daher, das bisher überhaupt keine jüdische Intelligenz, was man heute unter Intelligenz versteht, vorhanden ist. Im Westen, der übrigens hier gar nicht in Betracht kommt, gewiß nicht. Aber auch nicht im Osten. Freilich gibt es da eine ganze Menge von Ärzten, Anwälten, Lehrern, Beamten und sonsigen Gebildeten jüdischer Absammung und dabei oft auch jüdischer Nationalgesinnung dieses oder jenes Programms. Aber keine jüdische Intelligenz, keine Intelligenz, die sich im nationalen Heim auch wirklich heimisch fühlt. Keine Intelligenz, die mit dem Volk dieselbe Kulturseele gemein und den Ehrgeiz hat, zusammen mit ihm diese Kulturseele immer mehr zu weitern und zu gestalten. Nein, nur Fremde, die mit Mühe den Widerwillen unterdrücken, der sie gegen alles erfüllt, was ihres Volkes Wesensart bedeutet, dieses ihr Volk mit mehr oder wenig sanfter Gewalt irgendwie nach irgendwelchen klaren oder unklaren Mustern umdrechseln möchten. Nicht Brüder und Väter, sondern Kuratoren und Vormünder.

Nichts paßt besser auf diese Intelligenz, als der Ausdruck den man zuweilen auch von nationalgesinnten Juden mit Anerkennung zu hören bekommt: Juden deutscher oder polnischer Kultur. Nicht etwa, daß es wirklich stimmte, daß es wirklich Juden wären, welche die deutsche oder polnische Kultur voll und echt in sich aufgenommen haben. Aber der Ausdruck ist gut, weil er die bewußte oder unbewußte Tendenz wiedergibt, Nationalität und Kultur als zwei verschiedene Dinge auseinanderzuhalten. Und weil er uns auf diese Weise den Grundfehler unserer bisherigen nationalen Bewegung plastisch vor Augen führt. Denn in Wirklichkeit gibt es ja keine identischeren Dinge, als diese Begriffe, die man durchaus trennen will. Kultur, nationale Kultur, Leben des Allgemeinmenschlichen in den spezifischen Formen eines Volkes, ist von der Nationalität untrennbar. Eine Nation, die in der Kultur einer andern lebt, ganz oder teilweise oder auch nur nachahmungsweise, ist ein Widerspruch in sich selbst, hebt sich selber auf; ist ein Meer ohne Wasser, eine Sonne ohne Licht, ein Feuer ohne Hitze. Es ist ein Widersinn, der eben nur in den Köpfen einer Intelligenz aufkommen kann,

die noch nicht die Intelligenz eines andern und nicht mehr die ihres eignen Volkes ist.

Kein Wunder, wenn eine solche nationale Intelligenz speziell vom jüdischen Theater nichts wissen will. Das Leben des Volkes ist ihr innerlich fremd, wie sollte das Bild dieses Lebens auf den Brettern ihr teuer sein? Wie sollte es sie mehr als ästhetisch oder ästhetenhaft verdrießen, wenn dieses Leben in verfehlten oder gar zu kindisch unfertigen Bildern vorgeführt wird, wenn die Stätte, die eine Kulturstätte des Volkes sein könnte, zum Unterbrettl erniedrigt wird? Wie sollte es denn sonst möglich sein, daß nicht ein heißer Drang in ihnen aufkäme, sie aus dieser Erniedrigung zu erheben?

Ja, wenn aber die Dinge so stehen, wird man sagen, dann ist es doch überhaupt überflüssig, sich mit dem jüdischen Theater eingehend zu beschäftigen. Dann kann man ja nicht mehr bloß von langweiliger und langwieriger Entwicklung, von einem zögernden Tempo sprechen. Dann sind ja die kleinen Fortschritte, die Gordin anbahnte, umsonst getan und das Schicksal des jüdischen Theaters ist besiegelt. Dann wird es bald unrühmlich sterben, wie es im ganzen und großen unrühmlich gelebt hat...

Allein es gibt eine Antwort auf diese Bedenken. Wo steht denn geschrieben, daß unser Volk auch weiter nur eine solche Intelligenz haben wird, wie es sie bis jetzt hatte? Vielleicht wird es schließlich doch einer Intelligenz teilhaftig, wie sie es braucht, einer Intelligenz, die bei ihr zuhause ist. Vielleicht steht diese neue Intelligenz, schon im Hintergrunde bereit, um die alte, deren Müdigkeit und Blasiertheit deutlich genug geworden sind, abzulösen? Vielleicht dürfen wir, wenn wir uns mit scharfem Blick in der jüdischen Welt des Ostens umsehen, mehr als „vielleicht" sagen. Denn wenn wir auch noch keinen unzweifelhaften Anhaltspunkt dafür haben, daß die neue jüdische Intelligenz ausreifen und siegen wird, soviel steht für den gründlichen Beobachter fest, daß sie im Keimen und Werden begriffen ist. Allenthaben und in allen Lagern begnet man schon intelligenten Juden, die von der neuen Erkenntnis durchdrungen, das alte Salon-Nationaljudentum weit von sich weisen und wesensjüdisch sein wollen, wie das Volk selber, aus dem sie hervorgegangen sind. Und sie

weisen jenen Zug der Aktivität auf, der den Apostel neuer Erkenntnisse auszeichnet. Das Erfreulichste aber ist, daß gerade jene, die noch keinerlei assimilatorische Tradition besitzen, die eben aus der Judengasse kommen, am meisten wachsam geworden sind. Es geht durch sie alle eine Ahnung ihrer Pflichten. Sie fühlen, daß sie sich nicht mehr ganz ihren Brüdern mit dem unjüdischen Voraussetzungen ergeben, daß sie auf dem neuen Wege nicht mehr die Wesenseinheit mit ihrem Volke verlieren dürfen.

Die Beobachtungen berechtigen uns nun sicherlich dazu, uns mit dem jüdischen Theater vom Standpunkte seiner Weiterentwicklung zu beschäftigen. Denn sie lassen es denn doch nicht mehr so verwaist erscheinen, wie es bisher war. Es ist Liebe da, Liebe, die anhängt, wo die Lieblosigkeit davongelaufen ist; jene Liebe, die milde lächelt und entschlossen anspornt, die das, was sie berührt, läutert und adelt, indem sie seine verborgenen Kräfte weckt, seine schlummernden Tugenden und Schönheiten wachküßt, seine keimende Vollkommenheit zur Blüte und Frucht treibt.

Auch das jüdische Theater wird diese Liebe verkosten dürfen, verkostet sie zum Teil schon heute. Vielleicht wird es an ihr gesunden und wir erleben es, daß die jüdischen Dramatiker aus dem Exile befreit werden, daß das jüdische Publikum Verständnis lernt und die jüdischen Theaterdirektoren Vernunft, daß überhaupt die jüdische Bühne zur künstlerischen Gleichberechtigung mit den Bühnen der andern Völker sich emporringt.

Kurz: Die neue jüdische Intelligenz ist unsere Hoffung — fast ist es Sünde zu sagen: Unsere letzte Hoffnung . . . Und nicht nur in Ansehung des Theaters.

Altneuland*)

Theodor Herzl nennt sein jüngst erschienenes Buch „Altneuland" einen Roman. Aber er hat auch ein anderes Wort dafür und aus dem Zusammenhange, in welchem er es gebraucht, läßt sich noch überdies eine dritte Bezeichnung folgern. „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen," schickt er als Motto seinem Werke voraus und im Nachwort wiederholt er in geänderter Fassung: „Wenn ihr aber nicht wollt, so ist und bleibt es Märchen, was ich euch erzählt habe." Er will also offenbar, daß sie wollen, er hat das Buch vom Anfang bis zum Ende geschrieben, damit sie wollen. Sie — das sind jene, die es angeht. Dann aber ist das Buch eine Überzeugungs-, eine Agitations-, eine Tendenzschrift.

Wir wollen hier keine weitschweifenden Betrachtungen anstellen, inwieferne sich Roman, Märchen uud Agitationsschrift ausschließen oder nicht ausschließen. Wir dürfen uns dies umso eher ersparen, als kein Zweifel darüber bestehen kann, daß Herzl mit seinem Buche wohl kaum literarischen Ruhm gesucht hat. Es ist fast schade um die paar Zeilen, wenn wir hervorheben, daß „Altneuland" als Roman besser sein könnte und als Märchen nicht unerfreulich ist. Was will es besagen, daß die Fabel des Buches recht mühselig, die Notwendigkeit der Geschehnisse gar nicht einleuchtend, Charakteristik, sowohl nationale als persönliche einfach nicht vorhanden ist und das andererseits das Phantasie-

*) Zuerst in der Wochenschrift „Die Zeit".

bild beinahe reich, seine Farben ziemlich lebhaft und seine Stimmungen oft ganz zart sind — was will das alles gegenüber der Bedeutung besagen, die das Buch als Tendenzwerk in Anspruch nimmt? Ihr wollen wir uns daher auch im Folgenden widmen — wobei wir uns aber noch weiter werden beschränksn müssen. Es wäre ja recht verlockend, auf die politischen und ökonomischen Details des Gesellschaftsideals Herzls einzugehen und seinen Lehrmeinungen, die er übrigens aus bester Quelle zu haben scheint — so apodiktisch trägt er sie vor —, ein klein wenig wissenschaftliche Kritik entgegenzusetzen. Und doch gilt es, dieser Versuchung zu widerstehen. Denn zu einer Diskussion darüber, wie eine ordentliche Gesellschaft ausschauen soll, lag und liegt auch sonst so reichliche Gelegenheit vor, daß man sie nicht gerade dort aufnehmen muß, wo eine andere, ungleich weniger bekannte und besprochene und ungleich speziellere Frage der Erörterung harrt: Die Frage der Wiedergeburt des jüdischen Volkes.

„Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“, ruft Herzl aus und beginnt die Geschichte zu erzählen, deren Inhalt in knappster Kürze wiedergegeben, folgender ist: Im Jahre 1902 reist ein junger jüdischer Arzt, Friedrich Löwenberg, den unglückliche Liebe veranlaßt hat, den seltsamen Antrag eines steinreichen deutsch-amerikanischen Sonderlings anzunehmen, mit diesem aus Wien nach einer verkehrsfernen, überseeischen Insel, um sich dort von allem Umgang mit Menschen abzuschließen. Die beiden bleiben zwanzig Jahre auf ihrem Eilande. Dann kriegen sie aber Heimweh und steuern nach Europa. In Aden erfahren sie bereits von der merkwürdigen Veränderung, die mit Palästina vor sich gegangen ist. Bald haben sie Gelegenheit, diesen Wandel mit eigenen Augen zu schauen. Zu ihrem Glück begegnen sie sofort nach ihrer Landung dem noch jungen Dawid Litwak, den sich Löwenberg vor zwanzig Jahren zu ewigem Danke verpflichtete. Er hatte nämlich dessen Eltern, hungernden polnisch-jüdischen Hausiererslеuten, ein paar tausend Gulden, die er zu diesem Zwecke von seinem menschenfeindlichen Sonderling bekam, in einem Kuvert überbracht und war davongeeilt, ehe es die Leute öffneten. Selbstverständlich nimmt sich nun Litwak der beiden Weltbummler in

zuvorkommendster Weise an. Der ehemalige Betteljunge — allerdings schon als solcher enragierter Zionist —, nunmehr reicher Rheeder und Volksliebling, läßt sich keine Mühe verdrießen, um seine Gäste überall herumzuführen. In seiner und in der Gesellschaft anderer bedeutender Männer lernen Löwenberg und sein Freund alle die technischen und sozialen Wunder und die neuerblühten landschaftlichen Schönheiten Altneulands kennen. Löwenberg heiratet noch die Schwester Litwaks und damit ist die Geschichte zu Ende.

Von dem besondern Gesichtspunkte der Idee der Wiedergeburt des jüdischen Volkes kann uns an dieser Erzählung, so wie sie durch Motto und Vorwort beleuchtet erscheint, anf den ersten Blick nur dreierlei interessieren: Die Frist, binnen welcher das Märchen Wirklichkeit geworden sein soll, die entscheidende Rolle des Willens bei seiner Verwirklichung und die Träger dieses Willens.

Diese letzteren spricht Herzl mit „Ihr“ an. Es ist klar, daß er die Juden meint, die Juden schlechthin, ohne jede weitere Unterscheidung. Schon das läßt eine Äußerlichkeit der Auffassung vermuten. Denn planmäßige — etwas ganz anderes als geschichtlich sich vollziehende — Einheit im Wollen und Handeln setzt eine völlige Einheit im Empfinden voraus. Eine solche aber ist bei keinem Volke, am allerwenigsten bei den heutigen Juden, vorhanden. Bei diesen kommen zu Klassen- und Bildungsgegensätzen noch der große Gegensatz zwischen den zwei Hauptbestandteilen des Volkes, der westlichen Gruppe, die die Sprache der Völker spricht, an die sie sich anlehnt, und der östlichen, jüdischsprechenden. Hat die erste dieser beiden Gruppen in der hundertjährigen Schule, durch die sie gegangen ist, jedenfalls viel Zivilisation erworben, aber auch jede kulturelle Triebkraft von spezifisch jüdischer Art verloren, so ist die zweite infolge ihres Milieus wohl zivilisatorisch zurückgeblieben, zeichnet sich aber dadurch aus, daß sie eine eigene Kulturfarbe hat und eben daran ist, eine neue europäische Zivilisationsnuance zu werden. Zwischen diesen beiden Welten gähnt eine Kluft, die jeder, der sich mit dem jüdischen Problem beschäftigt, in ihrer ganzen Breite würdigen muß. Gerade beim Verfasser von „Altneuland“ scheint dies aber nicht zuzutreffen. Während er sich an alle seine Stammesgenossen wendet, verrät sein Buch auf jeder Seite, daß er eigentlich nur

mit westjüdischen Voraussetzungen rechnet. Es genügt nicht, daß er einigen seiner Figuren russisch-jüdische Namen gibt oder uns in ein Dorf führt, dessen Bewohner jüdisch sprechen sollen, in Wahrheit aber mauscheln. Wir müßten vielmehr in diesem Lande, das doch als zu neun Zehnteilen von Ostjuden bewohnt gedacht werden muß, einen Hauch der kulturellen Eigenart dieser Menschen verspüren. Gerade wir als westeuropäsche Leser müßten durch dieses Land fahren, wie durch etwas ganz Neues, Unerhörtes an Menschenweise und Lebensführung. Statt dessen stoßen wir nur auf eine neue und unerhörte Art national-kultureller Unausgeprägtheit. Die schönsten humanistischen und humanitären Ideen, wie sie in den jüdisch-bürgerlichen Köpfen des Westens wild zu wachsen pflegen, laufen hier auf zwei Beinen herum. Ein Volk bilden diese Zweibeiner deshalb noch lange nicht, am allerwenigsten das jüdische Volk, das zu nationaler Würde wieder emporgestiegene jüdische Volk.

Wie wenig Herzl dies begreift, geht auch schon daraus hervor, daß er in zwanzig Jahren mit der ganzen Wiedergeburt eines seit zwei Jahrtausenden entwurzelten Volkes fertig wird. Wohl ist er hin und wieder darauf bedacht, zu zeigen, daß auch in Altneuland die allgemein menschlichen und die jüdischen Untugenden nicht ausgestorben sind. Er hat nämlich den Vorwurf der Kurzfristigkeit zu oft gehört, als das er nicht versuchen sollte, ihm von vornherein die Spitze abzubrechen. Aber dieser Versuch fällt wieder ganz seiner Geistesrichtung gemäß aus. Abgesehen davon, daß in Altneuland das Prinzip des Bösen von einer geradezu liebenswürdigen Zahmheit und bar aller großen Leidenschaft ist — man sehe sich z. B. einmal die Partei der Fremdenfeinde an —, handelt sichs ja gar nicht darum, ob die Juden in zwanzig Jahren Tugendausbünde sein können oder nicht. Vielmehr kommt es darauf an, ob sie das Material haben, um sich in so kurzer Zeit als nationalkulturelle Einheit auf eigenem Territorium zu konsolidieren.

Stellt man das Problem so, dann verliert auch das Moment des Willens seine Bedeutung. Denn mag auch der sonst so unverläßliche Houston Stewart Chamberlain („Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts") Recht haben, wenn er den Juden einen

unvergleichlichen Willen zuschreibt, und vorausgesetzt, daß ein wirklicher Einheitswille zu erzielen wäre — so stark, um die Entwicklung zu köpfen und mit seiner Faust ihre Ideen durchzuführen, würde derselbe doch nie werden können. Herzl weist mehrfach auf Amerika hin, aber er vergißt, daß es bei der raschen Besiedlung amerikanischer Landstriche niemals galt, einem zersplitterten Volkstum und einer heimlosen Kultur einen Sammelpunkt zu schaffen, daß dagegen die in Palätina geplante Ansiedlung keinen andern Sinn haben kann. Sollte er jedoch darauf rechnen, daß innerhalb einer, mit amerikanischer Geschwindigkeit etablierten, in allgemeinen Ideen, sowie in technicis amerikanisierenden Zivilisation die Ausbildung des nationalen Volkstums allmälig vor sich gehen könne, so müßte er zunächst die Tauglichkeit des Materials prüfen. Er müßte untersuchen, ob die jetzigen Juden — auch die östlichen — geeignet sind, nicht nur in einer mehr oder weniger jähen Kolonisation wirtsahaftlich zu zu bestehen, sondern auch in nationalkultureller Beziehung mit heilen Gliedern aus ihr herauszukommen. Gar nicht zu sprechen von der Gefahr der freien Ansiedlungskonkurrenz der anderen und überhaupt von den vielen fremden Willen, von welchen die Sache mindestens ebenso abhängt, wie von dem Willen der Juden!

So sehen wir den Verfasser „Altneulands“ auf der ganzen Linie in seiner mechanistischen Auffassung befangen. Für die große nationale, soziale und kulturelle Bewegung der Juden des Ostens, die durch ihre Tatsachen so ganz und gar den im Westen landläufigen Vorstellungen von dem Assimilationsberufe der Juden widerspricht, für diese Bewegung, von der die Vaterlandssuche nur eine von mehreren Äußerungen sein darf — hat er kein Verständnis. Für ihn ist sie kein geduldheischendes Stück der Geschichte seines Volkes, sondern eine Hilfsaktion, die — auch fehlschlagen kann. Er ist eben typischer Westjude. Daß er als solcher eine in wesentlichen ostjüdische Bewegung zum Teil in seine leitende Hand bekam — könnte man als sein tragisches Schicksal bezeichnen. Durch dieses aber hat er Anspruch auf das menschliche Interesse auch seiner Gegner, zumal der Ernst seines Strebens, seine Zähigkeit und Organisationsgabe — Vorzüge, die gerade aus seinem letzten Buche wieder hervorleuchten — unanzweifelbar sind.

„Ghetto“*)

Enge, schmutzige Gassen mit dunklen, uralten Häuschen. Die Hausflure wie Höhlenzugänge, schwarz und dumpfig, oft von einem massigen Weibe gehütet, dessen Kupplerbeschäftigung wir auch dann leicht erkennen würden, wenn die rote Laterne über dem Haustore sie uns nicht verriete. Geschäftsläden, an welchen das moderne Wirtschaftsleben spurlos vorübergegangen ist — elende Krämereien für ein armseliges Schacherer- und Bettelvolk. Da hocken, stehen, gehen, feilschen, lachen, zanken sie auch durcheinander — jüdische Trödler, tschechische Kleinbürger, Arbeiter und Dienstboten, Amtsdiener und Schutzleute. Ich möchte meine Augen verhüllen, meine Ohren und meine Nase verstopfen, um nicht sehen, hören, riechen zu müssen — in diesem sogenannten „fünften Viertel“ von Prag, dem alten Judenghetto, das zugleich Prostitutionsquartier der Großstadt ist.... Und plötzlich stehe ich vor der berühmten Altneusynagoge! Und weiß nichts anzufangen mit diesem uralten, verwitterten Gemäuer. Aber, sowie ich eingetreten bin!.... Ich schaue zu den spitzen Wölbungen empor, meine Blicke klammern sich an das hohe Eisengitter, von dem das Almemor umschlossen wird. Da nistet eingebettet in reinste, edelste Gotik, die jüdische Geschichte des letzten Jahrtausends. Ich sehe kaum die paar Juden, die gerade Mincha beten, ich sehe nur die Vergangenheit, sie ist körperlich

*) Zuerst in „Ost uud West“, II. Jahrgang Nr. 8 (August 1903).

geworden. Und sie kommt über mich übermächtig. Ich wehre mich. Vergebens! Ich weine. Heiße, dicke Tränentropfen rinnen mir die Wangen hinab.... Auf dem alten Friedhof weine ich nicht mehr. Mit stiller Empfindung stehe ich vor tausendjährigen Grabsteinen und vor den Grabmälern des hohen Rabbi Löw und seiner Jünger. Dann sehe ich zu, wie die Gebeine aus einem jüngst aufgelassenen Teile des Friedhofes in ein Massengrab versenkt werden. In weißen Tüchern schleppt man sie herbei. Sie kollern übereinander — Arm- und Beinknochen, Rippen, Wirbelsäulen, Schädel. Dazwischen — es ist der jüngste Teil des Friedhofes, den man auflassen mußte — verwickelte Tefillinriemen. Die Sonne scheint heiß herab. Das Leben sprüht aus ihren Strahlen. Das Leben begräbt die Vergangenheit. Es lebe das Leben!....

Der Zufall wollte es, daß ich, von meinem Ausflug ins Prager Judenghetto heimgekehrt, das neue Stück von Hermann Heijermans jr., „Ghetto", in die Hände bekam und las. Ich habe die Örtlichkeit und das Milieu dieses Ghetto nie gesehen. Aber ich erkannte sie doch wieder — nach gewissen Wiener Eindrücken, und nun vollends, nachdem ich in Prag gewesen bin. Und noch eines ging mir jetzt mit einer alle Zweifel ausschließenden Deutlichkeit auf: Wie ganz anders auf solche Ghetti blickt, wer innerhalb des lebenden Judentums steht! Die Weltanschauung hat dabei nichts zu sagen. Ich glaube so ziemlich in der gleichen Schlachtlinie zu kämpfen, wie Heijermans. Wenn ich höre, wie er Raffael, den Helden seines „Ghetto", ausrufen läßt: „Denn der wahre Gott muß noch kommen, der Gott der neuen Gemeinschaft, der Gemeinschaft ohne Götter, ohne Schlechtigkeit, ohne Sklaven!...." oder: „Wer da gut horcht, der hört das volle Brausen des Volkes, das emporsteigt, der sieht die Fahnen wehen, die Augen flammen, der fühlt die Luft erzittern...." — dann erinnere ich mich unwillkürlich auch an seine „Hoffnung auf Segen" und fühle mich eins mit ihm, mit seinen heißesten Wallungen und tiefsten Wünschen. Und doch kann ich kaum ein Lächeln des Mitleids unterdrücken, wenn ich sehe, wie verständnis- und kenntnislos er dem jüdischen Problem gegenübersteht, ja, wie dieses in seiner Ungelöstheit ihm die

sonst so straffen, ja allzu straffen, allzu geraden Linien seiner Überzeugung verwischt.

Rafael ist ein junger, hochgemuter Jude, dem es im Ghetto enge geworden ist. Der ausgesprochene Geschäftssinn der Leute, ihre Abschließung von der übrigen Welt sind ihm verhaßt. Er verachtet seine eigenen Verwandten, auch seinen eigenen blinden Vater. Ihn, den alten Sachel, liebte er früher wegen seines Gebrechens, das er so tapfer und willensstark ertrug. Aber seit er ihn darauf ertappte, wie er, das Vertrauen der Geschäftsfreunde zu seinen blinden Augen ausnützend, im Gewichte betrog — seitdem ist es auch mit dieser Liebe aus. Er geht nun im Stillen seine eigenen Wege, die Wege des „neuen Lebens". Auf ihnen findet er Rose, als „einen Teil des neuen Lebens". Rose ist ein christliches Dienstmädchen im Hause seines Vaters. Nun leidet es ihn nicht länger daheim. Er will fort und sagt dies seinen Leuten. Diese setzen dem Plane Widerstand entgegen. Die Schwester des Vaters, Esther, will ihn verheiraten — ihr genügt Aarons Rebekka mit 3000 Gulden. Der alte Sachel, der lieber 5000 möchte, ruft den Rabbi Haëzer, den alten Lehrer Rafaels, zu Hilfe. Es entspinnt sich eine Diskussion mit süßlichweisen Redensarten auf der einen, mit leidenschaftlichen Anklagen auf der anderen Seite. Zum Schluß, als alles nichts nützt, kommt der blinde Sachel mit seinem Verdachte hervor. Er hat mit seinem geschärften Gehör, mit seiner intensiven Aufmerksamkeit das Verhältnis zwischen Rafael und Rose erraten. Nun kommt es zu Auseinandersetzungen mit Rose. Esther und Aaron reden auf sie ein, tragen ihr Geld an, wie sie sagen, im Auftrage Rafaels, der nun doch nichts von ihr wissen wolle. Rose wendet sich verzweifelt an Sachel. Von ihm will sie die Wahrheit wissen, sie vertraut seiner Blindheit. Und Sachel, dererst jetzt durch sie von den Machenschaften Esthers und Aarons erfährt, setzt nur schwer die Lüge fort. Auf ihn hat der Sohn ersichtlichen Eindruck gemacht. Aber der Eigennutz, das Ghetto behalten die Oberhand. Nun stürzt sich Rose ins Wasser. Ängstlich horcht er, widerruft. Es ist zu spät. Er ist blind und kann nichts zu ihrer Rettung tun. Man fischt sie heraus. Rafael kommt. Schmerz, Verzweiflung, Wut

erfassen ihn. Und er verläßt die Gasse, indem er „exstatisch“ ausruft: „O ja, ich habe Pflichten, große Pflichten — Pflichten die mir der Gott auferlegt, den ihr nicht kennt und den die' Christen nicht kennen — Pflichten, große Pflichten.“

Es ist hier nicht meine Aufgabe, über den dramatischen Wert des „Ghetto“ zu sprechen. Daß die Milieuzeichnung eine ganz vorzügliche ist, habe ich schon angedeutet. Man kann auch nicht sagen, daß es dem Stücke an Handlung fehlt, weder an äußerer, noch innerer, seelischer. Auch die Individualpsychologie ist fein. Aber auch das volkspsychologische Können des Dichters und seine bewußte Tendenz wollen gewertet sein. Auch die Tendenz! Denn daß ihm eine solche vorschwebt, wird er selbst nicht leugnen wollen.

In meiner jüngst erschienenen Schrift über Achad Haam habe ich diesen als Ausnahme-Erscheinung gefeiert, weil er weniger gegen den „äußeren Feind“ als gegen das „eigene Lager“ kämpft. Ich habe dabei hervorgehoben, daß die Propheten aller Völker es nicht anders taten und tun. Es sei natürlich dankbarer, seinen Geist schön nach der Masse zu richten, als sich der Masse entgegenzustellen und ihr ihre versteinerten Ideale zu zerreiben. Aber ich glaube, daß jede derartige Prophetentätigkeit zwei große Voraussetzungen hat: Die Liebe und das Erkennen, die nicht bloß das Schlechte, sondern auch das Gute, nicht bloß die Auswüchse und Rudimente, sondern auch die jungen Keime sehen. Wenn jemand verkündet „Unser ganzes Volk ist entartet“ — warum nicht, wenn er dieses ganze Volk kennt und wenn er dieses ganze Volk mit seiner ganzen Seele liebt? Aber leider läßt Heijermans beides vermissen.

Mit Mühe und Not ringt er sich einige schöne, stolze Züge für Sachel ab. Auch kann er nicht umhin, im Widerspruche mit sich selbst, einigemal hören zu lassen, daß die Christen eigentlich nicht besser sind, als die Juden. Aber was will dies alles gegen die furchtbar gleichmäßige Kruste von Ghetto-Erbärmlichkeit bedeuten, die auf allen den nicht zur Wahrheitshöhe Rafaels herangenden Judenmenschen lagert, und dagegen, daß der einzige Christenmensch des Stückes, Rose, als der einzig sympatische

gezeichnet ist oder besser, gezeichnet sein will. Diese ungleiche Verteilung von Licht und Schatten wäre aber nicht möglich, wenn in dem Dichter eine große Liebe zu seinem, zu „unserem Volke“ Rafaels und ein tieferes Erkennen dieses Volkes wohnte.

„Unser Volk“ — auch so ein Widerspruch! Was kann er von „unserem Volke“ wissen, er, der seinen Rafael die ältesten, abgestandensten Phrasen von Kein-Jude- und Kein-Christ-mehr-sein und ähnliches in den Mund legt. Als ob dieses Kein-Jude- und Kein-Christ-mehr-sein etwas mit dem Problem der Judenfrage oder der Regenerierung des jüdischen Volkes zu tun hätte. Es ist doch wirklich merkwürdig, wie Heijermans jetzt nach Jahrzehnten nicht um Haaresbreite über Gutzkow hinausgekommen ist. Man müßte es denn als Fortschritt betrachten, daß er nur widerliche Juden zeichnet und für eine leuchtende christliche Folie sorgt, für die Gutzkow noch nicht gesorgt hat.

Rafael spricht im Dispute mit dem Rabbi vom Ghetto. Der Rabbi verwahrt sich gegen den Ausdruck, indem er in seinem bourgeoisen Rabbiner-Liberalismus auf die Gleichberechtigung hinweist. Rafael fertigt ihn mit den Worten ab: „Ghetto? Die Tore sind niedergelegt, die Mauern sind geschleift — die Gräben aber sind geblieben — die Gräben unseres und ihres Hasses.“ Der Rabbi antwortet: „Ihr Haß! Sie haben uns verfolgt zu allen Zeiten. Wir nicht.“ Nun läßt Rafael eine leidenschaftliche Tirade los, in der er die Größe „unseres Hasses“ beweisen will. Da drin heißt es u. a.: „Sie haben uns die Ghetto's geöffnet — wir aber sind doch bei einander geblieben.“ Ei, ei! „Sie haben uns die Ghetto's geöffnet.“ Aber die Ghetto's sind doch wohl nach Heijermans nicht so streng örtlich zu nehmen, möchte ich meinen. Es wird also wohl nur ein sehr zweifelhaftes „Öffnen“ gewesen sein. Er hat es ja eben selbst gesagt: „Die Tore sind niedergelegt, die Mauern sind geschleift — die Gräben aber sind geblieben — die Gräben unseres und ihres Hasses.“ Wohl stellt er „unseres“ vor „ihres“. Aber er wird erlauben, daß ich die Wortfolge chronologisch und logisch richtigstelle, daß ich dafür sage „ihres und unseres Hasses.“ Und daß ich dem Rabbi Haëzer, der sonst ein liberalisierender Schwachkopf und mit dem

Feuergeiste Rafaels gewiß nicht gleichzustellen ist, in dieser einen Sache einen schärferen psychologischen Blick zubillige als dem jungen Rafael. Tatsache, unleugbare Tatsache ist es, daß „unser“ Haß an den „ihrigen“ nicht heranreicht. Ein Jude, der anscheinend soviel im Ghetto verkehrt hat, der sollte es heraushaben, wie verhältnismäßig harmlos der jüdische Haß ist. Für einen solchen Juden bedarf es gerade nicht eines besonderen psychologischen Genies, damit er das Wesen dieses „Hasses“, der übrigens bloß durch „sich auserkoren fühlen“ und „s i e als Fremde betrachten“ charakterisiert wird, ergründe. Dieser ganze Haß lebt nur von der lieben, leeren Gewohnheit und dem schwachen Bedürfnis nach etwas Wiedervergeltung. Er möchte daher auch lieber heute als morgen ganz abdanken, wenn sich so etwas in Tagen oder Jahren machen ließe — namentlich von Durchschnittsmenschen — und wenn nur „sie“ uns etwas mehr entgegen kämen. Sie werden's einmal tun. Gewiß! Ich glaube daran, weil ich an den Sieg der großen Geister über den großen Haufen glaube, weil ich die reellen Voraussetzungen für eine große, freie Völkerzukunft nahen sehe. Aber vorläufig tun sie's noch nicht, ganz und gar nicht. Selbst daß wir nunmehr schon bei ihnen essen, Freitagabend das Feuer berühren, die Lampe anstecken, einen Brief aufmachen und dazu kein Christenmädchen mehr im Hause haben — lauter belanglos gewordene Beschwerdepunkte Rafaels — hat sie nicht besänftigt. Auch der häßliche Vorwurf Rafaels „Ihre Frauen haben wir . . . haben wir bezahlt — die unseren geheiratet!“ gilt von ihnen und unseren Frauen im selben Maßstabe. Wo er aber nicht gilt, d. h. wo sie unsere Frauen weder bezahlen noch heiraten, wird dies wohl mehr ihrer unüberwundenen Rassenabneigung, als ihrer Gewissenhaftigkeit zuzuschreiben sein.

Nein, Rafael hat kein Recht, von „unserem Volke“ zu sprechen. Ihm und seinen Veilletäten gegenüber erhalten leider Worte, die sonst nur der Ausfluß beschränktester, philiströsester Angst vor dem Antisemitismus sind, einen Wahrheitssinn, den sie nicht verdienen. Ich meine die Worte der Schwester Sachels: „Er red't wie 'n Rischesmacher — den größten Risches machen heutzutage die Juden selber.“

Und doch kann die Schuld an diesem Ghettobilde nicht ganz allein an Heijermans liegen. Der Rafael, den er zeichnet und der offenbar wenigstens für die Judenfrage er selbst ist, ist eine der bestgezeichneten Figuren des Stückes. An Rafaels Ghettobilde muß wohl die Art des Ghettos, in dem er aufgezogen ist, mitschuldig sein. Es muß etwas in der Atmosphäre dieses Ghettos liegen, was junge, wahrheitsglühende Menschen zur Verzweiflung, zum Hasse gegen ihr eigenes Volk, zu temperamentvollen, aber inhaltsleeren Expektorationen treibt, die sie für Ausflüsse höchster Weisheit halten, Ja, das sind jene Ghetti, wie ich eben eines in Prag sah, wie sie teilweise noch in Wien und anderen Städten des Westens bestehen — jene Versteinerungen mittelalterlichen jüdischen Volkstums, durch die nur noch ein fadendünnes, versumpftes Wässerchen des alten jüdischen Lebensstromes sickert — ohne innere Beziehungen zur Vergangenheit und zur Gegenwart, geschweige zur Zukunft. Das sind jene Massenherbergen von Leuten, die die Emanzipation verschlafen haben und nun wie Fledermäuse im Tageslicht herumflattern. Da muß natürlich so ein gärender Wahrheitsmensch wie Heijermans-Rafael, der unter die Fledermäuse gerät, wild werden. In seiner Wut und in der wenigstens in Judendingen von ihnen auf ihm übertragenen Enge des Gesichtskreises sieht er keine anderen Juden, als sie. Er hat keinen Blick für die Menge der Westler außerhalb der paar Ghetti, für diese Leute, deren seelisches Ghetto ganz, ganz anderer Art ist, als sich's unser Dichter träumen läßt, die mit hoher Zivilisation, aber ohne Eigenkultur dastehen, für diese Bourgeois mit sozialistischen Anwandlungen, diese Sozialisten mit Bourgeois-Instinkten, für diese Philister mit Bohemiens-Zügen, diese Bohemiens mit Spießbürgergemüt, für diese Väter von ähnlichen Feuerköpfen, wie er einer ist. Und er hat erst recht keinen Blick für die sogenannten Ghetti des Ostens, die so unendlich verschieden von seinem Ghetto sind, für diese großen Geburtsstätten eines neuen Volkes mit altem Namen, für die gewaltigen Triebkräfte, die da arbeiten und auf Arbeit harren, für die Millionen, die sich da ohne seinen, seinesgleichen und anderen Rat, kraft ihres eigenen kulturellen Schwer-

gewichts allmählich, aber sicher aus Vergangenheitsfesseln los machen und fast ohne Gegenwart ihrer, ihres Volkes, seiner, der Menschheitszukunft entgegeneilen. Nichts von all diesem großen, wirklichen Werden sieht er in seiner, leider auch echt jüdischen, doktrinären Überweisheit. Nichts, als die paar harmlosen Fledermäuse, deren Zahl von Tag zu Tag zusammenschrumpft und die nur noch von der Zeit und der Demolierungshacke Gnaden leben. Und damit wagt er sich künstlerisch an das jüdische Problem heran!

Ghettoliteratur und Heijermans „Ghetto“ *)

Die Literatur des Ghetto sowie des jüdischen Lebenskreises überhaupt ist mit Ausnahme einiger wenig belangvoller Arbeiten eine Besonderheit von Dichtern jüdischen Stammes. Doch trägt sie keineswegs ein einheitliches Gepräge. Ihre interessanteste und sozusagen echteste Abart ist die tendenzlos volksmäßige. In deutscher Sprache hat hier die sich jungjüdisch nennende Dichtung, die namentlich in dem im Vorjahr erschienenen „Jüdischen Almanach“ zu Worte kam, manches geleistet. Auch Georg Hirschfeld hat einiges geschrieben, was beinahe hieher zu rechnen wäre. Doch nur beinahe! Denn so ausgezeichnet seine Milieuzeichnungen aus Berlin W sind, so wenig sind sie Werke einer eigenen, in sich selbst ruhenden, Kultur schaffenden Volksindividualität. Als solche können eigentlich nur jene in neuhebräischer und noch mehr in jüdischer Sprache (dem sogenannten Jargon) geschriebenen Werke gelten, die der Ausdruck der großen Kulturbewegung sind, von der die osteuropäische Judenheit in der Heimat und in den beiden britischen Weltreichen seit Jahrzehnten ergriffen ist. Diese Werke haben keine Absichten; sie wollen die Juden weder vor der übrigen Menschheit entschuldigen, noch sie anklagen. Der Beigeschmack der Glaubens- oder Rassenkontroverse fehlt ihnen fast ganz. Sie bilden einfach das Schrifttum der in Entwicklung begriffenen ostjüdischen Abart des homo europaeus, den Spiegel

*) Zuerst in der Wochenschrift „Die Zeit“ (5. September 1903).

eines eigenartigen Volksempfindens und Volkslebens. Man ist im Europa auf diese junge Literatur bereits aufmerksam geworden und von manchen ihrer Leistungen gibt es bereits deutsche Übersetzungen.

Ganz verschieden von dieser naiven, volksmäßigen Literatur des jüdischen Ostens ist die von der Judenfrage beherrschte des Westens. Hier geht der Dichter nicht darauf aus, Natürliches und Menschliches in der Auffassung, beziehungsweise Prägung seines Volkes darzustellen, sondern in künstlerischer Form bewußt oder unbewußt Stellung zu einer Sonderfrage zu nehmen. Daher wird seinemWerke, mag er auch auf dem breitesten, menschlichsten Standpunkt stehen, der tiefe, allgemein menschliche Standpunkt fehlen. Bis in die neueste Zeit hinein hatte diese so beschaffene Judenliteratur durchwegs eine romantisch-apologetische Tendenz. Manchmal verbanden sich dichterische Begabung mit ehrlicher Begeisterung für die so oder so aufgefaßte gufe Sache, um Gediegenes oder doch Genießbares hervorzubringen. Zumeist waren es aber ganz minderwertige Erzeugnisse, die da zum Vorschein kamen. Namentlich sorgten und sorgen noch heute die jüdisch-konfessionellen Zeitschriften für diese Leseware. Außer poesielosem Reimwerk werden hauptsächlich Erzählungen und Romane geboten. Spielen sie im Altertum, so wird möglichst viel kriegerisches Heldentum dargestellt, aber ohne jüdische Note. Die Helden erinnern an Achilles oder an Körner. Dabei ist die Glaubensseligkeit stark herausgestrichen, aber wieder ohne den spezifischen Sinn des jüdischen Altertums zu treffen. Modrige Frömmigkeit aus der Judengasse! Sollen sich die erzählten Begebenheiten im Mittelalter zugetragen haben, dann wimmelt es von Märtyrern, Fürsprechern u. s. w. Das Unerträglichste sind die Gegenwartsgeschichten. Die großen und edlen Charaktere stoßen sich förmlich, so dicht gesäet sind sie; jeder hat die Aufgabe, ein Stück Antisemitismus zu vernichten. Beliebte Motive sind — je nach der Parteistellung des „Dichters“ — Treue gegen das Ritualgesetz trotz aller Lockungen der eleganten Welt, oder eine jüdisch-christliche Liebestragödie. Und immer und überall die gepriesene „jüdische Familie“, die nur etwas zu stark an die „deutsche Familie“ der „Gartenlaube“ erinnert.

Nun ist aber ein neuer Typus der Judenfrage-Dichtung aufgetreten. Sein Wesen ist strenge Selbstkritik, woraus aber nicht geschlossen werden darf, daß er seine Entstehung einer Reaktion gegen die eben geschilderte apologetische Ghettoliteratur verdankt. Denn diese war und ist selbst so eine Art Dichterghetto; die neuen Ghettodichter aber sind Leute von draußen, die gewöhnlich ihren wohl- oder übelerworbenen europäischen Namen haben und gar nicht wissen, was da drinnen vorgeht. Sie würden sich eingentlich um das leidige Judenthema gar nicht zu kümmern brauchen. Aber mancherlei Wandlungen haben es dahin gebracht, daß es sich ihnen aufdrängt und daß sie dichterisch mit ihm fertig werden müssen. Wenn sie es nun nicht machen, wie die Jungjuden oder Georg Hirschfeld, die sich mit dem dichterischen Erschauen des neuen Lebenskreises begnügen, sondern just das Problem dieses Kreises meistern wollen, dann wird ihre Tendenz durch ihre europäische Herkunft bestimmt. Sie steht unter dem Zeichen der Anklage, die sich aber mangels tieferen Eindringens in die Volksseele leicht bis zu antisemitischen Plattheiten versteigt.

In die Kategorie dieser Dichter darf man wohl bis zu einem gewissen Grade auch einige zionistische Parteipoeten einreihen. Sie gefallen sich in strenger Kritik mancher jüdischer Typen, sorgen jedoch allerdings gleichzeitig für billige Romantik und Gloire, wodurch sie oft stark an die Ghettodichter alten Stils erinnern. Von süßelnder Beimischung ist Jakob Wassermann frei, bei dem aber auch andererseits die Tendenz wenig hervortritt. Dagegen ist Hermann Heijermans jun. mit seinem neuen Trauerspiel „Ghetto" ganz von der neuen Schule. Auseinanderzusetzen, wie sehr sich Heijermans mit seinem Schwarz in Schwarz von der Wirklichkeit entfernt, wie wenig er den Geist und den Sinn des Ghettos kennt, würde uns hier zu weit führen. Eine solche Erörterung gehört besser in ein der ausschließlichen Besprechung jüdischer Fragen gewidmetes Blatt. Von um so allgemeinerem Interesse ist, was Heijermans aus dem jüdischen Problem und was dieses aus ihm macht.

Das Stück spielt augenscheinlich in einem wirklichen Ghetto, das heißt in einem engen, schmutzigen, winkligen, finstern Stadtteil, in welchem Juden wohnen, die hier einen kleinlichen

Handel — meist mit alten Kleidungsstücken — betreiben und noch die alten Umgangs- und Lebensformen der voremanzipatorischen Zeit, allerdings ohne deren Weihe und Innigkeit, bewahrt haben. In diesem Ghetto wächst Rafael auf, ein junger Feuerkopf, dem die engen Straßen und die engen Herzen nicht behagen, der auch seinen eigenen Vater, den alten, blinden Sachel, als Betrüger verachten lernt. Im Hause ist Rose, ein hübsches, blondes Christenmädchen, bedienstet. Das gewinnt er lieb. Nun will er endgiltig brechen, will fort. Der Vater und die Tante stemmen sich dagegen. Diese will ihn verheiraten, jener ruft einen Rabbiner zu Hilfe, der dem Sohn den Kopf zurechtrücken soll. Großer Disput zwischen Rabbi und Rafael. Zuletzt kommt die Liebesgeschichte an den Tag. Die Tante und der Jude, der Rafaels Schwiegervater werden will, bieten Rose Geld an und wollen ihr einreden, daß sie dies mit Zustimmung ihres Geliebten tun. Sie kann es nicht ohneweiters glauben. Als es ihr aber von Sachel, den sie fragt und der erst durch sie von der Intrigue erfährt — allerdings unter starkem inneren Sträuben, das sie nicht bemerkt —, bestätigt wird, geht sie ins Wasser. Nun erscheint Rafael, wütet und verläßt dann das Ghetto, indem er „exstatisch“ ausruft: „O ja, ich habe Pflichten, große Pflichten — Pflichten, die mir der Gott auferlegt, den ihr nicht kennt und den die Christen nicht kennen — Pflichten, große Pflichten!“

„Den ihr nicht kennt und den die Christen nicht kennen,“ dieser Gedanke der Gleichstellung von Jude und Christ, wenn von Dingen die Rede ist, die Rafaels hohen Ansprüchen nicht genügen, wiederholt sich mehrfach in dem Stücke, und jedesmal bedeutet er ein Fragezeichen. Ja, warum denn dann „Ghetto“? Warum an hundert anderen Stellen diese heftigen, geradezu mit einem furor propheticus hervorgestoßenen Anklagen gegen die Juden, die ihre Sonderheit, ihren Haß gegen die Christen nicht aufgeben wollen? Darum, weil in der Seele des Dichters ein tiefes Überzeugtsein von der Einheit des Menschengeschlechtes, namentlich in Sünde und Erlösungsbedürftigkeit, wohnt, das Thema „Ghetto“ jedoch und die Vorurteile, die es in seiner Seele weckt, ihn zur Stellungnahme herausfordern.

Der Geist der Anklage lebt auch nur in den leidenschaftlichen Tiraden Rafaels. Daraus, was Rafael leiden muß, was über-

haupt in dem Stück vorgeht, kann dieser Geist keine Nahrung ziehen. Söhne, die sittlich über ihre Väter hinauswachsen, gibt es auch außerhalb des christlich-jüdischen Gegensatzbereiches. „Väter und Söhne" ist ein Thema, das ein Stück allgemein menschlicher Geschichtsphilosophie bedeutet und die ausdrückliche Marke „Ghetto" nicht verträgt. Und – der spitzbübische Betrug an Rose ist sicher nichts spezifisch Juden- oder Ghettohaftes, sondern ein altes, internationales Theaterrequisit. Man braucht sich nur an den seligen Hofmarschall Kalb zu erinnern.

Dabei die Gleichsetzung von Ghetto und Judenheit, die sich deutlich darin ausdrückt, daß Rafael in seinen Predigten — er selbst gebraucht das Wort — fortwährend Juden und Christen gegenüberstellt! Aber die Judenheit ist doch ein großes Gefüge voll Mannigfaltigkeit, das am allerwenigsten durch die paar Bewohner der westlichen Ghetti mit ihrer grämlichen und gewiß nicht sehr sympatischen Sondersiedelei gekennzeichnet wird. Wie kann das jüdische Problem künstlerisch lösen wollen, wer nur die paar Ghetti kennt und die ganze Judenheit außerhalb derselben nicht?

Rafael geht hin, um seinen Pflichten zu leben. Worin diese bestehen, ist seinen Äußerungen mit Leichtigkeit zu entnehmen. So auch dort, wo er ausruft: „Denn der wahre Gott muß noch kommen, der Gott der neuen Gemeinschaft, der Gemeinschaft ohne Götter, ohne Schlechtigkeit, ohne Sklaven." Also die neue Gemeinschaft aufbauen helfen, in der es keine Juden und keine Christen, keine Herren und keine Sklaven mehr gibt. Aber was hat es für Sinn, diese Lösung der großen Menschheitfrage den paar kläglichen Juden zuzurufen, die sich zu ihrem Trödel in Ghettos zusammenpferchen? Verdienen sie und ihr ohnehin besiegeltes Geschick diese Strapaze? Will er aber gerade auf die Juden wirken, warum geht er nicht unter sie, wo sie wirklich vorhanden sind, um unter ihnen für seine neue Gemeinschaft zu werben? Weil er sie nicht kennt, seelisch nicht, den größeren Teil aber auch nicht einmal äußerlich. Ginge er zu ihnen, er würde zu seiner Überraschung wahrnehmen, daß man außerhalb seines Ghettos nicht auf ihn gewartet hat, um sich von ihm die neue Gemeinschaft verkünden zu lassen; daß es da seit langem Rafaels genug gibt, nur daß sie nicht tauben Ghettotrödlerohren

Predigten halten, sondern zu Massen sprechen, die Sinn für derlei haben, im Osten sogar zu jüdischen Massen. Und er würde dort vielleicht auch wahrnehmen, daß das Judentum, wie alle anderen Gemeinschaften, nicht bloß von der Seite, wo es in den großen Menschheitsstrom einmündet, daß es vielmehr auch an seiner seelischen Quelle, in seinem Individualitätsbestand betrachtet werden muß, und daß nur dort ein künstlerischer Behandlung würdiges Sonderproblem gefunden werden kann.

Übrigens ist Rafael nicht ganz begriffen, wenn man ihn nur als Weltverbesserer, als Menschheitserlöser nimmt. Der Mann hat noch eine andere, viel tragischere Note, von der er allerdings selbst am wenigsten weiß. Er ist der Ausnahms-, der Wahrheitsmensch, der Mensch, der in die Weite und Tiefe blickt und der es unter den seichten und enghirnigen Dutzendmenschen kaum aushält. Als solcher könnte er natürlich sehr gut auch im Ghettomilieu gezeichnet werden. Aber dann hätte das Stück nicht „Ghetto" heißen und keine sozialpolitische Problematik enthalten dürfen. Dann müßte man sich bei Rafaels Abgang aus dem Ghetto ohne weiteres Nachdenken darüber klar sein, daß ihn das alte Leid draußen von neuem erwartet. Das alles ist nicht der Fall. Auch von dieser Seite ist Heijermans „Ghetto" als Problemdichtung nicht zu retten. Daß es sonst dramatische Vorzüge hat, soll nicht geleugnet werden. Das Milieu ist, soweit es sich in einzelnen Personen, nicht im Gesamtgeiste darstellt, gut gezeichnet. Die Handlung ist bewegt und trotz ihrer Einfachheit spannend. Auf der Bühne wird sich seine Wirkung noch vergrößern.

Vorrede zur Perez-Übersetzung*)

Die Juden des slawischen Ostens machen in diesen Zeitläuften eine Umwälzung mit, wie sie wohl in solcher Stärke nur wenigen Völkern beschieden war. Was sonst nur ein starker Schritt nach vorwärts auf einer in gerader Linie verlaufenden Bahn ist, bedeutet hier ein Um-die-Ecke-biegen, Auf-neue-Bahn-übergleiten. Wobei noch obendrein, trotz der verwegenen Schwenkung, eine sehr hohe Geschwindigkeit erreicht werden muß.

Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als wiederholte sich bei den Juden des Ostens, was schon früher bei den Juden des Westens Ereignis ward. Bei näherem Hinsehen aber überzeugt man sich, daß die Sache doch wesentlich anders liegt. Vor allem deshalb, weil die Juden des Ostens in ihrer eigenen Art so gefestet sind, daß sie diese nicht einfach ablegen können, sondern trachten müssen, mit ihr als Menschen jüdischer Kultur in die europäische Zivilisation einzutreten. Dann aber auch, weil sie unter anderen wirtschaftlichen Voraussetzungen und Aussichten als ihre jüdischen Vorgänger Europäer zu werden sich anschicken.

Das ist kein einfacher Aufklärungs- und Entnationalisierungsprozeß mehr, in welchem es nur zwei Parteien, nur einen Streitgegenstand und eine Tragik, die des Erliegenden, gibt. Das ist vielmehr das gewaltige Drama eines Volkes, ein Drama, in welchem die mannigfachsten Strebungen sich kreuzen, vereinigen und trennen,

*) J. L. Perez, Ausgewählte Erzählungen und Skizzen. Aus dem Jüdischen übersetzt von Mathias Acher. Jüdischer Verlag, Berlin 1905.

die Ziele und Ideale der Menschen nur so durcheinanderschwirren; wo die Tragik in tausend Formen lebt — bei den Siegern sowohl, die alle auch Unterlieger — als bei den Unterliegern, die alle auch Sieger sind.

Und man fühlt: Wenn aus irgend einem Boden, so müssen aus diesem Dichter erwachsen — sie, die ja nie genug Leben, nie genug Kampf haben können. Hier, wo jede einzelne Menschenseele miterschüttert, mitaufgewühlt wird, ist ein bevorzugter Platz für sie.

Perez ist einer von denjenigen, die dieses Ahnen bestätigen.

Vielleicht mehr als alle anderen Dichter des zeitgenössischen östlichen Judentums ist er frei von Kritik und Tendenz. Und daß er damit nicht etwa bloß eine seichte Ästhetenlaune befriedigt, geht schon aus seiner nichtdichterischen Schriftstellerarbeit hervor, in der er uns wohl nicht als Parteimann, aber als Kämpfer entgegentritt. Verirrt sich dann manchmal aus seinen Artikeln ein bißchen Absicht in eine oder in die andere seiner Dichtungen, so bezeugt dies nur, wie wenig die sonstige Tendenzlosigkeit seiner Dichtung Sache des Bedachtes, wie sehr sie unbeabsichtigtes Ergebnis seines naiven Schauens ist.

Kein Winkelchen des ostjüdischen Lebens bleibt seinem tiefdringenden Blick verborgen, und keines gibt es, in welches er den Leser nicht führt. Wer das ostjüdische Leben schon kennt, hat Muße, den Dichter als Seelenmaler voll zu genießen. Selbst in seiner an Heine anklingenden Lyrik, in welcher sonst Stimmung und Ironie überwiegen, verleugnet Perez die psychologische Feinheit nicht. Aber daß in dieser seine dichterische Bedeutung liegt, wird erst aus seinen Erzählungen klar. Wenn man überhaupt von Erzählungen sprechen kann! Fabel und Handlung treten vor der unbändigen Lust, die Seele zu entkleiden, zurück. Oft sind sie nicht mehr als milieupsychologische Zeichnungen, welche die Einzelporträts heben und erklären.

Freilich, dem westlichen Leser werden alle diese Milieus selbst der Erklärung gar sehr bedürftig, weil so seltsam und neu, vorkommen. Und der Dichter, der ja kein kulturhistorischer Beschreiber sein darf, wird ihm die Erklärung schuldig bleiben müssen. Um so dringender wird sie vom Übersetzer gefordert

werden. Aber auch diesem stehen hierfür nur sehr kümmerliche Mittel zu Gebote. Nur ungern entschließt er sich zu Anmerkungen, die ja in ein Dichtungenbuch nicht recht hinpassen, weil sie das Auge beleidigen, und, was ärger ist, das Hinübergleiten und Hinüberströmen des dichterischen Empfindens in den Leser stören.

— —

Leiser Stimmungston und ein leichtes eigenes Kulturkolorit bereitet ihn vorsichtig auf das Fremdartige vor. Dieses tritt ihm in den Erzählungen mit ausgesprochen sozialem Hintergrund schon stark entgegen. Er sieht sich unter schwergeplagten Proletariern Lebensformen und einem Lebensinhalt gegenüber, von welchem er bisher nicht eine blasse Ahnung hatte. Aber sein Staunen wird zur Verwunderung, wenn er in den Geschichten und Skizzen aus dem Bereiche des Chassidismus mit diesem in Berührung kommt. Allerdings können ihn die paar Übersetzungen chassidischer Stücke nicht erschöpfend über diese interessante Kulturerscheinung belehren. Aber sie reichen vielleicht hin, um ihn etwas von ihrem Wesen ahnen zu lassen: Wie sie aus einem dionysischen Bedürfnis der Masse, als wilde Auflehnung der Lebenssäfte gegen die lebensvertrocknende Altorthodoxie zu erklären ist. Und er merkt vielleicht die Tragik dieser Stürmer, die bloß mit ihrer Phantasie und ihrem Willen ohne befreiten Geist an ihr Werk geschritten sind, und daher wieder freiheitsarm und lebensscheu, wie sie ausgezogen sind, heimkehren. Und übt wohl auch sein Auge für die Flecken von Komik, welche die „Rebbes“ (Wunderrabbis) in diesen Hintergrund von Tragik und Leidenschaft hineinkleckslen.

So kann sich der Leser mit dem abwechslungsreichen Milieu allmählich ganz befreunden. Sucht er dann den Weg von diesem zum ewig Menschlichen, so findet er den besten Übergang in der Liebe, wie sie sich in der Perezschen Kunst wiederspiegelt. Perez verfällt nicht in den Fehler, der an vielen ostjüdischen Schriftstellern so unangenehm auffällt, daß sie erotischen Formen des Westens ein sinnloses Literaturleben einblasen. Wenn er nicht gerade Juden zeichnet, bei welchen der Einfluß der europäischen Zivilisation schon die Liebesweise des Westens eingeführt hat, hält er sich an die ostjüdische Liebeswirklichkeit mit ihrer bedauerlichen Armut an vorehelichem Sentiment. Um so mehr widerlegt er aber auch die Fabel, daß das

ostjüdische Volk der Kulturblüte des Geschlechtstriebes, der Liebe, überhaupt entbehre. Seine Liebenden überraschen durch den Hauch inniger Zärtlichkeit und Hingabe, der über ihren starken, phantasiebeflügelten Leidenschaften schwebt. Und wie weiß er uns mit wenigen Worten in ihre verschüchterten, zitternden Seelen einzuführen. Zumal seine Schilderungen ganz junger Menschen im beginnenden, unklar nach Befriedigung lechzenden Liebestriebe sind Meisterstücke, die auch in anderen Literaturen kaum ihresgleichen finden.

Die Form, in welche Perez hier und anderwärts seine Seelenbilder vorführt, ist entweder das Zwiegespräch oder die Wiedergabe der Gedankenabwicklung. Die letztere Form ist überaus reizvoll. Es ist für die Leser wie ein Weg durch eine wechselvolle Landschaft. Immer neue Wendungen, immer neue Ausblicke, immer neue Überraschungen. Und alles so durchsichtig, so klar, so sich selbst erläuternd.

Bei den Gesprächen kommt Perez der Geist der jüdischen Volkssprache zustatten. Diese kurzen, gedrungenen, derben Sätze und Redewendungen wirken schon durch sich selbst wie ein psychologisches Frage- und Antwortspiel. Stoßweise und unbewußt enthüllen sich die Seelen. Allerdings, man muß ein Dichter wie Perez sein, um, ohne in photographierenden Verismus zu verfallen, die Möglichkeiten der Sprache so voll und erfolgreich auszunützen.

Wenn aber Perez seine meisten Sachen sowohl hebräisch als jüdisch schreibt, so zeigt sich gerade im Dialog am deutlichsten, daß es doch nur der Geist der jüdischen Volkssprache ist, in welchem er denkt und dichtet. Man lese eine seiner Geschichten in beiden Sprachen! Auch dort, wo der hebräische Text zuerst niedergeschrieben war, ist die Geistesunterlage der jüdischen Sprache unschwer zu erkennen. Und darum fühlte der Übersetzer, der sich übrigens nur an die jüdischen, nicht an die hebräischen Originale hielt, die Pflicht, den jüdischen Sprachgeist in der deutschen Übertragung, wenn nur irgendwie möglich, nicht ganz verloren gehen zu lassen. Allerdings bekam diese dadurch unwillkürlich eine gewisse jüdische Farbe, an der man sich jedoch ebensowenig stoßen darf, wie man es etwa deutschen Übersetzungen aus dem Englischen oder Russischen verargt, wenn sie eine englische oder russische Sprachfärbung tragen.

Wesen und Geschichte der jüdischen Sprache sind ein Kapitel für sich. Jedenfalls ist Perez unter jenen Männern, welche die Entwicklung der im Westen so herabgekommenen und verachteten jüdischen Mundart zu einer selbständigen, europäischen Schriftsprache literarisch ausdrücken, einer der hervorragendsten. Wer seine Dichtungen liest, kann einer Abhandlung über diese merkwürdige Geburt einer neuen Sprache in einem alten Volke fast entraten. Denn die Hauptsache wird ihm daraus klar: Daß es kein „Jargon“ sein kann, in welchem ein Perez dichtet!

Wien, im März 1904.

Heinrich Heine, der Jude*)

Nichts ist mir verhaßter, als wenn unsere mehr oder weniger ernst zu nehmenden deutschschreibenden Literaten jüdischen Stammes an Heine herumknabbern. Denn ich spüre, wie sie sich um etwas herumdrücken, worum sich der große Tote niemals herumdrückte: Um das jüdische Problem. Es gibt welche, die es ganz verschweigen, die völlig vertuschen, wie viel es für Heine bedeutete und für seine Erklärung bedeutet. Andere können nicht umhin, davon Erwähnung zu tun, aber so, daß man sieht, wie wenig sie imstande sind, darin Heines Spuren auch nur nachzugehen. Alle benutzen die Gelegenheit, um, plump oder fein, absichtslos oder rechenschaftslos, für Heines und noch mehr für ihre eigene Deutschheit Stimmung zu machen.

Die armen Leute, die sich durch fünfzig Jahre voll merkwürdiger Erfahıungen und Entwicklungen nicht verpflichtet fühlen, über Heine hinausgekommen zu sein, ja noch hinter ihm zurückgeblieben sind! Zurückgeblieben, weil sie nicht den großmenschlichen Wahrheitsdrang besitzen, der jenen bis ganz nahe der Erkenntnis des großen Mißverständnisses seinerzeit führte und ihnen um so leichter die volle Erkenntnis bringen müßte!

Man soll den bewußten vom unbewußten Heine unterscheiden. Mtt seinem Bewußtsein war Heine nichts weniger als Jude. Es fiel ihm nicht ein, für die deutschen Juden das Recht auf selbstständige nationale Weiterexistenz in deutschen Landen zu ver-

*) Zuerst in „Die Welt“ vom 2. März 1906.

langen oder eine nationale Auferstehung des ganzen jüdischen Volkes in irgend einer Form zu erhoffen. Noch weniger erfüllte ihn jemals Zweifel an seiner eigenen Zugehörigkeit zum deutschen Volke. Und wir dürfen uns nicht einmal damit trösten, daß sein Deutschtum bloß ein politischer Begriff gewesen wäre. Zum Patriotismus im engeren Sinne hat er ja nie besonderes Talent besessen. Es war wirklich ein nationales Deutschtum, dem sich Heine zugehörig erachtete.

Sein Judenschmerz ist an sich kein Gegenbeweis. Ich halte überhaupt nicht viel vom Judenschmerz, auch dann nicht, wenn er benutzt wird, um das Bekenntnis zur jüdischen Nationalität zu begründen. Wer seiner nationalen Eigenart sicher und in ihr sicher ist, muß in ihr sein Genüge finden, bezw. suchen, sie so auszugestalten, daß er es finde. Wer sich aber erst an seinem Schmerz, Jude zu sein, d. h. an den Zurücksetzungen, die sich sein guter Assimilationswille, seine mitmenschliche Zutraulichkeit holen, das jüdische Nationalbewußtsein aufpäppeln muß, hat davon sicherlich nicht zuviel in sich. Judenschmerz ist kein Symptom des Aufstieges, sondern des Verfalles, ein echtes Gewächs des Assimilationserdreiches.

Aber Heines Judenschmerz war gar nicht der gewöhnliche. Tief innerlich, mit dem Echtesten seines Wesens, beklagte er gar nicht sein Judentum, sondern fühlte sich geradezu von dessen eigenartigem Inhalte und Sinne wie von Magneten angezogen. Und man kann diese Anziehung nicht bloß mit romantischen Neigungen erklären. Heine hatte wohl zeitweilig sentimentale Stimmungen, zeitweilig auch pathetische Bedürfnisse. Sie trafen aber, wie in jedem großen Dichter, niemals zusammen, und konnten so nicht das Kind erzeugen, das aus ihrem Zusammentreffen unfehlbar hervorgeht: Die Romantik. Er war zu lebendig, um Romantiker zu sein. Nein, es war einfach herzliche Liebe, und die Empfindung, dort seinen geistigen Mutterboden zu finden, die ihn immer wieder zum Judentum hinzogen.

Allerdings, den meisten seiner heutigen deutsch-jüdischen Mißversteher erscheinen diese Liebe und dieses Heimatsgefühl nur als lächelnde Koketterie mit den gänsefettenen Leckerbissen der koscheren Küche. Sie vergessen dabei, was ihnen sonst so deut-

lich ist, wie wenig ernst oder besser, wie tief ernst das Heinesche Lächeln zu nehmen ist; daß er immer tiefe Lebensgleichnisse damit aussprach.

Und als ob in dem Juden Heine wirklich nur der Feinschmecker auf seine Kosten gekommen wäre und nicht auch der Mensch! Und zwar von Jugend ab! Denn auch dies darf man nicht glauben, daß Heine erst nach seiner „Bekehrung" jüdischer geworden ist. Seine „hellenischen" Überzeugungen beweisen nichts gegen seine jüdische Art, eher viel für sie. Denn Heine war nicht der erste und nicht der letzte hervorragende Jude, der das Judentum (samt dem Christentum als Fleisch von dessen Fleische) zu grau fand und die sonnige Welt Griechenlands mit jüdischer Inbrunst und jüdischer Hartnäckigkeit suchte. Und seine „Bekehrung" war im Grunde nichts anderes, als daß sich ihm sein innerstes Wesen mehr enthüllte, daß er einen jener Männer in sich entdeckte, als welche er die Juden den Griechen als Jünglingen entgegenstellte. So wie er auch dann nicht aufhörte, zu Aphrodite zu beten, so war er auch früher, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, ein jüdischer Mensch und als Genie einer gewesen, der die ganze, maßlose und doch gebändigte Leidenschaftsenergie seines Volkes in sich trug. Und einer, den diese Energie auf die Menschheitswege dieses seines Volkes trieb! Dann das darf man vor allem nicht vergessen: Daß Heine wie alle großen Juden in allen Entwicklungsstadien seines Lebens die sozial-sittliche Forderung aufgestellt hat.

Aber er hat doch so deutsche, so durchaus deutsche Lieder gedichtet — höre ich mir entgegenrufen. Ja, aber wie viele? Es hätte denn doch mit ganz eigenen Dingen zugehen müssen, es müßte wirklich gar kein seelischer Austausch zwischen den Angehörigen verschiedener Völker walten, die Rückwirkung der Sprache auf das Gemüt müßte unbedingt gleich Null sein — wenn von Heines Saiten nicht auch einige deutsche Töne geklungen hätten. Aber sie sind Ausnahmen. In der Regel — ich schreibe es mit ruhiger Überlegung nieder — sind die Heineschen Lieder Lieder eines Juden, jüdisch-nationale Spezifica, trotz des deutschen Sprachgewandes. Schon die Weibanbetung, die in fast allen seinen Gedichten so riesengroß, so wehe und so opfernd

zärtlich lebt, daß sie mit dem Genialischen seiner Natur allein nicht erklärt werden kann, ist nicht deutsch, auch nicht griechisch, sondern jüdisch; strömt aus den gewaltigen Lebensüberflüssen, die im jüdischen Volke für Jahrtausende hinaus aufgespeichert sind. Und jüdisch ist die Art, wie Stimmung und Gefühl, Glaube und Liebe, Leidenschaft und Wille im weißen Lichte des Scheinwerfers Verstand gebadet werden, ohne an Ernst und Tiefe, an Innigkeit und Hingebung, an Stärke und Entschiedenheit zu verlieren. Jüdisch ist endlich die Form — und dies gilt auch für die deutschesten Gedichte Heines — diese von ihm geschaffene und so viel, glücklich und unglücklich, nachgeahmte Form: Die morgenländische Weichheit seiner metrischen Dichtung und die gigantische altisraelitische Pracht seiner freien Rhythmen.

Allerdings, es wird Leute geben, die gerade die paar deutschen Gedichte Heines für seine besten halten. Und sicherlich ist es richtig, daß sie mit unter die besten gehören. Doch es sind auch noch andere beste vorhanden, die just wieder, welche von seinen jüdischesten sind. Daraus folgt, daß man nicht alles, was dazwischen liegt, die große Zahl guter und glänzender Poeme, insoferne sie nicht an jene besten, nicht an den Rang Goethes hinanrangen, dem Judentum in's Schuldbuch schreiben darf. Sie sind nicht die Sünden des Judentums, des ganz und voll gelebten und erlebten; sondern des westjüdischen Zwielichtes, des Schwankens, des Geteiltseins, dem auch Heine verfallen war, wiewohl sich sein mächtiger Genius für Augenblicke bis zur einen oder anderen Seite der Ganzheit durchschlug.

Heine hat übrigens die Tragik dieses Zustandes — eine ganz andere Tragik als die des jämmerlichen Judenschmerzes — geahnt, vor weit mehr als einem halben Jahrhundert voraus geahnt. Vielleicht hat er sich selbst noch in begreiflicher Selbsttäuschung ausgenommen. Aber wie es um das deutsche Judentum im allgemeinen steht, das hat er gewußt. Sonst hätte er nicht die Worte schreiben können: „Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen,schätze ich den polnischen Juden, mehr als den..., der seinen Bolivar auf dem Kopfe und seinem Jean Paul im Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Cha-

rakter des polnischen Juden ein G a n z e s; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein q u o d l i b e t a r t i g e s C o m p o s i t u m h e t e r o g e n e r G e f ü h l e und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaßmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebreicher Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel ist mir noch immer lieber, als mancher in all seiner staatspapierenen Herrlichkeit."

Ich kann mir denken, wie diese Worte Heines unter seinen westjüdischen Zeitgenossen gewirkt haben müssen: Heute sind sie ja viel verständlicher. Heute sind wir — die wir in jüdischen Dingen weder Heine noch die Zeit nach ihm verschlafen haben — sogar schon in der Lage, über manche Naivität in seinen Wendungen und Begründungen zu lächeln. Aber wir stehen auch in staunender Bewunderung vor dem Fernblick des Genius, der im Zenithe der Assimilationsära, selber in ihren Vorstellungen verfangen, das allermodernste jüdische Problem, den Gegensatz zwischen West- und Ostjuden, in seinen gröbsten Umrissen erschaute und die Ganzheit als das nationale Ideal wenigstens ahnte. Und wir empfinden es in sieghafter Gewißheit: Derselbe Heine hätte als unser Zeitgenosse gewußt, wohin er gehört.

Die Agitatoren des Heinedenkmals werden mir sicherlich nicht Dank wissen, daß ich Heine so entschieden für das jüdische Volk reklamiere. Ich aber glaube, daß die Wahrheit höher steht, als alles Denkmalinteresse. Und ich und meinesgleichen wollen mit einem Heinedenkmal, das sich auf deutschem Boden erheben soll, gerne so lange warten, bis die Deutschen begreifen, daß es ihre Kulturpflicht ist, dem J u d e n Heine ein Denkmal zu setzen.

Die Geschichten des Rabbi Nachman*)

„Rabbi Nachman von Bratzlaw, der 1772 geboren wurde und 1810 starb, ist vielleicht der letzte jüdische Mystiker.“ Er ist unter jenen Männern, die zur „Zeit der beginnenden Entartung des Chassidismus“ aufstanden und den Verfall aufhalten wollten, „der Größte, der Reinste, der Tragischste“. Die Geschichten, die er seinen Schülern erzählte, gab er aus dem Gefühl heraus, daß seine Lehren „keine Kleider haben“. „Aber, ohne daß er es im Sinne hatte, gestaltete sich die Erzählung in seinem Munde, wuchs über den Zweck hinaus und trieb ihr Blütengeranke, bis sie keine Lehre mehr war, sondern ein Märchen oder eine Legende.“ „Er ist der erste und bisher einzige wirkliche Märchendichter unter den Juden.“

Die Geschichten Rabbi Nachmans wurden von seinen Schülern niedergeschrieben; dreizehn „sind fünf Jahre nach dem Tode des Meisters, 1815, gesammelt und in dem jüdischen Original mit hebräischer Übersetzung veröffentlicht worden.“ Wie sie in dieser Schülerniederschrift vorliegen, hält sie Buber für „verworren, weitschweifig und von unedler Form“. Daher verwahrt er sich ausdrücklich dagegen, als hätte er die sechs, die er von den dreizehn auswählte, übersetzt. „Bemüht, alle Elemente der originalen Fabel, die sich ihm durch ihre Kraft und Färbigkeit als

---

*) Ihm nacherzählt von Martin Buber. Literarische Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M. 1906. — Besprochen in „Jüdische Zeitung“ I. Jahrgang, Nr. 15 (25. Oktober 1907).

solche erwiesen, unberührt zu erhalten", bezeichnet er sich als Nacherzähler.

Leider habe ich die erwähnte Sammlung von Rabbi Nachmanschen Geschichten in jüdischer Sprache niemals zu Gesichte bekommen und ich kann daher nicht überprüfen, wie weit die Bubersche Wiedergabe wirklich nur als Nacherzählung gelten darf. Daß sie mehr als Übersetzung ist, das hätte er nicht erst sagen müssen. Das sieht man auf den ersten Blick. Aber ein anderer Verdacht ist unabweislich: Daß der Nacherzähler unversehens ein Anderserzähler, ein Mehrerzähler geworden ist? Nicht als ob man an der Phantasie Rabbi Nachmans zweifeln müßte. Vielleicht hätten wir sie in ihrer ganzen Weite und Tiefe kennen gelernt, wenn wir selbst ein ganzes Leben lang dem Meister hätten lauschen können. Vielleicht läßt auch das, was von seinen Schülern überliefert ist, dieses angebliche Gestrüpp, durch das sie uns führen, eine Welt blühender Fabelkraft ahnen. Vielleicht! Aber Bubers Nacherzählung ruft eine ganz andere Empfindung in uns hervor. Da ist zu viel Gepfegtheit, zu viel Sichtung, zu viel verfeinerte Schönheit, als daß man so leicht an einen Urwald zurückglauben könnte. Buber hat im besten Falle seine Sache zu gut gemacht.

Immerhin aber geht eines in seiner Darstellung nicht verloren, ja wird vielleicht durch die eigene Art des Nacherzählers noch unterstrichen: Das eigentümliche Wesen dieser Dichtungen. Sind es wirklich Märchen? Ich möchte es schlankweg bestreiten. Schon eher Legenden, aber auch das nicht. Denn die Legende ist nichts anderes als ein Märchen, in dessen Mittelpunkt eine durch die Religion geheiligte Person oder die Gottheit direkt steht. Also doch Märchen. Den Nachmanschen Geschichten fehlt aber das Märchenhafte. Und muß ihnen fehlen. Schon nach dem, was Buber in der schönen Einleitung seines Buches vom Pathos des Juden sagt.

Vielleicht geht er zu weit, wenn er das Pathos als den Ersatz des den Juden mangelnden sicheren Ruhens in den Dingen, in der Welt um ihn, hinstellt, wenn er sagt, daß erst dieses Pathos der Seele des Juden „einen Kern, eine Sicherheit, eine Substanz gibt". Ich glaube vielmehr, daß der Jude eben das Kunststück

fertig bringt, einfach in seiner Seele, in seinen Beziehungen zu den Dingen, in seinem Glauben und Wollen so sicher zu ruhen und zu wurzeln, wie ein anderes Volk auf den sinnlichen Grundlagen seines Seins. Und ich halte das Pathos nur für die Ausstrahlung dieser seelischen, innerlichen Fundamente, für den Ausdruck der inneren Überlebendigkeit, namentlich für die Sprache des jüdischen Willens. Aber jedenfalls hat Buber insoferne Recht, als das Pathos ein Wesenszug der jüdischen Seele ist, der nirgends fehlt, wo diese wirkend, gestaltend und schaffend auftritt. Pathos aber und Märchen sind unvereinbare Widersprüche.

Ich spreche natürlich nicht vom Pathos im vulgären Sinne, sondern vom hohen, echten, von dem Pathos, das nicht hinter den Kulissen fabriziert wird, sondern das Brausen des wirklichen und wirklich hochgehenden Seelenmeeres ist. Ich spreche von jenem Pathos, das bei den Juden die höchsten Wellen wirft, weil eben der Jude durch „das Wollen des Unmöglichen", wie Buber so schön sagt, sich auszeichnet. Wie sollte sich dieses mit dem Märchen vertragen, das seiner ganzen Anlage nach von dem spannenden „Wollen des Unmöglichen" weit entfernt, ein beruhigendes, besänftigendes Lustwandeln im Unmöglichen ist?

Nein, die Geschichten des Rabbi Nachman sind keine Märchen. Der beste Beweis auch: Sie sind nicht für Kinder. Es sind Geschichten für Erwachsene und nicht einmal für alle, sondern nur für diejenigen, die sich heildürstend, offenbarungslüstern an den Erzähler herandrängen, die nicht unterhalten, nicht in eine schöne Traumwelt eingewiegt, sondern erlöst, in einer höheren Wirklichkeit eingeführt werden wollen. Diese Märchen sind keine Märchen, wenn sie auch in Form und Methode einen deutlichen Zug ins Märchenhafte aufweisen; sie sind eher Parabeln, Allegorien, „Kleider", die man ziemlich leicht von den Ideen des Meisters abstreifen kann. Oft ist dies gar nicht nötig, da ganze Stellen des Ideenkörpers ohnehin unbedeckt bleiben.

Besonders kennzeichnend für diesen allegorischen Zug der Nachmanschen Geschichten ist „Die Geschichte von dem Meister des Gebetes". Wahrlich, da ist genug Phantasie zusammengetragen, „Tausend und eine Nacht" kann kaum mehr leisten. Aber es fehlt die Ziellosigkit der arabischen Märchen — jenes Häufen des

Wunderbaren ohne inneres Gesetz, höchstens von dem dichterischen Bedürfnisse nach Steigerung geordnet. Hier sind alle Wunder Erfüllungen. Sie wickeln sich eines nach dem andern ab, in der Reihefolge, in welcher die Ideen des Erzählers „eingekleidet" werden müssen. Eine gewisse notwendige Geradlinigkeit, eben die Geradlinigkeit des Pathos, haftet ihnen an; das echte Märchen aber erzählt sich in Arabesken, in wirren, verschlungenen Linien.

Auch im deutschen Märchen mag zuweilen eine lehrhafte Note, sagen wir z. B. gegen den Goldhunger der Menschen mitklingen. Das ist aber nur ein kurzes Sichbesinnen des verträumten Märchenwandlers. Betrachten wir dagegen die Rolle, die die Entartung der Menschheit durch das Geld in der „Geschichte von dem Meister des Gebetes" (auch in den anderen Erzählungen) spielt! Wie tief sie durchleuchtet, wie stark sie beklagt, wie sehr sie bekämpft wird. Nebenbei gesagt, ich habe noch nie eine heiligere Polemik gegen die Welt des Geldes, „Das Land des Reichtums", gelesen, als hier. Da sieht man erst, wie tief noch Tolstoi im Kriegerischen steckt.

Doch ob Märchen oder nicht — die Erzählungen des Rabbi Nachman sind jedenfalls etwas, was der Judenheit viel zu denken geben kann. Und die einleitenden Ausführungen des Nacherzählers, die sich durch ihre besonders schöne Sprache, durch fein ziselierte Gedanken und durch unaufdringliche Unterweisung auszeichnen, erhöhen diese Möglichkeit. Das Judentum braucht nur Ohren zu haben, um zu hören.

Zuvörderst auf die Westjuden müßte das Buch wie eine Offenbarung wirken. Da ist einmal etwas anderes als die übliche Judenliteratur, durch die ihnen das Judentum noch mehr entstellt, verleidet wird, etwas anderes als alle die lächerlichen Verteidigungsschriften, die sozusagen Erbauungsbücher, die sentimentalen Geschichten. Da hören sie von einer großen, ursprünglichen geistigen Bewegung im Judentum, die noch gar nicht so lange zurückliegt, der chassidischen Geistesrevolution, da sehen sie ein jüdisches Volk vor sich, das noch seinen innigen, starken Zusammenhang mit der Natur hat und noch im gewaltigen Seelenglauben sich läutert oder verzehrt. Da gibt es ein ureigenes Wesen und Leben, das noch entarten konnte.

Und vielleicht steigt in manchen ein leiser, schamvoller Wunsch auf: O wäre auch in uns noch Stoff zum Entarten oder wären wir auch entartet, aber noch ganz geblieben in der Entartung und damit noch fähig der Erholung, der inneren Wiederaufrichtung! Wie jene da droben im Norden und Osten, die Vielverhöhnten und Vielverkannten, die noch große jüdische Möglichkeiten in sich tragen! Wie gern opferten wir unseren Vorsprung an all dem nichtigen und wichtigen Zeug der Zivilisation — wie bald werden sie uns übrigens eingeholt haben! — für eine Stunde der kräftigen Einheit und Geschlossenheit des ostjüdischen Wesens.... Und die nicht so kühn zu denken und wünschen wagen, werden vielleicht in ihrem Dunkel und Dünkel etwas erschüttert. Und auch das ist gut....

Für das Ostjudentum hat das Buch eine ganz besondere Bedeutung, weil es ein Buch des Chassidismus ist, das auf die geistigen Wurzeln dieser Bewegung zurückgeht und sich weder durch alte ungerechtfertigte Vorurteile noch durch neues gerechtfertigtes, aber wohlfeiles und unfruchtbares Entsetztsein über die Wunderrabbis bestimmen läßt. Wohl bietet es damit nicht ganz Neues, Buber selbst führt in seinem Vorworte S. Dubnowan, „den Historiker des Chassidismus“, und M. J. Berdyczewski, „den Erforscher der chassidischen Seele“, und hätte noch andere, auch wenn er ihnen keine unmittelbaren Anregungen verdankte, erwähnen können, so in erster Linie den Dichter J. L. Perez, den Meister in der Apotheose des Chassidismus. Aber ein würdiger Fortsetzer ist er. Zusammen mit den nacherzählten Geschichten sind seine Darlegungen von einer bisher nicht erreichten Eindringlichkeit der Wirkung.

Nicht an ihren Früchten sollt ihr sie erkenen, zumindest nicht an den schlimmen! Nicht daran ist der Chassidismus zu messen, was meist von ihm unabhängige Voraussetzungen und Umstände aus ihm gemacht haben — ich will mich auch übrigens über die Ursachen des großen Mißerfolges in keinen Disput mit dem Verfasser einlassen — sondern, an dem geistigen und sittlichen Kapital, das er als eigenes in das jüdische Leben mitbrachte und das im Leben selbst günstig fortzuwirken noch nicht ganz aufgehört. hat. Nicht Wunderrabbinentum ist der Chassidismus von

Haus aus, sondern die Lehre von der Läuterung der gesetzbefreiten Seele durch die Freude in Gott. Er ist der Aufstand des lebendigen Volkes, seines innigen Sehnens, seines einfältigen Sinnens, seiner starken Sinne gegen das kalte, kluge, matte Buchstabenerbe ins Grab gesunkener Geschlechter. Er ist der wundervolle Versuch eines kriechenden Volkes, sich in die höchsten Höhen emporzuschwingen. Und auch nicht ganz vergeblich ward der Flug getan. Wenn es auch leider wahr ist, daß der Chassidismus selbst wieder ins Formelhafte und Dogmatische verfiel, so ist es nicht minder wahr, daß er etwas von seiner ursprünglichen Glut und Farbe, von seiner stürmenden, läuternden, verschönenden Kraft überallhin, auch auf seine Gegner, verteilt hat. Es gibt wohl nur wenige Ostjuden, auch wenn sie außerhalb des chassidischen Lagers stehen, denen sich nicht zumindest ein Funke aus der chassidischen Sonne ins Herz gesenkt hätte. Und wenn wir erst jüngst anläßlich gewisser politischer Ereignisse in Galizien vor einer urplötzlichen Erweckung der jüdischen Massen wie vor einem Rätsel standen, so verdanken wir Rätsel und Lösung nicht zum geringen Teil der Durchdringung des ganzen Volkes mit chassidischer Ekstase.

Ekstase.... Das Leben spielt sich nicht in lauter Ekstasen ab. Gewiß! Aber wehe dem Leben, das nicht von Ekstasen genährt wird, wie der Boden von der Feuchtigkeit! Wehe dem Volke, das für Ekstasen schon zu alt und zu klug ist.... Am Ende ist die ganze Judenfrage die Frage: Wie erhält und steigert man in Israel die Ekstase? Zu dieser Erkenntnis sehr viel beigetragen zu haben, ist ein Verdienst, das Buber für sich in Anspruch nehmen darf.

Gäste in Czernowitz*)

Nach der Sprachkonferenz.

Es ist kein Zweifel, auch Städte haben Individualität, haben ein ausgeprägtes seelisches Eigenbild. Auch wenn sie sich aus den verschiedenartigsten Elementen zusammensetzen, schwebt ein einigender Hauch über ihnen. Nationale Mannigfaltigkeit spaltet zwar einigermaßen das Bild, aber nur, wo die einzelnen nationalen Gruppen sich stärker sondern und Gelegenheit haben, ihre Sonderart in Sonderkultur zu betätigen. Nebstbei gesagt, die Variante, die ich für die feinere, reichere, tiefere halte. Aber wo sie ein buntes Gemengsel bilden, in welchem sie sich selbst nicht finden, ihre eigene Art nicht fassen, nicht in Bleibendes pressen können, da wird eben diese ungeordnete Mannigfaltigkeit ein Merkmal mehr der Stadtpersönlichkeit. Sie erhält etwas Unpersönliches.

Solche Städte sind von einer Art anspruchsloser Liebenswürdigkeit, rechenschaftsloser Heiterkeit und derber Anmut. In solchen Städten sammelt der Geist nicht gern, sondern zerstreut sich lieber. Da werden keine Kulturschöpfungen geschichtet, sondern höchsten spielend verbraucht. Da gibt es keine Ewigkeit, sondern nur Zeit und eigentlich auch die nicht, sondern bloß Tage und Nächte.

Eine solche Stadt ist Czernowitz. Und darnach sind auch die Juden von Czernowitz: Liebenswürdig lustig, dem Politisieren

*) Zuerst in „Jüdische Zeitung" (September 1908).

zugetan, aber gegenüber den Hintergründen des Lebens gleichgiltig. Fortschrittlich, aber nicht fortgeschritten, noch weniger vorgeschritten, am allerwenigsten vorschreitend. Temperament ohne Bewegung. Kurz: Ausgezeichnetes Material, aber nirgends hineinverbaut, unnötig an der Sonne trockend.

Und nun denke man sich unter dieses freundliche, gutmütige Völkchen, das alles andere eher liebt, als sich von fremden Stürmen fortwirbeln zu lassen, plötzlich eine Schar von Eindringlingen gebracht, die solch fremden Sturm darstellen. Wie desorientierend mußte schon die eigentümlich cholerisch-melancholische Art geistiger Schöpferpersönlichkeiten wirken. Dazu die neuartige jiddische Sprachforderung, mit der sie in dieses stille Teil eines jüdischen Deutschtums von der aller anspruchslosesten und allervoraussetzungslosesten Sorte drangen. Und schließlich, daß sie aus den Zentren eines neuen, stark pulsierenden, schöpferischen jüdischen Lebens kamen und schon dadurch allein jenseits aller Maße standen, die die Einheimischen an sie anlegen konnten.

Gewiß haben auch anderseits die Gäste im ersten Augenblicke nicht gewußt, was sie aus den ihnen fremdartigen Menschen machen sollen. Aber ich habe Grund anzunehmen, daß sie sich vermöge ihrer guten Witterung bald orientierten und wohl fühlten. Vermöge der dem Genius eigenen Gewohnheit, volle Möglichkeiten den Wirklichkeiten, gesunde Keime den Früchten gleich zu werten, fanden sie Gefallen an dem Material, daß sich ihnen gegenüber so seelenlos zu verhalten schien. Und die Czernowitzer Judenheit kann sich glücklich schätzen, daß sie die Aufmerksamkeit dieser geistigen Tatenmenschen auf sich lenkte. Es wird ihr nichts helfen. Ob sie will oder nicht, sie wird in die große jüdische Welt mit einbezogen werden. Ihrer Vereinsamung und Verwaistheit naht endlich das Ende.

Das ist mit eine der schönen Perspektiven der Sprachkonferenz und damit allein hat sie sich schon ein großes Verdienst erworben.

Ich persönlich verdanke ihr vor allem die Bekanntschaft und den vertrauten Umgang mit hervorragenden Menschen, die fördernd und ermutigend auf mich wirkten und meinem lauernden Beobachungseifer die schönsten Aufgaben stellten. Es ist mir ein

Vergnügen, die Eindrücke, die ich von ihren Persönlichkeiten empfing, recht und schlecht, in meine Bildart, in ein paar Worte zu bannen. Sollten sie ausreichen, um auch anderen einen, wenn auch nur andeutungsweisen Begriff von dem Geschilderten beizubringen, so wird es mich doppelt freuen.

Zu Perez stand ich schon früher in einem besonderen Verhältnisse. Ich habe viele seiner Sachen ins Deutsche übersetzt, mit Liebe übersetzt, wie ich betonen möchte. Ich weiß nicht, wieso es kam, ich hatte gefürchtet, daß er mich enttäuschen werde. Irgendwie hatte sich die Vorstellung, als müßte er anmaßend sein, meiner bemächtigt, und ich finde Anmaßung so schmählich, so klein, so unwürdig eines Großen. Wie glücklich bin ich, daß ich anders und angenehm enttäuscht wurde. Er hält wohl viel von sich und noch etwas mehr auf Distanz, aber dies geht nirgends über die Grenzlinie des Harmonischen heraus. Ich fand ihn lieb, wohlwollend, gut, Seele von einem Menschen. Und naiv, wie nur ein Dichter sein kann. Und raffiniert durchschauend, wie wieder nur ein Dichter sein kann. Äußerlich wenig jüdisch, mehr Pole, namentlich durch den Schnauzbart, innerlich ein ganzer Jude: Nicht nur mit seinem Optimismus und seiner Ausdauer, auch mit dem eigentümlichen lyrischen Pathos des Juden, das nicht nur in seinen Dichtungen hervortritt, sondern noch kräftiger, wenn er diese selbst vorliest, und auch dann, wenn er spricht. Er ist ein guter Redner. Schon das Vibrieren seiner Stimme, das übrigens auch zum erwähnten Pathos gehört, wirkt. Dann das Kaskadenartige des Satzbaues. Weniger jüdisch, als rußländisch-jüdisch, vorjüngster Marke ist sein politischer Radikalismus: Schrecklich einfach und kindlich, und im vollen Gegensatz zu seiner freien Natur, die sonst gegen alles Schema revoltiert. Das Judentum liebt er über alle Maßen und er ist sozusagen auf der ständigen Suche nach junger „Jüdischkeit". So fand er ja auch die Schönheit im Chassidismus. Von einem Besuche in Sadagóra kam er wie verzückt zurück. Das jüdische „Adelsschloß" hatte es ihm und den anderen angetan, den „radikalen" Dichtern.

Ein Elementarereignis ist Schalom Asch. Ein Sturm! Wenn er dahinzufegen beginnt, fühlt man sich versucht, einzuknicken. Spricht manchmal erzschlecht, kommt aus dem Stottern

nicht heraus. Manchmal aber, sowie die Erleuchtung über ihn kommt, mit der Wucht des Weltgerichts. Dann bekommt seine hohe, starke, Gestalt, die sonst etwas linkisch wirkt, Sinn. Und die Tränen, die in seinen Augen erschimmern, adeln die Unadeligsten. Ungeheuer ist seine Liebe zur jüdischen und speziell zur biblischen Vergangenheit, darum ist seine jüdische Übersetzung des Buches Ruth, die er in Czernowitz zum erstenmal der Öffentlichkeit vorlegte, so gewaltig groß und ihr Eindruck so überwältigend geworden. Asch' Art ist unvermittelt. Soeben war er noch ein großes tändelndes Kind — ich mußte immer an ein kluges, gutes Elefantenbaby denken — und einen Augenblick später stürzt sein Genius brausend hervor und die Seelen neigen sich ihm, wie die Bäume dem Gewittersturme.

Mit Perez und Asch war aus Warschau auch H. D. Nomberg gekommen. Du siehst ihm den bebend zarten Lyriker nicht an. Hinter einer unscheinbaren Gestalt und einer Überschlichtheit der Geberde feines dichterisches Empfinden und enthusiastische Hingebung. Und dabei ein Humor, wie ihn eben nur noch der „Osten" im Judentum zeitigt. Äußerst streitbar in der Debatte, im Grunde aber der friedlichste und bescheidenste Mensch. Ein Ideal an Selbstlosigkeit — bis zur Bohême. Er selbst rechnet sich zu ihr. Nicht mit Unrecht und nicht ohne Koketterie. Ich halte ihn für einen der Glücklichsten unter den Schaffenden. In lächelnder Erinnerung bleibt mir, wie er sich einmal abseits setzte, um rasch einen Artikel zu erledigen. Es war putzig zu schauen, wie er sich förmlich in seine Arbeit verkroch. Ein wohlwollend bißiger Freund verglich ihn mit einem Hündchen, das einen Knochen erwischt hat und diesen nun ruhig und glückselig in einem Winkelchen verzehrt.

Ein Bohêmien ist auch Reisen, nur weniger freiwillig und weniger glücklich, wie mir scheint. Auch ein Mann, der nicht an sich denkt, dem's aber weniger gut bekommt. Er muß sein Herzblut geben. Der Zorn, der Eifer, die manchmal in seinen Gedichten und seinen sozialen Skizzen widerklingen, beherrschen ihn auch im öffentlichen Auftreten. So setzte er die Konferenz durch die Folgerichtigkeit in Erstaunen, mit der er den kleinsten Anlaß herausfand, um seinen extremen Standpunkt in der Frage

des Jiddisch durch Rede oder Zwischenruf hervorzukehren. Viele, sehr viele haben es ihm verübelt, selbst solche, die seiner Meinung sind. Im Grunde mit Unrecht. Er war vielleicht der erste, der aus Rußland kommend, ein neuartiges Interesse an jiddischer Sprache und Literatur in Galizien begründete, uud es ist kein Wunder, wenn er nervös wird, sobald er glaubt, daß seinen Lieblingen eine Gefahr droht.

Und nun Dr. Chaim Schitlowsky (den ich, ebenso wie Reisen, schon früher kannte). Er ist der einzige von den hier erwähnten, der nicht zu der Dichtergilde gehört. Und doch möchte ich an ihm in allererster Linie die Anmut hervorheben. Ich bitte nicht zu staunen. Ich weiß, er ist ein Denker von prächtiger Sehschärfe; ich weiß, er ist ein Volkserzieher, wie ihn kein Volk besser haben könnte. Ich weiß, ich weiß. Aber ich lasse mir nicht ausreden, daß sein Denken und Erziehen erst durch die Anmut, durch die sichere und schöne Eleganz seiner Rede und seines Auftretens, zur vollen Wirkung kommt. Man hat ihn als Vorsitzenden bewundert. Ich führe auch diese Eignung auf die Anmut zurück. Sie ist es, mit der er schon seit Jahren die ostjüdische Intelligenz in Amerika, und wohin er kommt, für das Jiddische gewinnt. Ohne von der Sache zu reden, nur durch die Art, wie er jiddisch spricht, wie er einfach mit seiner Person beweist, daß man mit Jiddisch ebenso auf das Katheder steigen und in den Salon kommen kann, wie in die Kneipe und in die Volksversammlung. Er bezaubert und die Bezauberung ist nachhaltig. Man vergißt ihn nicht, vergißt die gedrungene Gestalt nicht mit dem hochzivilisierten und feinkultivierten Gesichte, vergißt nicht die blauen Denker- und Frageraugen und vergißt nicht sein schönes, durchdachtes urd doch beschwingtes, stilles und doch feuriges Apostelwort.... Und so wird schon seiner allein wegen die Konferenz nicht vergessen werden....

SIEBENTER TEIL

Einige Dichtungen

Ich trug anfangs Bedenken, auch die paar dichterischen Versuche, die nunmehr folgen, in das Buch aufzunehmen, entschied mich aber schließlich für die Aufnahme. Es kam mir vor, als würde ich eine Art negative Falschmeldung begehen, wenn ich sie unterließe.

Bezüglich des Einakters bemerke ich, daß er für eine Dilettanten-Vorstellung, die wegen eines zusagenden Stückes in Verlegenheit war, in fünf oder sechs Tagen und bei geringer täglicher Abeitszeit geschaffen wurde und daß ich bisher nicht Zeit fand, ihn auf etwaige Folgen so rascher Arbeit durchzusehen.

Von meinen Gedichten nahm ich hier natürlich nur solche auf, die aus dem jüdischen Problem hervorgewachsen sind; aber auch von diesen nur solche, die in den Jahren 1902 bis 1904 entstanden sind. Die „Gedichte“, die ich früher einmal als ganz junger Mensch in den Anfängen meiner schriftstellerischen Tätigkeit in Parteiblättern ablagerte, konnten in diesem Buche keinen Platz finden — ebensowenig wie die anderen Arbeiten jener Zeit. Nur noch aus dem ganz besonderen Grunde, weil sie wirklich ganz und gar unmöglich sind.

Ob ich noch einmal Muße haben werde, um den hier abgedruckten Entwurf eines Zukunftsromanes auszuführen — steht dahin.

Tröster Ahasver

Wenn ich durch die dunklen, dichten
Menschenschwärme schreite,
Rechts die Torheit lacht,
Links die Niedertracht;

Wenn ich meine herzverwirrten
Erstgeliebten sehe,
Bald so dünkelkrank,
Bald so demutschwank;

Und sich meine schmerzenmatte,
Schamgequälte Seele,
Hoffnungslos und still,
Ruhwärts wenden will —

Ruf ich dich, oh starker Alter,
Niemals müder Wand'rer,
Wahrheit Du und Mär,
Ew'ger Ahasver!

Um dem Hohenlied zu lauschen,
Deinem Liede, Heil'ger,
Der zum Staub verflucht,
Doch die Himmel sucht;

Um aus deinen Sonnenaugen
Kunde mir zu holen,
Daß durch Zeit und Tod
Menschheitsfeuer loht —

Und getrost wird meine Seele,
Grüßt mit sehnsuchtsweitem
Jungen Flügelschlag
Neuen Arbeitstag!

Ahasvers Sehnsucht

Ihr glaubt, ich lechze nach dem Tod...
Ist Tod Versiegen nicht des Lebens,
Und Leben nicht
Ein wunderbarer Ewigkeiten-Trank,
Ein schäumend Dursteslöschen
Bei sonnengoldner Becher Klang,
Ein lichtes Trunkensein,
Niemals zu lang? —
Und ich sollt sterben wollen?
Ihr glaubt, ich lechz nach Ruh...
Solang ich meine Geistesfaust
Herniedersausen lassen kann
Auf spröde Ewigkeit,
Und eingraben meine Willenskrallen
Ins warme Fleisch der Zeit,
Solang ich harren kann und stürmen,
Und lodern kann in Kuß und Streit —
Solange brauch ich keine Ruh!
Ich mag nicht, Tod, ich mag nicht Ruh!
Was mir die Pulse hetzt,
Was mir die Furchenschrift
Ins Antlitz hat geätzt,
Es ist das bange Schauen
In eurer Blicke

Stummes Grauen
Vor meiner Art;
Es ist das Echo eures Hohns,
Ich hätt ein Herz aus Stein und Eis,
Wo ich ein Gären doch und Gluten
In meinem Innern weiß;
Es ist der kalte Griff der Angst,
Die an mir hängt und mit mir schleicht
Durch all die weiten,
Herzenfernen
Einsamkeiten
Meines Wegs.
Oh, wär ich endlich schon am Ziel,
Daß dieser Spuck vorbei
Und meiner Seele
Nicht mehr so bange sei,
Daß eurer Augen
Helle Grüße
Gläubig zu mir gleiten
Und meines Schaffens Spur
Freunden gleich geleiten!
Oh, wär ich schon am Ziel!
Ich will nicht sterben,
Ich will nicht ruhn,
In eurer Liebe will ich leben
Und meine Wunder tun!

Gott flucht Ahasver

Fluch dir, Ahasver,
Mein sündiger Liebling,
Fluch deinem Herzen,
Fluch den Gluten,
Die in Strömen ohne Ende
Ihm entfluten!
Ihrem Laufe öffne sich
Kein ladend Bett,
An ihrer Quelle schon
Versteine sie
Ein donnerndes „Hinweg!“
Und stoße sie
Als tote Lava
In deine Brust zurück
Zu neuem Glühn!
Und willst du
Deinen Weltenliebesdurst
In einem Tränenschauer löschen,
So verdampf' auch er
Im heißen Odem deines Bluts,
Und senke sich
Als glühnder Nebel
In deines Herzens Hölle,
Sie heißer noch zu heizen,

Und steige wieder auf,
Ein Feuerhauch,
Dein Hirn sengend!
Dann greifst du wild
In deine Brust
Und fassest Glutenstücke,
Und wirfst sie aus,
Und läufst, entläufst
Vor deiner Liebe,
Und kannst nicht weinen
Weil sie nachwächst
Tausendfach in dir!
Da reckst du dich empor,
Mein sündiger Liebling,
Und ballst die Faust
Gen meinen Himmel,
Und lachst, und lachst,
Wie niemals noch ein Mensch gelacht,
Und wirst im Lachen inne,
Wie stark ich fluchen kann!

Ahasvers Gebet

Aus keinem Auge blinkt ein goldiger Tag,
Aus keinem Munde klingt ein Lebenslied!
Nur graue Steine, bunte Lappen
Und gleißendweißes Licht darauf,
Rädergerassel und Trittegetrappel,
Dazwischen aus heiseren Kehlen Geschrei...
Mich hungert nach Sonne, oh Herr,
Mich dürstet nach jauchzendem Sang!
Oh lass meine darbende Seele
Nicht welken und bleichen
In dunklem Glanz und stummem Lärm!
Führe mich auf Deine weiten Sonnenwiesen,
Zu Deines Liedes sprudelnden Quellen
Führe mich, oh Herr!

Keine Wange, die in rosiger Scham sich färbt,
Keine Träne, von heißer Liebe geweint!
Nur sieches Blaß und dreiste Röte,
Ein frevelnd Lachen an Glückessärgen,
Seufzergeheimnis und Redegesäusel,
Und nackter Almosen Klimperklang...
Oh sieh, wie ich friere, Herr,
Wie ich zittere nach Deinen Gluten!
Oh laß mein schrumpfendes Herz

Nicht erstarren und brechen
In Geckendemut und Bettelstolz!
Führe mich auf Deine warmen Sonnenwiesen,
Wo die duftigen Blümchen der Liebe blühn,
Führe mich, oh Herr!

Doch braust nicht der Dampfsturm durch die Lüfte oben,
Schwirrt nicht durch tausend Drähte der heimliche Blitz
Und rast wie toll daher mit seiner Last
Von Wagen, Leibern, Zeichen, Tönen?
Und steht im Hebelpunkte dieser Wunder
Nicht stolz und groß der schwache Mensch
Und bohrt die Fernenblicke,
Die kühnen, in die stumme Nacht?...
Oh gib mir nichts aus dieser Wüste,
Nur diese Blicke
Gib mir mit auf meinen Weg, oh Herr,
Lasse mich einmal das Reich der Weisheit
Auch auf Sonnenwiesen gründen!
Führe mich, oh Herr!

Ahasver an seine Widersacher

Kreischt nur und zischt
Und spritzt euern Lästergischt
Zu mir empor!
Umsonst!
Rein bleibt mein Ohr,
Und rein empfängt's
Den Ruf des Heils,
Der durch die Welten dröhnt
Und still und stark
In meinen Herzen
Widertönt.
Vergebens euer Grinsen
In Übermut und Wahn,
Ihr reicht ja nicht einmal
An meinen Bart hinan!
Hoch über euch
Fliegt mein Blick
Hinaus in die Zeit
Und holt mir dort
Die ganze, die große,
Die leuchtende Ewigkeit.
Und zerrt nur da unten,
Soviel ihr wollt –

Ihr seid eine Welle nur,
Die mir entgegenrollt,
Ich teil sie mit sicherem Schritt.
Und schwillt sie auch manchmal
Zu reißendem Strom,
Mich reißt sie nimmer mit!
Ich steuere aufrecht und einsam,
In kühler Fährmannsruh,
Durch euer Gewirr und Gewoge
Dem Lande der Menschen zu!

Ahasver und Acher
(Vision am Meere)

Am fernen Horizonte
Eine Spalte blassen Lichts,
Durch die ein nord'scher Sommertag
Der Nacht bei ihrem Treiben zusieht,
Wie sie Meer und Land
Zu gleicher Zeit liebkost,
In ihre schwarzen Locken beide hüllt.
Auch ich versenke meine Blicke
Immer tiefer in die tiefen Schatten,
Als läge meines Daseins Lösung
Auf dem Herzensgrund der Nacht.
Da plötzlich, einem sterbensmatten Falter gleich,
Kriecht auf mich zu
Ein schwarz besegelt Boot,
Sein grünes Auge
Vorn überm Kiel
Überstreicht mit silbergrünem Glanz
Die dunklen Fluten,
Zum fahlen Spiegel wird
Das Meer zu meinen Füßen...

Ich blick hinein und seh mein Bild —
Doch nein, nicht meines!

Wohl sinds dieselben Augen,
Voll Frag und Leid in ihren Tiefen,
Derselbe Mund, ein Siegel großen Schweigens,
Dasselbe junge Mienenspiel
Überm langen, weißen Bart —
Und doch anders !
Trotzfunken sprühen aus den Augenschlünden,
Hohngelächter nistet auf den stillen Lippen
Und im greisen Jünglingsantlitz
Zuckt und zerrt die Leidenschaft . . .
Ich bin es nicht!
Ich bin nicht ich!
Ein andrer ist mein Spiegelbild,
Bin selbst ein andrer —
Acher bin ich,
Elischa ben Abuja,
Bin Ahasver und Acher,
Beide sind wir eins,
Jahrtausende schon eins . . .
Und ich, ich wußt es nicht!

Da wendet sich das Boot,
Sein Auge kehrt sich ab,
Sein Segel löst sich auf in Nacht,
Das Meer ist wieder schwarz
Und strahlt mir kaum
Ein dunkles Bild entgegen . . .

Beklommen tret ich fort vom Strand
Und zieh landeinwärts, gegen Süden . . .

Ihr und Ich

Ihr habt mir das Schwert aus den Händen gewunden,
Die Krone gerissen vom Königshaupt,
Ihr habt mir den Rücken krumm gebunden,
Den kecken, den siegenden Blick geraubt!

Ihr habt mich aus einsamer Höhe gestoßen,
In wimmelnde Tiefe hinabgedrängt,
Ihr habt meinen Stolz, den reinen und großen,
In Schmutz und Schlamm und Sumpf ertränkt!

Ihr habt mich gehalten in dumpfen Verließen
Und habt mir gestohlen die jauchzende Welt,
Ihr habt mich betrogen ums Glückgenießen
Und habt mir den Sinn meines Lebens entstellt!

So will ich euch fluchen und will euch hassen! —
Doch nein! — Ich entkam ja der Schmach und Not;
Wohl könnt ihrs in eurem Dünkel nicht fassen,
Wie blutend Leben weiter loht:

Aus meinem Herzen hab ich gesogen
Viel sonnige Fäden so fein und fest,
Und hab mir daraus zusammengewoben
Ein neues, lauschiges Weltennest.

Aus meinem Geiste hab ich geschmiedet
Mir hurtig Krone und Schwert zugleich,
Nun rag ich aufrecht und glanzumfriedet
In meinem jungen Gedankenreich.

Und hole aus tiefen Seelenverstecken
Mein Wollen, den zeugenden Sturm, hervor,
Ich lass ihn wirbeln und lass ihn wecken
Aus Ahnen und Denken die Taten empor!...

So will ich euch segnen und will euch lieben,
Soviel und so schwer ihr gesündigt an mir!
Denn ich bin das siegende Opfer geblieben
Und reueverfallene Henker ihr!

Nach tausend Jahren

Aus dem Entwurf zu einem jüdischen Roman.

Es geht ein Wort durch ganz Amerika: „Stirb nicht, ehe du nicht das Stadthaus von Mojschestodt gesehen hast, damit du nicht als Unvollkommener sterbest... Und kommst du am Morgen, es zu sehen, so warte den Abschied der Sonne ab, um seine volle Schönheit in dich aufzunehmen."

Auf einem Berge liegt es, über prächtigen Wasserfällen, und hoch über der Stadt, die sich weithin in die Ebene ausdehnt. Eine Weile noch vergnügt sich die Sonne damit, in den krystallenen Fenstern rote Feuerbrände zu entzünden. Dann gibt sie das eitle Spiel auf, verschwindet, und läßt nur die Weiße des Hauses zurück, der Welt zu künden, daß auch mitten in den Finsternissen das Licht nicht stirbt.

Weiß ist das Haus — heilig weiß im zitternden schwarzblauen Nebel der Nacht. Und voll dieser weißen Heiligkeit sind auch die Linien des Hauses: Schwer und ernst und gerade steigt es aus der Erde heraus. Plötzlich wölben sich mächtige, kühne Bögen, die sich in der Höhe zu verlieren scheinen, um sich dann doch irgendwo oben zu schlanken, fragenden, keuschen Türmen zu sammeln....

Aber heute haben wohl nur wenige Leute in Mojschestodt Sinn für die heilige Schönheit des Stadthauses, die wenigsten sind überhaupt unten in der Stadt. Hunderttausende lagern in der abschüssigen Umgebung des Hauses. Tausende hocken auf den sieben breiten und hohen Stufen, die sich rings um den

Bau hinziehen. Hunderte umschwirren ihn auf ihren Luftschiffen. Es war Wahl heute, nun zählt man die Stimmen. Nur noch kurze Zeit und der Name des Gewählten muß bekannt werden! Ob Jermi Woldman gesiegt hat, der Mann, der seit fünfzig Jahren Schönheit sammelt und sie wieder ausstreut in Israel, der dieses weiße Wunder erbaute, — oder Wolf Tobbes, der junge Mensch mit dem Doppelblicke des Stürmers und des Schwärmers, der in seiner Seele neue Welten baut und just allem Volke sie öffnen will.... — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Jermi Woldman! Jermi Woldman!... Die Kunde fliegt von Mund zu Mund. Tausende hören sie unwillig. Hunderttausende jubeln.... — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Jermi Woldman sitzt auf der Terasse seines Hauses und blickt — einer der wenigen an diesem Abend — in stiller Labnis zu seinem weißen Werke empor. Sein Enkel, ein Jüngling — der Sohn lebt nicht mehr — nach- und mitempfindend neben ihm.... Da stürmt die Enkelin herbei, eine Sechzehnjährige. Noch hat sie nicht gesprochen und er weiß es schon, erkennt es an ihren leuchtenden Augen. Unwillkürlich erhebt er sich:

„Also, doch noch einmal?"

„Ja, Großväterchen!"

Und sie kniet neben ihm nieder und küßt ihm die Hände.

Er aber seufzt leise, wie einer, der Gefahren ahnt.

„Diesmal sollst du mit, Lejser!" sagt er plötzlich.

„Großvater?"

„Ja, Lejser! Und auch du, Chawinju!"

„Großväterchen, Großväterchen!"

Und hängt schon an seinem Halse!

Kaum macht er sich frei.

„Und schon nächste Woche fahren wir."

Kaum kann er einen neuen Überfall ihrer Dankbarkeit abwehren. Und, den fragenden Blick des Enkels bemerkend, fügt er hinzu:

„Wir fahren nicht direkt, sondern machen erst eine kleine Reise. Diesmal darf ich mich nicht auf fremde Berichte verlassen.

Ich muß überall selbst sein, überall selbst untersuchen, wie es mit Israel steht. Ob sie wirklich mächtig geworden sind, die neuen Eiferer, die das Schöne und das Starke hassen, und die ich dafür hasse — mit der ganzen Kraft meiner Seele. . . .“

„Errege Dich nicht, Großvater!“

Aber der Alte hörte die Mahnung nicht, sondern ging, die Hände zu Fäusten geballt, mit großen Schritten auf und ab.

„Großväterchen!“ zirpte das Mädchen.

Der Ton weckte ihn wieder. Er lächelte.

„Mein Kind?“

„Wo werden wir überall sein?“

„Ach, in vielen, vielen Städten, wo es Juden gibt, und auch in solchen, wo keine sind.“

„Nennen mir die schönsten und wichtigsten!“

„Nun also. . . . London, Jeuneville, Frankfurt, Wien, Rom. . .“

„Ach!“

„Salonik, Stambul, Jeruscholajim. . . .“

„Jeruscholajim“, wiederholte das Mädchen leise, wie betend. „Oh, wie schön muß es sein!“

„Wie ein Märchen, das Gott selbst erzählt, Chawinju.“

„Oh, oh . . . und dann?“

„Dann fahren wir nach Neu-Babel, und von da kehren wir um und ziehen in die Länder des europäischen Ostens, wo die alten Slawenvölker und unter ihnen seit Jahrhunderten wieder Millionen unseres Volkes hausen. Da kommen wir zuletzt nach Wilna.“

„In Wilna warst du noch nicht?“ fragte der Enkel.

„Nein! Vor zwanzig Jahren hätte ich Gelegenheit gehabt. Da war die Nationalversammlung auch dahin einberufen. Aber damals ließ ich mich nicht wählen. . . . Doch ich höre Schritte. Wohl die Deputation. . . .“

* *
*

Schwer und dumpf lastete die Hitze über Frankfurt. Es war, als brütete sie unheimliche Pläne gegan die größte Stadt des deutschen Volkes. Doch diese frug nicht darnach. Der Wirbel und die Lust des Lebens erfüllten sie von einem Ende bis zum zweiten. . . .

Und die beiden Wanderer schritten mit Staunen und Unbehagen durch den Wirbel und die Lust.

„Die Würde fehlt," sagte Jermi Woldman, „die Würde, die unser Amerika so reichlich hat. Die Würde, die nur aus der Geschichte quillt, aus lebendig gebliebener Geschichte. Hier aber starb sie und die neue ist erst im Keime ... Doch was ist das?"

Es war plötzlich stille um sie geworden. Eine Toteninsel mitten in der Stadt! Fußhohes Gras, schmale, wirre Pfade, kein Haus, kein Mensch, kein Tier weit und breit! Nur eine grünlichgraue Mauer, die sich langmächtig hinzog und hinter ihr uralte Zypressen und Kastanienbäume, die mit leisem Wipfelwinken traurig und geheimnisvoll herübergrüßten.

Die Zügen des Alten waren furchtbar ernst geworden. Man sah, wie eine finstere Ahnung über sein Antlitz schlich.

„Komm, wir wollen hinüber!"

„Großvater! ?"

„Schweig! Es muß sein."

Mit jugendlicher Behendigkeit schwang er sich über die Mauer. Der Enkel staunend und zögernd ihm nach.

Abend umfieng sie, ein Abend, der Eigentum dieses verzauberten Gartens war. Und in der Dämmerung jagten und flogen aufgescheuchte kleine und große Tiere an ihnen vorbei. Ein seltsames Surren begleitete sie. Sie versanken im Grase; sie stießen an Stämme und Äste. Sie irrten im Kreise umher. Sie keuchten.

Plätzlich blieb der Alte schreckgetroffen stehen.

„Da!" brachte er nur heraus. Und bloß seine Blicke wiesen die Richtung.

Eine große Steinplatte, viereckig, auf einer Seite gerundet, mit einem riesigen Sprung quer durch und mehrfach abgebröckelt, lag unter einer mächtigen Zypresse. Und tausende kleine Kieselchen lagen auf ihr und Millionen Ameisen hasteten durch die Kieselchen hindurch.

„Lejser, weißt du, wo wir sind?" fragte endlich der Alte mit schwerer Stimme.

Und behutsam strich er an einer Stelle die Steinchen weg.

„Sieh, sieh! ...."

Noch waren sie deutlich zu lesen — die hebräischen Lettern. Eine Jahreszahl: 6134.

„Weißt Du nun, wo wir sind?“ fragte er wieder und seine Stimme zitterte von einem Schmerze, der seinesgleichen nicht kennt auf dieser Erde.

Der junge Mann bedeckte sich die Augen mit den Händen. Er wußte die Antwort schon. Aber der Alte sprach sie dennoch aus:

„Auf dem Friedhofe des Judentums in Deutschland!“

Und die Tränen der Seele des jüdischen Volkes rannen durch seine Worte.

„Großvater!“

„Es war ein langer Todeskampf, Lejser, und im ganzen voll Heldenhaftigkeit...“

Ganz still und stumm war es ringsum geworden. Die alten Bäume nickten auch nicht mehr; sie lauschten. Und doppelt neugierig lauschten sie, als sie plötzlich Klänge vernahmen, die irgendwo in ihrer Erinnerung ein dunkles Leben führten, Klänge, die auf Deutschlands Erde schon Jahrhunderte lange nicht gehört worden waren. — — — — — — — — — —

„Jissgadal wejisskadasch schmej rabbo....“

* * *

„Eine sehr große Stadt in Sicht!“ rief Chawe, die in südöstlicher Richtung hinabblickte.

Der Alte und Lejser folgten den Blicken des Mädchens.

„Das ist ja schon Wien“, sagte Woldman. „Wir fliegen mit rasender Geschwindigkeit. Bald werden wir über der Stadt sein.... Da sind wir!“

Das Luftschiff begann sich sachte zu senken.

„Man nennt es die schönste Stadt Europas“, fuhr der alte Mann fort. „Ich möchte sie jedenfalls die amerikanischeste nennen, weil sie sich Geschichte bewahrt hat. Da sind z. B. die beiden hohen gothischen Türme: Der Stefansdom! Er steht schon sechzehn oder siebzehn Jahrhunderte und vor sieben wurde er eine der ersten Stätten der Deutschtumkirche. Jetzt ist er ihr ältester und berühmtester Dom.“

Inzwischen hatte das Luftschiff seine Landungsmanöver vollendet, es legte im großen Luftschiffhofe im Norden der Stadt an.

„Viden — Wien“ rief, der Schaffner.

Ein Teil der Fahrgäste stieg aus, darunter unsere drei amerikanischen Gäste.

„Ein kleiner Spaziergang wird uns nach mehrstündiger Luftfahrt nur gut tun, nicht wahr?“ meinte der Alte.

Die jungen Leute waren's zufrieden.

Sie gingen zuerst durch einen tschechischen Stadtteil. Da war's wie im tschechischen Viertel in Chicago, nur noch weit ausgesprochener. Eine schwere Stimmung lagerte über den Straßen und Parks. Sie ging offenbar von den Menschen selbst aus, von diesen Leuten, hinter deren funkelnden Blicken etwas wie ein Suchen nach tiefen Geheimnissen des eigenen Wesens lag.

Dieser Stimmung entsprach auch das Nationalhaus der Tschechen, an dem sie vorbeikamen: Dunkelrote, figurenreiche und doch mächtig und finster wirkende Mauern und Tore, fünf kegelähnliche, goldgleißende Kuppeln, von welchen die mittlere dreimal so hoch und so groß ist als die anderen.

Woldman sah, wie die jungen Leute das großartige Gebäude anstaunten, und sagte:

„Ihr müsset wissen, Wien ist die größte Tschechenansiedlung der Welt. So viel mir bekannt ist, bewohnen sie hier zwanzig von den vierzig Stadtteilen fast ausschließlich. In fünf bilden sie eine überwiegende Mehrheit, in weiteren fünf eine immerhin noch beträchtliche Minderheit. ...“

Sie gingen weiter. Nach einigen Minnuten begann sich ein Neues im Straßenbild fühlbar zu machen. In die ausbruchdrohende Schwerblütigkeit der Slawen mischte sich immer mehr und mehr der kühle, lauernde Gleichmut der Japaner. Zuletzt trat das slawische Element ganz zurück, sie waren im japanischen Viertel. Das zeigten ihnen zum Überflusse auch die Straßentafeln, die hier außer der deutschen und tschechischen Inschrift auch noch eine japanische trugen.

„Der westlichste japanische Kulturposten auf europäischer Erde“, belehrte der Alte wieder. „Wir Weißen haben es wahrlich nicht zu bedauern, daß sie herüber gekommen sind. In so manchem Großen und Schönen sind sie unsere Lehrmeister gewesen, diese Chino-Japanen, wie wir die ihrigen in anderen Beziehungen. ...“

Doch die junge Leute hörten kaum zu; so fesselte sie, was sie zu sehen bekamen: Diese starken und behenden Menschen, deren Schlitzaugen so verschlagen zu blicken, aber wenn es junge Mädchen waren, auch so süß zu schmachten vermochten! diese farbenprächtigen Gärten, zwischen welchen die Häuser schier ertranken, diese Häuser selbst in ihrer sonnigen sorglosen Niedlichkeit; die heiteren Ahnentempel; die zierlichen und doch so stolzen Museen....

Und wieder ein neuer Einschlag, ein neuer Übergang! Die gelbe Farbe machte allmälig wieder der weißen Platz. Die ausgeglichene Seelenruhe des behenden Japaners wich Schritt für Schritt der nervösen Beweglichkeit der Juden. Einige hundert Schritte noch, und die kleine Reisegesellschaft war mitten drin in dem Gewoge jüdischen Lebens mit seinen tausenden Winzigkeiten und seinem erhabenen Pathos.

„Nicht wahr?" sagte Woldman, auf eine Straßentafel weisend, die hier außer der deutschen und tschechischen Aufschrift noch eine jüdische trug, „Es hätte gar nicht dieser Tafel bedurft, damit wir wissen, wo wir sind?"

Er lächelte glückselig und Lejser und Chawe mit ihm. Es war ihnen allen, als hätte jeder von ihnen eine neue Seele zu seiner alten mitgeborenen hinzugewonnen. Eine sabbatliche feierliche Fröhlichkeit war über sie gekommen. Sie fühlten die Heimat....

Mit strahlenden Antlitzen gingen sie durch die Straßen, froh der brüderlichen Aufmerksamkeit, die ihnen überall folgte....

Und sie freuten sich an der Schönheit der Stadt und der Kraft des Volksgeistes, die bei jedem Schritte, den sie weiter gingen, lebensvoll vor sie hintrat: Der stattlichen Wohnhäuser, von welchen keines dem anderen glich und die doch so gut zu einander paßten; der hübschen heiteren Schulgebäude, der herrlichen Synagogen, von deren Kuppeln und Türmen die goldenen Davidswappen in siegreichem Glanze prangten; der großartigen Theater; der wunderbaren Gärten; und — des Einzigen, was ihnen ganz neu war, der traumschönen, duftenden Kaffeehallen....

Dort an der Ecke stand wieder eine. Sie traten ein. Eine mächtige laub- und blumenreiche Springbrunnenhalle umfing sie,

nach oben hin offen, kühl und von feinem Mokkaduft durchzogen. Sie setzten sich an einen der unregelmäßig über den Raum verteilten Tische und blickten neugierig um sich. Es waren nur wenige Gäste da, die meistens lasen, während sie die bestellten Erfrischungen zn sich nahmen. Nur manche plauderten im Flüsterton.

„Ist die Halle immer so schwach besucht?“ frug Woldman den Aufwärter.

„Oh nein, in einer kleinen halben Stunde wird es schon sehr lebhaft zugehen. Wenn die großen Warenmagazine geschlossen werden. Und eine weitere Viertelstunde später wird hier kein Plätzchen mehr zu haben sein. Dann treffen nämlich auch noch die Leute aus der Werkstättenstadt ein.“

Die Vorhersage des Aufwärters bestätigte sich. Bald war die ungeheuere Halle dicht gefüllt. Hunderte von Männern und Frauen saßen da, aßen und tranken, schwatzten und lachten. Viele promenierten auf den breiten Kieswegen. Die Leser hatten sich in stillere Nebenräume zurückgezogen.

Man sprach allgemein jüdisch. Doch konnte man auch japanisch, tschechisch und deutsch, vereinzelt auch andere Sprachen hören.

Eine deutsch sprechende Gesellschaft, die in nächster Nähe saß, fiel dem alten Woldman besonders auf.

„Kennen Sie diese Herren dort?“ frug er den Aufwärter.

„Nein, es sind keine Stammgäste, kamen nur im Vorübergehen herein. Diese Leute pflegen nicht zu uns zu kommen.“

„Wohnen denn gar keine Deutsche in den jüdischen Vierteln?“

„Deutsche wohl und wir haben verhältnismäßig viele von ihnen zu Stammgästen. Aber das hier sind keine Deutschen.“

„Sie sprechen doch gut und geläufig deutsch,“ warf Woldman ein.

„Allerdings, weil es Deutschjuden sind.“

„Ach ja, die Reste dieses unglückseligen Zweiges unseres Volkes! Gibt es viele hier?“

„Ach nein! Sie werden immer weniger. Mein Großvater erzählte mir, daß es zu seiner Jugendzeit noch dreitausend in Wien gegeben habe.“

„Und heute?“

„Heute werdens wohl nicht mehr als tausend oder zwölfhundert sein.“

„Und wohin verschwinden sie? Wandern sie aus?“

„Das glaube ich nicht. Die Mischehen sind es wohl, die sie dezimieren.“

„Mischehen?“

„Ja — mit Deutschen oder, wenn man dann noch diesen Ausdruck gebrauchen darf, mit uns.“

„Wo lassen sie sich denn nationsrechtlich einreihen, bei uns oder bei den Deutschen?“

„Das ist eben die ewige Streitfrage, auch unter ihnen selbst. Sie haben immer einige wackere Leute, die zu uns gezählt sein wollen, die Mehrheit möchte allerdings bei den Deutschen sein. Leider finden die ersteren bei uns kein besonders freundliches Entgegenkommen und noch weniger die anderen bei den Deutschen....“

„Und wie steht es in religiöser Hinsicht mit ihnen?“

„Da ist auch so vieles verschieden. In ihren selbständigen Synagogen wird mehr deutsch als hebräisch gebetet. Und das ist noch das Kleinste.“

Der Aufwärter mußte fort. Der Alte gab seinen Enkeln eine ergänzende Erklärung.

„Sie haben,“ sagte er, „die religiöse Entwicklung des übrigen Judentums nicht mitgemacht. Dieses trat, wie ihr wißt, vor ungefähr achthundert Jahren in die gewaltige Bewegung des sogenannten reinen Chassidismus ein — ich erinnere euch an dessen großen Urheber, Rabbi Leib Bärensohn aus Krakau, sein Andenken sei gesegnet. Immer höher und höher stiegen die Wellen einer lauteren, von allem Mittlertum freien exstatischen Gottsuche und ein gewaltiger Segen kam damit über unser Volk. Seine Philosophen suchten Lichter in jenen Tiefen, in die die gläubige Sehnsucht des Volkes ahnend drang. Seine Tondichter holten dort wunderbare Stimmen hervor, mit welchen sie alle Völker erbauten und entzückten. Seine Baumeister schauten hinunter und hoben mit ihren Seherblicken jene gewaltigen Werke empor, vor welchen sich jetzt eine Welt ehrfurchtsvoll neigt

Seine Dichter und Maler hausten in den Inbrünsten des Lebens und gestalteten sie. Seine Forscher versenkten die erratende Kraft ihres Wesens in die Dinge und groß war die Beute, die sie gewannen und unter alle Menschen freigiebig verteilten. Seine Werkleute woben das stetige heilige Feuer ihrer Seelen in ihre Arbeit hinein, so daß bei den großen Weltwarenaustäuschen die jüdische Arbeitsmarke den verdienten Ruhm fand.... So wuchs das Volk in Reinheit und Schöne zur Größe und Heiligkeit...."

Seine Stimme bebte bei den letzten Worten, seine Blicke schienen sich nach innen zu bohren. Er schwieg eine Weile. Die jungen Leute wagten kaum zu atmen.

„In den letzten zwei Jahrhunderten", begann er wieder, „sind wir allerdings ein wenig zurückgegangen. Es ist eine Schlummerlust in unsere Volksseele gedrungen. Schwarzseher sprechen bereits von Entartung. Und leider sind in letzter Zeit auch sonderbare Ärzte aufgetreten...."

In diesem Augenblicke entstand eine starke Bewegung in der großen Halle. Personen erhoben sich, Sessel wurden gerückt, Gläser klirrten, Rufe wurden laut.

„Er kommt!"

Die Aufregung und die Rufe galten einem noch jungen Manne, der eben eingetreten war. Er war klein uud hager, sein eingefallenes Gesicht war geblich, der Bartwuchs schütter, während das kohlschwarze Haupthaar in dichten Mähnen auf die Schulter herabfiel. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen und glühten.

Er schritt auf den großen Springbrunnen zu, stellte sich auf die Stufe, die das Becken umgab und begann mit dünner, schneidender Stimme zu reden.

Er sprach hebräisch.

„Im Namen dessen, der mich schickt, des Zidkiahu Ribbon aus Jeruscholajim, des großen Propheten!"

„Lügenbote!" schrie jetzt eine zürnende Stimme, ebenfalls in hebräischer Sprache, dazwischen. Sie gehörte Jermi Woldman an.

Ein Sturm erhob sich, Leidenschaften donnerten und tosten.

Und mitten in diesem Sturm standen zwei Männer wie die Säulen des Zornes da, immer und immer wieder die gleichen

Worte wiederholend: „Im Namen des großen Propheten!“ der eine, „Lügenbote!“ der andere....

* * *

Die drei Alten gingen nicht zur Ruhe. Ihre Sehnsucht war stärker als die aller anderen. In den ersten Morgenstunden mußte das Land in Sicht kommen. Sie wollten nicht Gefahr laufen, seine ersten Grüße zu verlieren. Vom ersten Augenblicke wollten sie dabei sein, wenn es aus Finsternis und Flut emporstieg.

Sie hatten sich einen dunklen Winkel des Vorderdecks aufgesucht, wohin das gleißende Licht des Schiffes nicht drang, so daß ihnen die Schimmer des Meeres nicht geraubt wurden: Da saßen sie und spähten den weißen Schaumlinien nach, die immer wieder aus den schwarzblauen Fluten gurgelnd auftauchten, in spielerischem Auf und Nieder sich wölbten, flüsternd in die Ferne rollten, um dort still ins Dunkel zu verrinnen.

Stumm spähten sie. Ihre Sehnsucht vertrug die Rede nicht.

Nur einmal, als der Scheinwerfer des Schiffes sie grell beleuchtete, fanden sie die Worte wieder.

„Es ist traurig,“ sagte Ibn Hilmi, „daß wir mit allem unserem Lichte bloß die Ferne verdunkeln.“

„Ja, wir wissen eben noch nicht die Sonne zu handhaben,“ meinte Jermi Woldman lächelnd.

„Aber, schrittweise vor uns hinleuchtend, dringen wir doch weiter und weiter in die Tiefen der Finsternis,“ entgegnete Ott Dörflen.

„So ist es“, nickte Woldman. „Doch gilt dieses Gesetz nicht für unser Inneres. Da ist Sonnenlosigkeit oder Sonne.“

„Gnadlosigkeit oder Gnade,“ sagte Dörflen.

„Eblis, der ewige Schatten, oder Allah, das ewige Feuer,“ rief Ibn Hilmi. Und er dachte an Hussein, den Erneuerer, der in einer Nacht wie heute vor siebenhundert Jahren demselben Strande sich näherte. Er war gekommen, bevor er nach Mekka ging, um mit den großen menschheitläuternden Seelen zu sprechen, die hier in Leibern wandelten oder gewandelt waren....

Und sehnsüchtig verloren sich die Blicke des Arabers in die weite Wassernacht....

Die Wellen gurgelten, zischten und flüsterten, das Schiff ächzte. Aber die drei alten Leute hörten es nicht. Das große Schweigen war wieder über sie gekommen. Ihr ganzes Wesen war in Blick und Wunsch getaucht....

Und Stunden vergingen....

Der Kapitän kam und störte sie für eine Weile.

„Sehen Sie den blassen Streifen dort“, sagte der junge salonikische Jude in seinem muntern Tone. „In einer Stunde ist es ganz hell.“

„Und dann?“ fragte Jermi Woldman.

„Dann dauert es noch eine Stunde, bis die Küste in Sicht kommt.“

„Und dann?“ fragte Woldman weiter.

„Eine halbe Stunde später landen wir!“

Die drei Altten sahen sich an und sofort, von einem Willen getrieben, ins Meer hinaus. Mit angestrengten Blicken spähten sie, als könnten sie damit Frist und Entfernung kürzen.

Die Kapitän verstand sie und wandte sich, ernster geworden, zum Gehen. Da begegnete er Chawe, die gerade aus ihrer Kajüte kam, nnd wurde noch ernster. Wie eine Sommerwolke glitt es über sein schönes, kühnes Gesicht. Er grüßte verlegen und ging vorüber. Ihr Schritt hatte eine Weile gestockt.

Sinnend kam sie zu den Sinnenden, setzte sich zu ihnen und sah auch hinaus, nach dem Streifen, der immer lichter wurde. Und träumte.... Träumte von dem Lande, das ganz in dər Nähe schon hinter diesem Streifen lag, von den goldenen Getreidefeldern, den dunklen, geheimnisvollen Zedernwäldern, von den weißen, stillen Dörfern, von den bunten Städten, die sich im blauen Meere spiegelten, von dem gewaltigen Jaffa und von dem von heiligen Schauern erfüllten Jeruscholajim. Wie schön mußte es sein! Wie ein Märchen, das Gott selbst erzählt — hatte ihr der Großvater gesagt. Und es geschah ihr, wie im Märchen Sie sah sich allein, so klein und allein in der großen ewigen· Stadt. Und Furcht kam über sie, Furcht vor den übermächtigen Gewalten des Schicksals, die im Hintergrunde jeder Seitenstraße auf sie zu lauern schienen. Da aber kam plötzlich ein Mann auf sie zu — wie war er doch so schön und wie war sein Blick so

kühn! — und nahm sie bei der Hand. Und führte sie so sorgfältig und so weise, daß sie jede Angst verlor....

Und sie bat das Märchen: Verweile!...

Es war hell geworden und das Verdeck hatte sich immer mehr mit Menschen gefüllt. Sie standen in Gruppen beisammen und lugten, während sie sich flüsternd unterhielten, nach der Küste aus....

„Dort!“ rief plötzlich Jermi Woldman mit zitternder und gellender Stimme in Glück und Schreck. Und allen entrang sich ein einziger Schrei.

Dort! Dort winkte es weiß und grün herüber — das Land der Länder, das Land der erhabenen Erinnerungen, der jungen, heiligen Schönheit und der tiefsten Zukunften....

Von mächtiger Empfindung übermannt, sanken manche in die Knie; manche falteten die Hände. Alle anderen aber, die Juden breiteten sehnsüchtig ihre Arme aus....

* *
*

Duft- und Tonströme flossen durch Jeruscholajim. Der Geruch von Millionen ungepflückter und gepflückter Blumen, und wunderbare, uraltheilige und junge süße Melodien füllten die Stadt.

In den arabischen Stadtteilen empfing man die Delegierten, die aus aller Welt zur arabischen Nationalversammlung gekommen waren.

In den jüdischen feierte man das große Fest des 9. Abh. Scharen von Jünglingen und Mädchen in hellen Gewändern zogen still durch die Straßen. Sie waren vom Berge des Hauses Gottes und vom Berge der Museen heruntergekommen und strebten dem großen Palmenwalde zu, der auf der anderen Seite Jeruscholajims lag.

Dort erreichte das Fest seinen Höhepunkt und Abschluß. Aus allen Teilen des Landes waren die Tondichter, die Dichter, die Bildner, die Darsteller, die Sänger gekommen, und vor den Augen und Ohren allen Volkes wetteiferten sie in ihrer Kunst. Und Chöre traten auf und sangen und sagten von der Größe des Herrn, von den Helden des Volkes, von Heiligkeit und Liebe,

von Freude und Leben. Und Reigentänze wogten in feierlichen Rhythmen. Dann aber ging plötzlich ein Lachen durch's Volk, ein glückliches, fruchtbares Lachen. Und die Paare fanden sich in Reinheit und Schönheit. Wilde Leidenschaften pochten an dünnen Wänden — und doch brachen die Wände nicht ein und die Leidenschaften wurden nicht zahm und schal....

Chawe und der junge Salonikier schritten, sich an den Händen haltend, dahin. Nicht weit vor ihnen gingen Jermi Woldman und Lejser.

„Es ist wirklich so wunderbar schön, wie ich es träumte," sagte Woldman. „Und doch! Und doch!..."

Er versank in Grübeln. Lejser hätte gerne seinen Gedankengang gekannt, aber er wagte nicht zu fragen. Doch bald begann der Alte selbst wieder:

„Ich meine, es ist zu viel Vergangenheit in dieser Stadt, zu viel Schwere, zu viel Feierlichkeit. Mir ist, als müßte sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer schwerer und feierlicher werden — bis sie schließlich in Heiligkeit und Schönheit zu Stein wird. Sieh dir nur diese jungen Leute an: Sie lachen und scherzen und kosen. Und wahrlich, jeder Hauch des Niedrigen ist ihnen fremd! Aber merkst du die Abendsonnenstimmung auf ihren Gesichtern? Wie von dem, was wir Humor nennen, nur mehr ein letzter Abschiedsrest um ihre Mundwinkel spielt! Auf den Stirnen und in den Augen findest du gar nichts mehr davon.... Alles, was ich hier sehe, gemahnt mich an jene Phantasie, die manche Dichter von der verglimmenden Kultur der Menschen auf dem dereinst erkaltenden Erdball erzählen...."

„Wenn ich nicht irre," sagte Lejser, „hast du aber schon einmal über unser ganzes Volk Ähnliches gesagt. Von einer Schlummerlust sprachst du...."

„Gewiß, gewiß, liebes Kind. Ich sagte so etwas. Aber ich weiß jetzt auch, woher sie kommt, die leise Schlummerlust. Aus diesem heiligen Lande kommt sie, aus den unendlichen Vergangenheitsschätzen, die es birgt. Und ich weiß nun, daß sie keine dauernde Gefahr für uns ist, weil trotz allem und allem in unseren Seelen der jagende Sturm wohnt. Gefahr ist sie nur hier. Und auch hier im Grunde nicht, weil doch wieder unser

westliches Leben hieherströmt. Man fühlt den Atem Jeruscholajims in Mojschestodt und Wilna, aber auch den Atem Mojschestodts und Wilnas in Jeruscholajim. . . .“

Er hatte die letzten Worte ziemlich laut gesprochen. Eine Gesellschaft kam ihnen gerade entgegen: Männer und Frauen in dunklen Gewändern. Sie gingen im Halbkreis um einen Mann, der sie alle überragte. Er mochte fünfzig Jahre sein, sein Körper war voll Wucht und Stärke, sein Antlitz voll Leid und Gedanken. Und der Mann sah mit scharfen Blicken auf Woldman.

„Nur Jermi Woldman kannst du sein, daß du also sprichst,“ sagte er.

„Der bin ich. Und du bist wohl Zidkiahu Ribbon, der. . . .“

Er wollte sagen, „der große Prophet, wie man dich nennt“. Aber er sprach die Worte nicht. . . .

„Ja, ich bin Zidkiahu Ribbon, den der Herr gesendet hat, seinem Volke die Wahrheit zu predigen.“

„Und was ist deine Wahrheit?“

„Ich sage es dir in e i n e m Worte.“

„Und dieses Wort?“

„Ist: Wahrheit! . . . . Ihr habet die Wahrheit vergessen. Ihr lebet in Schönheit, und Schönheit ist Schein und Schein ist Lüge. Der Duft der Blume lügt, der Wohlklang des Sanges lügt, die Anmut des Weibes lügt, die Zedernpracht des Libanon lügt. Schönheit ist die Tochter der Verwesung und ihre Mutter zugleich. Seht, wie ihr herabgekommen seid bei eurer Schönheit! Wo ist ein vollachender Mund unter euch! Wo ein Tränenflut, tief wie das Meer? Wo ein Zorn, aus dem Gott spricht? Wo eine Liebe, die das Weltall küßt? Welke Blätter seid ihr geworden auf den Bäumen des Lebens! Und nun ist euer Schicksal in eurer Hand — ob ihr abfallen oder wieder ergrünen wollt. . . .“

Zidkiahu Ribbon schwieg. Und nach seiner Rede klang es wie ein fernes Echo durch den Palmenwald.

„Verzeih' mir“ — sagte Woldman tief bewegt. „Ich dachte klein von dir und tat dir Unrecht. Dieses Landes Genius spricht aus dir. . . . Und doch wehe, wehe über euch und uns, wenn deine Wahrheit Wahrheit werden sollte. . . .“

„Hast du eine andere, Jermi? Hat etwa Gott dir eine andere verkündet?“

„Wir verstehen die Wahrheit Gottes verschieden, Zidkiahu.... Lebe wohl!“

„Lebe wohl!“

Und die beiden großen Männer Israels gingen aneinander vorüber....

* * *

Die Nationalversammlungen pflegten nicht gerade oft einberufen zu werden — und dann jedes Mal in ein anderes der vielen geistigen Zentren des jüdischen Volkes. So war es ein seltenes und großes Ereignis für eine Stadt, wenn die Nationalversammlung in ihren Mauern tagte.

Schon Monate vorher begannen die Vorbereitungen, an welchen die ganze Bevölkerung teilnahm. Von Woche zu Woche stieg das Fieber der Erwartung, um in der letzten den Höhepunkt zu erreichen. Da stellte die oberste Wirtschaftsbehörde das ganze Triebwerk der Warenerzeugung und Warenverteilung ein — nur die allernotwendigsten Betriebe durften fortarbeiten. Und Tag für Tag gab es neue und gehäufte Sensationen. Denn immer zahlreicher trafen aus allen Ländern die Delegierten und sonstigen Gäste ein, die eine wachsende Flut von Ereignissen mitbrachten.

Endlich kam der große, der größte Tag, der sich im Gedächtnisse von Generationen festankerte: Der Tag, an dem die Gewählten der Nation in feierlichem Zuge dem Volkshause zuschritten....

Heute war er für Wilna angebrochen.

Auf dem Platze vor der großen Akademie ordnete sich der Zug. Sieben Posaunenbläser schritten an seiner Spitze. Dann folgten die Delegierten, nach Landsmannschaften gruppiert — die aus größerer Ferne Gekommenen zuerst. Der Delegierte von Wilna als letzter.

Die ganze Stadt war seit den ersten Morgenstunden in Bewegung. Das seltene Schauspiel hatte auch die Litauer, Polen, Japaner und Russen herbeigelockt. In den Straßen, durch die der Zug zu gehen hatte, wogten die Menschenmassen. In mäßiger Höhe über den Häusern und Gärten wiegten sich dichtbesetzte kleine Luftschiffe.

Und alle die Hunderttausende, an denen, unter deren Blicken die Männer und Frauen aus der Fremde vorüberzogen, schwiegen wie diese selbst. So war das Gebot des Tages. Nur die Posaunen schmetterten von Zeit zu Zeit. Aber es war, als gehörten ihre dröhnenden Stöße dem großen Schweigen selbst an, als wären sie sein Symbol, seine eigene geheimnisvolle Sprache....

In weißen wallenden Gewändern, zogen die Delegierten. Nur hie und da eine Gestalt in schwarzer, düsterer Tracht. Dann sahen sich die Leute mit vielsagenden Blicken an. Und manches Kind unterdrückte kaum einen Aufschrei seiner Angst....

— — — — — — — — — — — — — — —

Sieben gewaltige Posaunenstöße zeigten den Augenblick an, da der letzte Delegierte in das Nationalhaus getreten war. Der Bann des Schweigens war vom Volke genommen. Aber es blieb still und nachdenklich....

* * *

„Sahst du den Mann mit dem großen, weißen Bart, Taubele?“ fragte ein Knäblein, das etwa sieben Jahre zählen mochte, sein jüngeres Schwesterlein, das er an der Hand führte.

„Mit einem weißen Bart, Berele?“

„Ja, mit dem weißen Bart. Das war Elioh, der Prophet, Taubele.“

„Elioh, der Prophet?“

„Ja. Ich hab ihn erkannt. Er war ja erst Pessach bei uns. Als man die Tür aufmachte, kam er herein. Ich hatte gar keine Furcht vor ihm. Auch heute hatte ich keine Furcht.“

„Hat er denn keine schlimmen Augen, Berele?“

„Schlimme Augen! Wie kannst du das sagen? Er hat große schwarze Augen, die brennen wie Feuer!“

„Was zündet er denn, Berele?“

„Ganze Häuser, wenn er will. Aber er will das nicht. Er baut lieber.“

„Was baut er denn, Berele?“

„Er hat eine große Stadt gebaut, eine sehr große Stadt....“

„Eine Stadt?“

„Ja, Mojschestodt heißt sie. Ich hab' es selbst gelesen. In goldenen Buchstaben auf seiner Schärpe.“

„Wie baut er denn die Stadt, Berele?“

„Mit den Augen baut er sie, Tanbele.“

„Mit den Augen? Hat er denn Hände in den Augen?“

„Sprich doch keine Dummheiten, Taubele. Wie wird er Hände in den Augen haben?“

„Dann kann er ja aber nicht bauen.“

„Er baut sie aber doch, ich weiß es ganz bestimmt. Es haben auch schon andere Menschen Städte mit den Augen gebaut.“

Das kleine Mädchen schwieg. Es glaubte seinem Gefährten schon und dieser fuhr fort:

„Anch König Schlojmo hat Jeruscholajim mit den Augen gebaut.“

„Hat er auch einen weißen Bart, der König Schlojmo?“

„Nein, einen schwarzen. Aber er ist schon lange tot. Schon hundert Jahre oder noch mehr....“

Sie ahnte den Tod noch nicht und schwieg.

„Das war ein lustiger Mann,“ erzählte Berele weiter, „er hatte tausend Königinnen....“

„Tausend Königinnen....“

„Ja, tausend, und sie wohnten in tausend Schlössern in Jeruscholajim. Möchtest du nicht in Jeruscholajim sein, Taubele?“

„Oh, sehr gern. Führ' mich doch hin, Berele.“

„Das kann ich jetzt noch nicht. Erst bis ich größer bin und auf das Luftschiff darf.... Aber ich war schon in Jeruscholajim....“

Sie sah ihn staunend an.

„Wenn ich träume. Wie schön es da ist! Die Häuser sind aus Blumen gebaut. Bäche fließen aus Milch und Honig, und schöne kleine Brücken aus buntem Glas führen darüber....“

Die Kleine klatschte in die Hände vor Entzücken.

„Und über die Brücken trippeln kleine Mädchen wie du, und singen mit Vogelstimmen und die Vögel in den Lüften sprechen wie die Menschen....“

„Und die tausend Königinen?“

„Die tausend Königinnen?“ Er dachte eine Weile nach. „Die habe ich noch nicht gesehen. Nur eine, die Königin von Schwo hieß sie. Sie war schwarz, ganz schwarz. Denke dir, schwarz

wie die Nacht war sie. Aber nach Schlojmos Tod ist sie weiß geworden und hat goldene Haare bekommen. . . .“

„Goldene Haare ! . . . .“

„Ja, goldene Haare; ich hab’ sie ja erst heute gesehen. Sie ging im Zuge mit. Ein schwarzes Kleid trug sie, schwarz wie die Nacht. Und ich hatte Furcht vor ihr. . . .“

„Hat sie schlimme Augen ?“

„Und ob ! . . . .“

Die Kleine sah sich furchtsam nach allen Seiten um.

„Sie ging neben Elioh, dem Propheten. Der sah sie aber nicht an. Er muß ihr wohl böse sein. . . .“

„Weil sie so schlimme Augen hat. . . .“ flüsterte das kleine Mädchen und zitterte am ganze Leibe.

Der Knabe sprach nichts mehr. Er spann im Stillen an seinen Gedanken weiter.

* * *

Wurden die Anträge der Ribboniten angenommen, dann stand Israel vor einer kulturellen Revolution sondergleichen. Dann mußten sich die Schulverfassung und das gesamte Kulturbild des jüdischen Volkes durchaus ändern. Kein Stein des gewaltigen, licht- und freudedurchfluteten Baus konnte auf dem andern bleiben. . . .

Jermi Woldmans Rede war zu Ende. Kein Beifallsruf wagte sich hervor. So erschüttert waren die Versammelten. Aber auch die wenigen Widerstrebenden schwiegen. Die Wucht seiner Größe und seines Sieges hatte sie getroffen.

Bis einer von ihnen sich ermannte, ein wachsbleicher junger Wahrheitsverkünder. Er erhob sich und sprach, und was er sagte, klang wie Ahnungen, die man in Worte gießt — so hohl und schrill :

„Brüder und Schwestern ! Ich sehe es an euren Mienen : Es ist entschieden. Die Zeit eurer Einkehr ist noch nicht gekommen. Von diesem Mittelpunkte der Eitelkeiten hier werdet ihr ungebessert zu euren heimischen Eitelkeiten zurückkehren. Aber ich sage euch : Eure Verstocktheit wird keinen Bestand haben ! . . . Lügenbote hat mich einst Woldman genannt. Ein Lügenbote ist er selbst. . . .“

Verblüffung bannte noch den Sturm. Und der junge Mann fuhr fort:

„Denn nahe ist der Tag, an dem Israel Buße tun und sich in den göttlichen Mantel der Wahrheit hüllen wird. Dann wird es den Götzen Kunst zerbrechen, vor dem es im Staube liegt, und die Dirne Schönheit davonjagen, mit der es buhlt."

Nun brach erst der Sturm los. Hunderte drangen scheltend auf den Redner ein, manche hoben sogar die Fäuste. Und nur etwa zwanzig Leute umringten ihn, um ihn zu decken. Doch er stand ruhig da und sah mit bitterem, höhnischen Lächeln auf die Andrängenden.

Endlich wurde es stille.

Ein junger Londoner kam zu Worte — eine etwas behäbige Erscheinung. Er sprach leise und lehrhaft,

„Was will der Vorredner eigentlich?" sagte er. „Was hat ihm der Götze Kunst angetan und was die Dirne Schönheit?"

Die Versammlung murrte, als sie die Worte wieder hörte.

„Was ist das für eine Wahrheit, von der er immer spricht? Ist's jene Wahrheit, die der Verstand erforscht, oder jene, die der Glaube entdeckt, oder jene, die das Herz sucht? Meint er Erkenntnis oder Inbrunst oder Güte? Wenn Erkenntnis — ist sie denn wenig weit gediehen? Leben wir nicht sozusagen in einem Reiche von Erkenntnis? Wenn Inbrunst — fehlt sie uns denn? Ist nicht Inbrunst die Würze unserer Seelen? Wenn aber Güte? Was bleibt uns übrig, von ihr zu üben, seitdem die Armut keine Stätte mehr hat auf Erden?"

Ein junges, zartes Weib stand auf. Sie wollte hebräisch sprechen, es gelang ihr aber nicht. Immer wieder verfiel sie ins Jüdische, das sie mit dem nordamerikanischen Dialekte sprach. Sie bebte vor Zorn, als sie begann. Ihr Gesicht war gerötet — bis zu den goldblondən Haaren hinauf.

„Schämt ihr euch nicht?" rief sie, „daß ihr den Mann anfallet, der euch sein Bestes gibt. Sind wir deshalb nach Wilna gekommen, um mit unseren Meinungen hinter dem Berge zu halten? Ihr habt genug Erkenntnis, wurde uns soeben gesagt. Nur rechnet ihr eben die Irrtümer nicht zu. Auch mit eurer Inbrunst seid ihr zufrieden. Ich bin es nicht. Güte ist ein über-

wundener Standpunkt für euch. Ihr laßt sie mit den Armen gestorben sein. Und die Kranken?...

„Wir haben Spitäler,“ rief der Lehrhafte dazwischen.

„Spitäler, in denen die Kranken vergeblich nach Liebe seufzen, weil die schönheits- und freudebeflissenen Ärzte und Wärter nur kaltblütig ihre Pflicht tun.“

„An eurer Trübsal werden sie warm werden!“ rief eine derbe Stimme. Sie gehörte einem starken, hagern Manne, einem Landmanne aus Südamerika.

„Wir wollen nicht Trübsal, nur Selbstbesinnung,“ fuhr die junge Frau fort. „Den schönen Trug wollen wir bannen, der uns zu lächerlichen Tändlern macht, aber nicht die wahren, starken Heiterkeiten und Wonnen des Lebens. Wahrheit auf allen Wegen!“

Und wieder sprach ein Weib. Diesmal eine Greisin. Das silberne Haupthaar deckte den Scheitel wie eine Krone aus Mondstrahlen. In den Augen leuchtete eine milde Glimmglut. Und um ihren runzligen Mund spielte ein Lächeln.

„Ihr schmäht die Schönheit“, rief sie, „und seid ihr doch untertan. Seht eure schwarzen Mäntel und Kleider an. Ihr wollet, daß sie mit der Dirne Schönheit nicht buhlen. Und doch tun sie's. Denn, bei meiner Seele, sie sind schön — von einer unheimlichen, wirkungsstarken Schönheit. Wie sie nur dich kleiden! Du beredtes, junges, goldiges Weib! Wahrlich, besser, als mich die weißen...“

Sie lächelte. Und viele lachten.

„Ein billiger Witz,“ rief die junge Frau.

„Kein Witz, meine Liebe! Ein Spiegel bist du mir des jüdischen Volkes. Wie du versucht es, Schönheit und Leben einer äußerlichen Heiligkeit zu opfern, und hat doch, wieder gleich dir, an wahrer innerer Heiligkeit auch ohne diese Opfer genug. Dir mißlang der Versuch. Möge uns der Herr davor bewahren, daß er Israel glücke!...“

„Amen!“ rief Jermi Woldman feierlich. Und mehrere hundert Stimmen wiederholten den Ruf...

Zwanzig Schwarzgekleidete verließen den Saal. E i n e weißgekleidete Frau folgte ihnen. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Anträge der Ribboniten wurden abgelehnt. Der Angriff war für diesmal noch abgeschlagen.

* * *

Jermi Woldman war der letzte, der den Saal verließ. An der Schwelle wandte er sich um und sah zurück — zur Estrade hin, im Kreise nach allen Bänken und hinauf zu den Galerien. Wie ein Suchender blickte er, wie einer, der Antwort heischt. Es war ihm, als müßte jetzt dort irgendwo in dem mächtigen Raum das Schicksal hocken und Zukunft spinnen. Wenn er ihm nur zuschauen könnte. Er strengte sein Auge an, aber es half nicht. Das Schicksal wartete wohl, bis auch er draußen war, um hervorzutreten und behaglich und schadenfroh, mit dem Gespinste in der Hand, durch den großen Raum zu schreiten... Und seufzend ging er hinaus...

Oben auf der Galerie ging eine kleine Tür.

„Komm doch, Taubele, fürcht dich nicht."

„Wenn uns der Vater sieht!"

„Der Vater ist ja weit..."

„Aber vielleicht sieht uns der liebe Gott, Berele."

„Der liebe Gott hat auch nicht immer Zeit."

Nun folgte sie ihm.

Und beide lehnten an der Brüstung der Galerie und starrten staunend in den Saal.

Da ging ein Rauschen durch den weiten Raum...

„Hörst du, Berele?" fragte das kleine Mädchen. Es zitterte wie ein Gräslein und war bleich wie ein weißes Blümchen.

Auch der Knabe war blaß geworden. Er hielt sie fest bei der Hand und lauschte.

„Hörst du, Berele?" wiederholte sie; ihre Stimme war nun so leise, wie das Lied des Abendwindes im Schilfrohr.

„Ich höre... fürcht dich nicht, Taubele ... Ich höre ein wunderbares Spiel... Engel musizieren und singen..."

„Wo sind sie?..." frug sie.

„Ich sehe sie nicht... Doch nein,... dort siehst du, dort hinter dem großen Tisch steht jetzt einer. Siehst du seine sechs Flügel. Mit zweien kam er geflogen, mit zweien bedeckt er die

Beine, mit zweien das Gesicht... Sieh doch, wie schön er ist... Und noch einer steht jetzt dort. Ein alter Mann! Siehst du ihn! Elioh, der Prophet ist es... O sieh, der Engel nimmt ihn auf in seine Arme... Er breitet die Flügel aus... Er flattert, er fliegt davon mit ihm... Hörst du das Rauschen... Taubele, Taubele...!“

„Berele, ich fürcht mich.“

„Wenn er ihn nicht mehr wiederbringt, Taubele!...“

Unter Fremden*)

Sie forderten mich auf, für Ihren Kalender meine Biographie zu schreiben. Ich würde Ihnen gerne damit dienen, lieber Herr Redakteur, aber, aufrichtig gestanden, ich habe Furcht. Erstens vor unseren lieben Juden, daß sie nicht glauben, mein Hochmut habe schon alle Grenzen überschritten, oder, was mir noch weniger angenehm wäre, ich sei so bescheiden wie kein zweiter auf der Welt. Zweitens fürchte ich, ich könnte über andere zu viel der Wahrheit sagen der auch zu wenig... Vielleicht werde ich später einmal weniger Angst vor mir und meinen Lesern haben... Vorläufig habe ich noch Angst...

Darum bitte ich Sie, verlangen Sie von mir keine Selbstbiographie und begnügen Sie sich vorläufig mit der Erzählung eines kleinen Erlebnisses, das ich einmal hatte.

* * *

Es war im April 1893. Ich fuhr damals nach Lemberg zu einer jüdischnationalen Delegiertenversammlung. Ich war der einzige aus Wien und glaubte, ich wäre der einzige überhaupt aus Westösterreich. Ich war voll Freude. Ich fühlte mich glücklich, als der Zug die deutschen Gebiete verließ und auf den galizischen Boden kam, zu meinen liebsten Brüdern. Ich kannte sie damals noch nicht so, wußte noch nicht so gut von ihren Tugenden und

*) In M. Frostigs „Jüdischen Kalender" (5670) in jüdischer Sprache veröffentlicht. Aus dem Original vom Verfasser selbst übersetzt.

Fehlern, wie heute. Nur daß mir das Herz damals sagte: In ihnen, einzig und allein in ihnen liegt die Hoffnung unseres Volkes. Da ist noch Leben, da ist noch Feuer, da ist Judentum doch noch mehr als ein blasser Gedanke. Da bist du erst zuhause...

Froh und mit Gefühlen naher Verwandtschaft begrüßte ich die Passagiere, die in den verschiedenen Stationen einstiegen. Einige fuhren bis Lemberg, lustige Leute, sprachen, lachten, scherzten. Ich half redlich mit, vergaß fast an meine politischen Angelegenheiten und ließ nur manchmal ein ernstes Wort in die Unterhaltung fallen. Aber es ging jedesmal in dem Meere unserer eitlen, schönen Fröhlichkeit unter.

Sie haben wohl schon erraten, daß meine Reisegenossen auch nicht von den ganz echten Juden waren. Junge Leute und junge Mädchen, die sozusagen schon deutsch und polnisch sprachen. Aber ich war damals auch um vieles jünger und kümmerte mich nicht viel um den Grad ihres Judentums. Es genierte mich damals nicht, daß es keine innere Brücke gab zwischen ihnen und den Juden mit dem alten Glauben, in den alten Röcken und mit der jüdischen Sprache. Ich sah damals nicht, daß sie eben daran waren, sich vom alten jüdischen Grundstock des Ostens zu lösen. Alles das weiß ich heute. Damals dachte ich nicht im Traume daran.

Noch jemand fuhr mit — ein fremder junger Mann, ein wirklicher und ganzer „Datsch", nicht so ein halber wie ich und nicht so ein scheinbarer, wie die anderen. Ein stiller, blasser Mensch mit blonden Haaren. Er schloß sich von unserer Unterhaltung nicht aus, war aber doch ein wenig zurückhaltend — etwa wie ein adeliger Gutsherr, der seinen Bauern eine Ehre antut, zu ihrem Vergnügen kommt, ein oder zwei Pflichttänze mittanzt und sich rasch empfiehlt. Weiter paßts ja doch nicht. Sind doch nur seine Bauern, und er ihr Grundherr...

Plötzlich, zwei Stunden vor Lemberg, sagte der junge Mann zu mir:

„Wenn ich nicht irre, sind Sie der Dr. Birnbaum aus Wien."

„Getroffen — antwortete ich — woher wissen Sie es?"

„Ich vermutete es — sagte er — Sie fahren wohl nach Lemberg zum Delegiertentage."

„Ja."

„Ich auch“, sagte er.

„Sie auch?“ frug ich überrascht. „Von wo?“

„Aus Prag. Mein Name ist K . . .“ Meine Überraschung verwandelte sich in ganz außerordentliche Freude. Aus Prag! Nicht zu glauben, aus Prag! Also „Datsch ben Datsch“*), würde unser Schulem-alejchem sagen . . . Aus Prag nach Lemberg zum jüdischen Delegiertentag! Gepriesen sei, der die Zeiten ändert, gepriesen, der die Toten belebt! Gepriesen . . . Oh, es wird bald kein Traum mehr sein . . . Ost und West werden doch noch zusammenkommen . . .

Und ich begann mit ihm zu reden, fragte ihn, wie es ihm hier in Galizien gefallen, bei den „polnischen Juden“?

„Ich sah noch nicht viel“, antwortete er mit einem Lächeln, das mir etwas zu klug für seine jungen Jahre vorkam. „Die jungen Leute da sind ja eigentlich recht nett. Ich habe mir sie wahrlich gar nicht so vorgestellt . . .“

Damals freute mich noch diese Antwort sehr . . .

Der Zug fuhr in den Lemberger Bahnhof ein. Auf dem Perron erwarteten uns gute Freunde, „Veteranen“ der Bewegung: Junge Doktoren, ältere Studenten. Draußen aber, auf der Straße, begrüßte uns die Menge mit übernatürlichen Freudeausbrüchen, mit einer Begeisterung, wie ich sie früher niemals an Menschen so stark und tief beobachtet hatte. Wir stiegen auf einen Tramwaywagen, die Leute uns nach. Sie lärmten, sie drängten, sie schlugen sich um die Plätze auf dem Wagen. Ihre Augen leuchteten, ihre Bärtchen schaukelten, ihre Kaftane flatterten. Aufrichtig gestanden, besonders ästhetisch sah es nicht aus. In ihrer Aufregung, in ihrer Hast, mit ihrem Geschrei und ihren Geberden überschritten sie weit die Grenze der Schönheit, die Linie der Anmut. Ich kann und will nicht leugnen, daß ich dies damals selbst auch fühlte. Aber ich hatte das Gefühl eines jungen Mannes, der ein kleines Fehlerchen an seiner Liebsten sieht. Ein kleines Fehlerchen! Was weiter? Es verschwindet doch gegenüber ihrer großen, reinen Schönheit . . . Sie überschreiten die Grenze der

*) D. h. ein Stock-„Datsch“.

Schönheit ... Nun, so werden sie später einmal zurückgehen, zurückfinden, und es bleibt noch Zeit genug, ihnen zu zeigen, wie und auf welchem Wege. Was bedeutet ihr kleines Fehlerchen gegenüber der großen schöpferischen Kraft ihres flammenden Enthusiasmus? Das alles habe ich damals allerdings nicht so klar durchgedacht, wie ich es da heute auf das Papier niederschreibe. Aber mit dem Herzen habe ich es durchempfunden: Bei ihren Fehlerchen verweilte ich nur einen Augenblick, vor ihrem Enthusiasmus aber machte ich länger Halt, wärmte mich an seinen Feuer, erquickte mich an seinem Lichte, beugte mich vor seiner Heiligkeit ...

Einige Stunden später war ich allein mit meinem neuen Bekannten aus Prag, und mit einem Siegerlächeln auf den Lippen frug ich ihn:

„Nun, was sagen Sie?"

Und was, glauben Sie, antwortete er mir? Ein Wort nur: „Vorbei!"

„Vorbei?" schrie ich. „Was ist vorbei? Wer ist vorbei?"

„Mein Traum ist vorbei, lieber Herr Doktor", erwiderte er.

„Was für ein Traum?"

„Mein Traum ... Ich ging Brüder suchen, aber ich fand sie nicht. Jene Leute sind Fremde für mich. Ihr Geschrei und ihre Geberden beleidigen meine Ohren und meine Augen. Sie sind tausende Meilen von mir entfernt. Ich kann mit ihnen nicht zusammengehen, auch einen Schritt nicht, geschweige einen ganzen Weg, ein ganzes Leben ... Vorbei! Vorbei!"

Er sprach diese Worte mit sehr ernster Stimme, und nur auf seinem Gesichte erschien eine Art hochmütigen Lächelns ...

Wenn Sie mich heute drüber befragen, so kann ich Ihnen beteuern, daß ich ihm nicht mehr zürne. Im Gegenteile, ich habe fast Respekt vor ihm, weil er nichts auf sich nahm, wovon er fühlte, daß er es nicht werde durchführen können, weil er nicht mit blinden Augen und einem halben Herzen zu uns kam ...

Doch damals dachte ich noch nicht so. Damals fühlte ich ein Wehe, als hätte man mir die teuerste Hoffnung aus dem

Busen gerissen. Und war voll Zornes auf den jungen Mann, der sich nicht selbst hatte besiegen, der sich nicht bis in's Innerste der jüdischen Volksseele hatte durchringen können . . .

Ich hörte dann weiter nichts mehr von ihm. Er war zurück nach Prag gegangen und ist versunken, wie ins Meer. Vollkommen vergessen in der jüdischen Bewegung . . . Doch ich vergaß ihn nicht, und es will mir fast scheinen, als ob mir seine kalten Worte und sein hochmütiges Lächeln Geheimnisse enthüllt und Wege gewiesen hätten . . .

Ich bin Salomo

Schauspiel in einem Akte

(Frühjahr 1909)

 Das Stück ist vom Verfasser auch in jüdischer Sprache geschrieben.

Personen:

Der Fremde
Die Königin von Israel, eine ägyptische Prinzessin
David, 18 Jahre } ihre Söhne
Jesaja, 14 Jahre } ihre Söhne
Benaja ben Jojada, Feldherr
Abija
Sulamith
Zwei Soldaten

Das Stück spielt zur Zeit des Königs Salomo im königlichen Schlosse zu Jerusalem.

(Das Wort Salomo ist auf der zweiten Silbe zu betonen.)

Saal im Königsschlosse zu Jerusalem. Einrichtung in altsemitischem Stil mit ägyptischem Einschlag. Im Vordergrunde rechts, an die Wand gelehnt, ein Vorbau, mit Portièren verhängt. Rechts und links Türen. In der ganzen Breite des Hintergrundes ein Brokatvorhang, dessen beide Teile in der Mitte auseinanderklaffen. Durch den Spalt dringt genügend Tageslicht in den Raum, um Dinge und Personen erkennen zu lassen.

Der Fremde

(tritt rechts ein. Er bleibt zuerst, von seinen Empfindungen überwältigt, an der Tür stehen. Dann schreitet er dem Vorhange zu. Er schlägt die beiden Teile desselben ein wenig mehr auseinander und hält, rechts blickend, die Hand vor die geblendeten Augen. Nach einer Weile hebt er die Hände empor und, während sich seine Augen in Inbrunst schließen, sagt er mit großer Innigkeit:)

Noch leuchtet Deine Herrlichkeit
Ob Deinem Hause.
Oh lass sie weiter leuchten, Herr!
Erhalte Licht und Freude Deinem Volke!
Nicht lass es in die Schatten sinken,
Die sich ihm nahen.
Die Stunde meiner Heimkehr segne!
Oh gib mir Kraft und Weisheit, hilf, oh Herr!

(Seine Hände sinken herab. Seine Augen öffnen sich und blicken hinaus. Er bleibt noch eine Weile in andächtiger Haltung stehen. Endlich wendet er sich ab und macht zwei Schritte nach rechts, bleibt aber plötzlich stehen, lauscht und zieht sich in die rechte Ecke des Saales zurück, welche vollständig im Dunkel liegt. Gleich darauf geht die Tür links auf und es treten ein David, Abija und Feldherr Benaja ben Jojada.)

Benaja
(zur Tür hinaussprechend)
Hier haltet Wache
Und nur die Königin laßt durch.
Und ruf ich, trete einer von euch ein!
(Schließt die Tür)

David
(macht nach zwei Schritten vorwärts eine unwillkürliche Rückwärtsbewegung)

Abija
(mahnend)
König!

David
Begreifst du nicht,
Daß vor dem großen Augenblick mir bangt?
Nur eine kurze Spanne Zeit, Minuten nur,
Und draußen auf der Loggia werd ich stehen,
Das Volk als neuer König zu begrüßen...
An Salomos, meines großen Vaters, Stelle...

Abija
Sei selber groß und stark!

Benaja
Und zähl auf uns,
Auf deine Truppen und auf mich,
Als ihren Feldherrn!
Ich will dir mit derselben Treue dienen,
Mit der ich deinem großen Vater diente...
Oh welches Unglück, daß er uns verließ!

David
Ich danke dir, ich dank euch beiden
Für eure Lieb und Güte...
Und denkt nicht schlecht von mir!
Bedenket, wo wir sind und was ich fühl
In diesem Saal,
Den meines Vaters Geist erfüllt...
Ich glaub, hier müssen sich die Wände selbst
Mit seiner Weisheit vollgesogen haben.
Es würde mich nicht wundern,

Begännen sie zu sprechen,
Ja, wenn er plötzlich selbst
Aus irgend einer Nische träte
Und lächelte — mit seinem Lächeln,
Das die wilden Tiere zwang...
Ha!...

(Packt Abija am Arme)

Was war das für Geräusch?

Abija

Was fällt dir ein, oh König?
Ich hörte keinen Laut...
Doch öffnen wir den Vorhang etwas mehr,
Auf daß sich deine aufgeregten Sinne
Beruhigen...
Ich glaub, das merkt man drunten nicht...

David

Ach, wär es bald vorbei!

Abija

Es kann nicht lang mehr währen.
Bald muß am Tor des Südens
Die Karawane eingetroffen sein.
In kurzer Frist darauf liegt all ihr Prunk
Aus Götzendienerland am Boden,
Zerstampft, zerschlagen und zerissen,
Und unabsehbar strömt die Menge her,
Geführt vom Willen Gottes,
Als Israels König dich zu grüßen...

Benaja

An deines Vaters Statt, den Gott entführte.
Es kann das Volk nicht ohne König sein.

David

(die Blicke zu Boden gesenkt, nach einer Weile)

Mir fehlt des Vaters Krone und sein Purpur.
Sie werdens, fürcht ich, ungern missen.

Abija

Drum riet ich ja zum Panzerkleid, das wird
Auf Kron und Purpur sie vergessen lassen.

Denn lang schon sahn sie keinen Krieger-König,
Der Völker Schrecken, welche Gott verschmähn,
Und jener Söhne Israels,
Die ihn verraten.
Groß wirst du vor ihnen stehen ...

David

Ich bin so jung noch ...

Benaja

Gott wird deiner Jugend helfen ...

Abija

So du die Schwüre hältst, die du geleistet
Und vorerst allen Greuel fegst aus Israel.

David

Deß sei getrost, Abija.
In dieser größten Stunde meines Lebens.
Erneur ich meinen Schwur:
Ich werd nicht fort das Unheil wuchern lassen,
Das meines Vaters übermächt'ge Weisheit
Gebracht hat über Israel ...

(Plötzlich zusammenschreckend)

Schon wieder! Habt ihrs nicht gehört?

(Blickt angstvoll um sich)

Benaja

Ich hörte nichts ...

Abija

Was hast du nur, oh König?
Schon sieben Jahre sinds,
Daß keines Menschen Fuß den Saal betrat ...

David

(an Abijas Arm sich klammernd)

Und doch! ... Ich sagt es ja:
Es lebt sein Geist in diesem Saal.
Die Wände selbst erzählen seine Weisheit.

Abija

Und du, du fürchtest einen Geist ...
Und Weisheit, die in Wände sich verfing?

D a v i d
(der ihm nicht recht zuhört)
Oh hätten wir des Tages volles Licht schon!...
(Nach einer Weile zu Abija)
Es ist ein Zeichen wohl vereinbart?

A b i j a
Gewiß, mein König.
Es werden unsre Freunde grauen Staub
Vom Lande Sin, der mit aus Ophir kam,
Entzünden und sein Knall wird uns verkünden,
Daß mit der Karawane so geschah,
Wie du befahlst;
Das Heer zum König dich hat ausgerufen,
An Salomos, deines Vaters Statt;
Und daß das Volk im Anzug ist aufs Schloß.
Auf dieses Zeichen warte ich.
Bald müssen wir es hören.
(Sie verbringen eine Weile in wortlosem Lauschen. Plötzlich eine starke Detonation. Abija macht eine rasche Geste der gelösten Spannung. David bedeckt das Gesicht mit den Händen)

A b i j a
(berührt nach einer Weile David an der Schulter)
Sei König, König!

D a v i d
(läßt die Hände sinken, bemüht sich, Haltung zu bewahren; mit bebender Stimme)
Wir schlagen wohl den Vorhang schon zurück.

A b i j a
Noch eine Weile hab Geduld,
Bis alles Volk am Platz ist und dich ruft.
Dann soll des Vorhangs Auseinandergehen
Die Spannung steigern....
(Er tritt an den Spalt und lugt hinaus)

D a v i d
(plötzlich im Tone des Entsetzens)
Oh Gott!

A b i j a
(sich rasch umwendend) und

Benaja

Was ist?

David

(mit schreckerfüllter Stimme, in Absätzen)

In nächster Nähe — hier — ich hört es deutlich
Wie Menschenatmen, ja —

(hysterisch)

Macht Licht! ...
Und tut den Vorhang auseinander!

Abija

Oh König!

David

(schreiend)

Den Vorhang, den Vorhang auseinander!

Der Fremde

(aus seinem Winkel hervortretend, zu Benaja, der eine Bewegung macht, den Befehl Davids auszuführen)

Nicht nötig ...

(zu David)

Der Mensch, der hier geatmet hat, war ich!

(David taumelt entsetzt zurück, Abija starrt erschrocken den Fremden an)

Benaja

(zieht das Schwert)

Wer bist du? Und was willst du hier, Vermessner?
Wer ließ dich ein?

Der Fremde

Versorg dein Schwert, Benaja!
Sieh besser zu, ich trage keine Waffe!

Benaja

Was suchst du hier im Throngemach?

Der Fremde

Was suchst denn du!
Bist du denn König oder

auf Abija weisend)

dieser da?

Zu David)

Bist du's? Soviel ich weiß,
Bist du nur königlicher Prinz.

B e n a j a

Du irrst, er ist von heut ab König.

D e r F r e m d e
(mit starker Betonung)

Das ist nicht wahr!

B e n a j a
(verblüfft)

Was soll das heißen?

A b i j a
(aufbrausend)

Du wagst?

(Zieht einen Dolch aus dem Gürtel und dringt auf den Fremden ein)

D a v i d
(der sich von seinem ersten Schrecken erholt hat und den Fremden wie eine Erscheinung anstarrt, fällt Abija in den Arm)

Abija, nicht! Er ist ohn' Waffen...
Und wissen muß ich, was er birgt.

(Leise)

Ich fühl ihn mir unheimlich nah und fern...

(Laut zu dem Fremden)

Wer bist du? Sprich!

D e r F r e m d e

Zu Hause bin ich in Jerusalem.
Doch weilt ich sieben Jahr in Ophir...

A b i j a

Aha, im Lande der Verführung...

D e r F r e m d e

Und sehe nun, zurückgekehrt,
Mit Trauer allenthalben nur Verwüstung...

D a v i d
(dumpf)

Was nennst du denn Verwüstung...

D e r F r e m d e
(ohne Pathos, aber mit starker Betonung)

Verwüstung nenne ich,
Wovon das Antlitz dieses Mannes zeugt,

(Abija macht wieder eine Bewegung gegen den Fremden, David hält ihn zurück)

Verwüstung nenne ich
Den feigen Anfall auf die Karawane,
Der eben euch gelang.
Verwüstung nenne ich
Den Geist, der, wie ein Wurm
In deinem Hirne bohrt.
Verwüstung nenne ich die schwarze Menge,
Die dort sich eben naht,
An einen ungeratnen Sohn
Das Werk des Vaters zu verraten.

Abija

Lass mich den Frechen niederschlagen!

David
(drängt ihn zurück; mit unsicherer Stimme)

Ich finde deine Rede etwas kühn.
Wer bist du, daß du so zu sprechen wagst? ...

(Der Fremde antwortet nicht, sondern sieht ihn starr an ... Nach einer Weile mit kaum verhehlter Angst)

Wer bist du? ... Sprich!

Der Fremde
(leise)

Erkennst du mich denn nicht ...?

David
(beugt sich in ungeheurer Aufregung vor, blickt ihn unverwandt an, läuft dann zum Vorhang und schlägt ihn weit zurück. Man sieht über eine säulengeschmückte Loggia hinweg, zu der drei Stufen hinaufführen, auf Jerusalem. Rechts im Hintergrunde der Tempelberg mit dem Tempel. — Inzwischen ist Abija mit gezücktem Dolch auf den Fremden losgesprungen, dieser hat ihm mit einem Griff den Dolch entwunden, in den eigenen Gürtel gesteckt und den Angreifer weit zurückgeschleudert)

David
(angstvoll in den Zügen und Bewegungen des Fremden suchend, nach einer Weile verzweifelt)

Ich weiß nicht, wer du bist und fühle nur,
Daß ich es wissen sollte ...
Wer bist du, sag!

Der Fremde
(ihm starr ins Auge sehend)

Dein Vater bin ich, bin Salomo!

(David ist einer Ohnmacht nahe, Benaja fast gelähmt vor Überraschung)

A b i j a

(der dem Fremden Blicke tötlichen Hasses zugeworfen hat, springt auf David zu, stützt ihn, schreit)

Oh glaub ihm nicht!
Oh glaube dem Betrüger nicht!

(Schreit)

Wache! Wache!

(Ein Soldat tritt ein, stutzt, wie er den Fremden sieht)

Was gaffst du? Greif ihn! Schlag ihn nieder
Wie einen räud'gen Hund!

(Der Soldat blickt fragend auf Benaja, ob er dem Befehl Folge leisten soll)

B e n a j a

Gemach!

(Zum Soldaten)

Du kannst noch draußen bleiben!

(Soldat ab)

A b i j a

Du schickst ihn weg? Du hast Bedenken?
Kann so der König sich auf dich verlassen?

B e n a j a

Den Ton verbitt ich mir, Abija!...

A b i j a

Was nimmst du Rücksichst auf den Strolch?

D e r F r e m d e

(ruhig)

Nimm deine Zunge doch in Acht!
Es könnt dich reuen.

A b i j a

Nun droht er schon...

(Zu Benaja)

Da sieh — das kommt von deiner Schonung...

B e n a j a

(gleichmütig)

Es folgt ein jeder seiner Art,
Und deine ist die meine nicht!
Ich glaub, das Recht hat Zeit
Und vor der Lüge nicht zu fürchten.

A b i j a

Gedenke deines Schwurs, Benaja!

B e n a j a

Ich denk an ihn, doch denk ich auch an jenen,
Den einst Salomo ich geleistet...
Gewiß, ich glaube, lebte noch Salomo,
Er hätt so lange nicht gezögert,
Zu seinem Volke heimzukehren.
Und weil ich dieser Meinung bin
Und müd der königlosen Zeit,
Durch die das Volk verdirbt,
Drum ging ich ja mit euch
Für unsern jungen König. Freilich fiel's
Mir manchmal bang aufs Herz: Was dann,
Wenn doch das Unwahrscheinliche geschieht,
Salomo heimkehrt und der Kön'ge zwei
Die Treue von mir fordern?
Dann dacht ich stets: Oh daß er wenigstens
Im letzten Augenblicke käme,
Bevor das letzte Wort gesprochen ist,
Auf daß die heil'ge Pflicht
Zur ersten Treue leichter werde.
Nun kommt in diesem letzten Augenblick
Ein Mann, und sagt, er sei Salomo.
Ich glaub nicht, daß er's ist. Doch glaub ich,
Daß man prüfen muß für alle Fälle.

(Von unten herauf hört man das Geräusch einer großen Volksmenge, zuweilen Rufe: Es lebe König David!)

A b i j a

Und wie? Das Volk soll warten?
Das Volk, das seinen König sehen will?

B e n a j a

Das Volk mag lieber warten,
Als später schwer bereuen.

A b i j a

Ach was!

B e n a j a
(zuckt die Achseln, wendet sich zu David)
Und was sagst d u, oh Herr?
Bekennst du dich zu diesem Mann
Als deinem Vater?
D a v i d
(der von dem Augenblicke an, da er sich von seinen Schrecken ein wenig erholt, kein Auge von dem Fremden läßt, senkt rasch den Blick, tonlos)
Ich weiß es nicht...
B e n a j a
(erstaunt und überrascht)
Du weißt es nicht...
(Abija gewinnt sichtlich wieder an Zuversicht)
D a v i d
Nein, nein, ich weiß es nicht... ich weiß es nicht.
(Mehr für sich)
Ist er es nicht,
Woher der Aufruhr meines Herzens?
Doch ist er es,
Wie kommt es, daß sein Bürgerkleid mich schreckt
Und ich vergeblich nach dem Purpur suche?...
D e r F r e m d e
Weil du an deinem Vater nie
Hast mehr geschätzt als seinen Purpur...
D a v i d
(der des Fremden Bemerkung kaum gehört hat, nach einer Weile Sinnens mit einer gewissen Lebhaftigkeit)
Gib seiner Weisheit eine Probe!
D e r F r e m d e
Von meiner Weisheit eine Probe...
Was konnt sie jemals mehr dir sein,
Als Nahrung d e i n e r Eitelkeit,
Als Echo fremden Urteils,
Als ein ergötzlich Spiel?
Begriffst du meiner Sprüche Sinn, empfandst
Du meiner Verse Weihe?...
(David starrt ihn mit großen, furchtsamen Augen an)
A b i j a
Und nun, Benaja? Sage selbst:
Spricht so ein Sohn zu seinem Vater?

Ein Vater so zu seinem Sohn?
Und dies Gefasel eines Narren!
Denn ich gesteh, daß ich ihm Unrecht tat,
Zu ernst ihn nahm.
Ein Narr nur ist er, ein Verrückter,
Der irgendwie ins Schloß sich schlich...

(Von draußen eine mächtige weitschallende Stimme: „Es lebe König David!“ Und darauf ein einziger Schrei aus tausend Kehlen: „Es lebe König David!“)

„Es lebe König Dawid!“
Du hörst's: Das Volk ist ungeduldig.
Es will den König grüßen,
Den neuen König einer bessern Zeit,
Der sich vor Gott in reiner Demut beugt
Und nicht mit dünkelhaftem Lächeln
Auf den genußverwöhnten Lippen.
Drum mach dem Zwischenspiel ein Ende,
Lass nicht das schöne Fest
Durch eines Narren Wahn noch länger stören!

Benaja

Ich glaub, du eilst der Lösung weit voraus.
Gewiß hat er noch nicht bewiesen,
Daß er Salomo ist.
Sein Sohn hat ihn noch nicht erkannt.
Doch alles ist ja möglich,
Und gibts denn wenig böse Geister?
Kann einer nicht in ihn gefahren sein
Und so unmenschlich ihn verändert haben,
Daß sich der eigene Sohn
Nicht recht an ihn erinnern kann?

Abija

Was sprichst du da?
Ein böser Geist in ihn gefahren!
Da könnte jeder kommen,
Zum Beispiel du, zum Beispiel ich,
Und könnt „Ich bin Salomo!“ sagen...

Benaja

Du überzeugst mich nicht, Abfja.

A b i j a

So helfen wir uns selber, König! Komm!

(Er packt David am Arme und strebt den Stufen zu. David läßt sich willenlos mitziehen. Benaja und der Fremde kommen ihnen zuvor)

B e n a j a

Halt!

D e r F r e m d e

Zurück!

A b i j a

(wutschnaubend)

Ein schöner Bund fürwahr!

B e n a j a

(zu Abija)

Durch deinen Ungestüm geschlossen.

(Zu dem Fremden)

Du geh zurück! Ich steh allein hier Wach
Und lasse niemanden hinaus,
Eh nicht der letzte Zweifel schwand
An deiner Narrheit oder Königtum.

D e r F r e m d e

Ich folge gerne deiner Weisung.

B e n a j a

Nun aber die Beweise!

D e r F r e m d e

Beweise?

(Einen Augenblick überlegend)

Vielleicht genügt es dir,
Wenn ich

(auf den Vorbau weisend)

den Schrein da öffne,
Den ich mit solcher Kunst verschloß,
Als ich von dannen zog,
Daß alle eure Mühe, ihn zu öffnen,
Bisher vergeblich war?
Ihr wißt, mein Thron ist drin,
Mein Purpurmantel und die Krone...

D a v i d
(der den Gang der Dinge zuletzt mit einer dumpfen Neugier verfolgte, plötzlich lebhaft)

Du hast den Schlüssel?

D e r F r e m d e

Ich habe ihn.

A b i j a

Das gilt für nichts.
Wer weiß, durch welchen Frevel oder Zufall
Er diesen Schlüssel sich beschaffte?

B e n a j a

Ich gebe zu, die Möglichkeit ist da...
Drum kann ich d e n Beweis nicht gelten lassen...
Doch wenn du in der Tat Salomo bist,
Dann m u ß ja irgend jemand dich erkennen.
Dein Sohn erkennt dich nicht,
Abija nicht... Ich auch nicht. Gut!
Wo aber ist der eine,
Der dich doch erkennt?

A b i j a

Erlaub, ich weiß den einen,
Den Haushofmeister Achissar,
Der fünfzehn Jahre lang Salomo diente.
Er ist in nächster Näh,
Ich sah ihn erst vorhin. Ihn lasse rufen!

B e n a j a

Dein Rat ist gut.

D e r F r e m d e
(lächelnd)

Zu gut sogar. Denn Achissar
Ward blind und taub, wie ich erfuhr.

B e n a j a

Ach ja, darauf vergaß ich ganz.

A b i j a

Ich glaub, er sieht und hört ganz gut.
Doch immerhin besteh ich nicht auf ihm.

Denn eben fällt mir ein,
Daß hier die Königin, des Pharao Tochter,
Und unsers Königs Mutter,
Erwartet wird, ein junges Weib,
Noch aller Sinne Eigentümerin,
Salomos Ehgemahl...
Wer kann Salomo besser kennen,
Wer besser ihn erkennen, wenn nicht sie?

Der Fremde
(lächelnd)

Die List gelang dir gut, Abija.

Benaja

Der Vorschlag sollt dir doch gefallen?!

Der Fremde

Ich lass ihn gelten — vorderhand.

(Draußen eine dröhnende Stimme und der Chor der Tausende, der in den Ruf einstimmt „Es lebe König David!“)

David
(nervös)

Sie könnten doch schon ruhig sein!

Abija
(unwillig)

Du zürnst, daß sie nach ihrem König schrein?
Oh ahnten sie, daß hier ein kranker Frevler...
Ihr Zorn löste rasch die dumme Frage...

(Die Tür geht auf, die Königin und Jesaja treten ein. Sämtliche Anwesenden verbeugen sich tief vor der Königin, die den Gruß mit leichtem Kopfnicken erwidert. Der junge Prinz verneigt sich)

Die Königin
(zu David)

Was zögerst du?
Schon lange harrt das Volk und will dich sehen...
Wie kommt der fremde Mann da her,
Im Rock gemeiner Leute?
Was starrt er mich so kecken Auges an?
Und meinen Sohn?

(Zieht diesen an sich)

J e s a j a
(auf dem der Blick des Fremden mit einer Art trauriger Zärtlichkeit ruht)
Was will der Mann von mir? Man schaff ihn fort!
A b i j a
(triumphierend zu Benaja)
Nun siehst du?
D i e K ö n i g i n
(streng)
Was soll das sein? Ist hier ein Mummenschanz?
A b i j a
Verzeih, oh Königin! Ich bin nicht schuld.
Der fremde Mann hier schlich sich ein,
Noch eh wir eingetreten waren,
Und sucht uns alle auf den Kopf zu stellen.
Fast wag ich nicht, vor deinen Ohren,
Als Weib und Königin,
Zu wiederholen, was er sagt...
D i e K ö n i g i n
Sprich!
A b i j a
Er sagt, er sei...
(zögert)
D e r F r e m d e
Ich s e i? — Oh nein, ich b i n Salomo!
D i e K ö n i g i n
(schrickt beim Klang der Stimme zusammen, weicht, wie das Wort „Salomo" fällt, unwillkürlich einen Schritt zurück. Mit leicht zitternder Stimme)
Salomo?
Wen meinst du dieses Namens?
D e r F r e m d e
Wen sollt ich meinen, wenn nicht deinen Gatten,
Den König, der vor sieben Jahren ging,
Um Fremdseins Sinn
Im fremden Lande zu ergründen.
Ein Tor, der damals noch nicht wußte,
Daß auch daheim
„Ich bin Salomo!" keinen überzeugt!
Ich ging und einem ehrlichen Verweser

Ließ ich das Reich zurück,
Jetzt aber wiederkehrend find ich tot ihn,
Find Israels Totengräber an der Arbeit,
Und deinen Sohn, als ihrer Hände Werkzeug,
Als Räuber meines Throns!

(Abija lacht höhnisch)

Jesaja

(voll Bangens)

Was sagt der Mann? Er sei Salomo,
Mein königlicher Vater . . . ?

Die Königin

(hat sich während der Rede des Fremden immer mehr gefaßt, steht wieder stolz aufgerichtet da und mißt den Fremden mit kalten Blicken)

Hab keine Furcht, mein Kind, er ist es nicht . . .

Abija

(mit ausbrechender Genugtuung)

Benaja, nun? Hatt ich nicht Recht?

Die Königin

(zu Benaja)

Was hör ich? Wie?
Du konntest einen Augenblick nur glauben,
Daß dieser — dieser . . .
Ich weiß nicht, wie ich sagen soll, —
Salomo sei, der weiseste der Menschen,
Der Freund der Schönheit, Israels größter König,
Und mein Gemahl?
Daß mich mein Vater einem,
Der bis zu solcher Tiefe sinken kann,
Zum Weib gegeben hätte!
Ein Toller ist's, der deiner Gläubigkeit
Ein lustig Märchen aufgebunden.

(Lacht schneidend kalt)

Jesaja

(stimmt in ihr Lachen ein, aber man hört seine innere Angst durch)

Abija

Ich sagt ihm's ja! Doch wollte er nicht hören . . .

(zu Benaja)

Nun aber mach ein End! Und gib dem König
Den Weg zu seinem Volke frei!

D i e K ö n i g i n
(zu Benaja)
Wie? Das wagtest du?

B e n a j a
Ich tat nur meine Pflicht, oh Königin.

D i e K ö n i g i n
Das nennst du deine Pflicht?!...

(Zu David, der, ganz besonders zuletzt, unruhig geworden ist, mehrmals den Saal durchquert hat und immer wieder scheue Blicke auf den Fremden wirft)

Und du, mein Sohn, und du?!
Was stehst und gehst du müßig hier herum,
Als wär's nicht d e i n e Sache?
Geh einfach hin! Er wird es doch nicht wagen,
Den König anzurühren?
In meinem Vaterlande
Würd solcher Frevel mit dem Tod bestraft.

B e n a j a
Verzeihe, Königin. Warum nicht hören,
Was er zu sagen hat?

D i e K ö n i g i n
(zu Jesaja)
Da lerne, Kind, wie man in Israel
Mit Königinnen umgeht.

D e r F r e m d e
Mir däucht, der Mann vergißt die Ehrfurcht nicht,
Die er dir schuldet, Königin.
Er glaubt nur, daß ich etwas sagen könnt,
Was dein Gedächtnis weckt.
Doch irrt der Gute,
Denn wie ich sehe, schläft's durch deinen Willen
Den Schlaf, woraus es kein Erwachen gibt.

D i e K ö n i g i n
Was unterfängt sich dieser Mensch?

D e r F r e m d e

Nein, nein! Du w i r s t mich nicht erkennen.
Auch wenn ich jetzt ins Ohr das Kosewort
Dir sag, das deine Lippen bebten,
Als du in Liebe ihn

(weist auf David)

empfingst . . .

(Nähert sich ihr und haucht ihr ein Wort ins Ohr)

D i e K ö n i g i n

(ist einen Augenblick außer Fassung, sofort aber wieder Herrin ihrer selbst und ruft mit einem Blick tötlichen Hasses)

Komödie, die er spielt.
Er raunte mir ein Wort der Gosse zu!

D e r F r e m d e

Du gehst viel weiter, als du mußt.
Genug, daß dein Gedächtnis schläft,
Muß denn dein Ohr auch schlafen?

(Kurze Pause)

Ich wußt es lang, bewußter Schlaf
Ist deines Volkes Erbteil.
In eure Herzen,
Wovor ihr selbst die Riegel schiebt,
Dringt niemals fremden Lebens Sinn und Deutung.
So warst auch du! Du haßtest mich,
Als du mich noch zu lieben wähntest.
Das fremde, wache Israel
Hast du in mir gehaßt. Fast möcht ich sagen,
Auch in meinen, deinen Kindern.
Drum machtest einen Mizri du
Aus diesem da,
Der ohne meine Aufsicht aufwuchs.
Und jener ward,

(auf David weisend)

Da ich von dannen ging,
Und kalten, starren Sinnes du
Sein Herz verwildern ließest,
Der Toren Beute, die nicht ruhen wollen,
Bis unser gottgeliebtes Israel
Zur Völker-Vogelscheuche wird . . .

D i e K ö n i g i n
(zu Benaja)
Und noch nicht bist du müde des Gefasels,
Der Rolle, die er gut gelernt...?

B e n a j a
(zum Fremden)
Du siehst, daß alle deine Reden,
So wohl gesetzt sie seien,
So sehr sie einen Mann des Geists verraten,
Die Königin nicht überzeugen.
Drum dürfen sie auch mir nicht Wahrheit sein...
Bist du mit deinen Gründen nun zu Ende... Oder...

A b i j a
(zornig)
Schon wieder — oder?

D i e K ö n i g i n
Das ist zu viel... Ich trags nicht länger...
(zu Jesaja)
Komm!

B e n a j a
(respektvoll)
Verzeihe, Königin, und bleib, ich bitte,
Noch eine Weile da, damit wir ruhigen Gewissens
Dann deinen Sohn zu seinem Volk geleiten.
Vertraue mir und meiner Königstreue!
(Die Königin bleibt mit markierter Miene des Überdrusses stehen)

B e n a j a
(zu dem Fremden)
Nun sprich, sofern du noch zu sprechen hast!

D e r F r e m d e
(zu Benaja)
Erlaub, daß ich ein Märchen dir erzähle...

A b i j a
Ein Märchen gar!
(Die Königin steht unbeweglich da, die Augen zu Boden gesenkt)

D e r F r e m d e
(mit einem Blick auf Abija)
Es wird nicht lange währen.
(Wieder zu Benaja)

Es war einmal ein König, jung an Jahren
Und weit an Geist,
An Taten groß und an Erfolgen.
Und alles, was das Glück nur bieten mag,
Hatt er in reichstem Maß genossen:
So auch die Wonnen, die das Weib dem Manne
Aus unbekannten Ewigkeiten bringt.
Und doch war seine Seele nicht zufrieden,
Sie wollte mehr. Sie wollt ein Weib,
Das umgekehrten Wegs, durch seine Wonnen
Zu jenen Ewigkeiten führt
Dess schöne Einfalt ird'scher Spiegel sei
Der reinen Weisheit und der letzten Wahrheit.
Ein Weib, das allen Menschentums
Und seines Volkes Adelsvorbild sei.

(Pause. Die Königin wird unruhig)

Und endlich fand der König, was er suchte.
Wo er es fand?
Daheim in seinem Schlosse nicht,
Auch nicht auf fremden Schlössern.
In einem Garten fand er sie,
Den sie betreute.
Er lauschte, wie sie mit den Blumen sprach,
Die Wolken bat, zu regnen,
Damit die Blumen trinken,
Die Sonne bat, zu scheinen,
Damit die Blumen fröhlich seien.
Er folgte ihren Blicken,
Die mühelos den Himmel stürmten,
Und fühlte, wie die Erde
Sich wohlig unter ihren Schritten reckte.
Und hob die Hände sie, zu beten
Ward alles rings um sie Gebet.
Es war, als sänge Gott
Sich selber Lob und Preis durch ihren Mund...

(Pause. Die Königin ist sichtlich aufgeregt)

Jesaja

(wird durch die Schilderung fortgerissen und nähert sich, von seiner Mutter nicht beaufsichtigt, unwillkürlich dem Fremden. Seine Wangen glühen, seine Augen glänzen. Alles ist Lauschen an ihm. Und als der Fremde einen Augenblick aussetzt, ruft er unwillkürlich aus)

So schön war sie!

(Die Königin reißt ihn zurück und straft ihn mit einem raschen Vorwurfsblick)

Der Fremde

(der im Erzählen unwillkürlich in den Ton innersten, persönlichen Erlebens hineingeraten ist, wird durch die Frage an seine Erzählerrolle, beziehungsweise an seine Absicht erinnert, lächelnd)

So schön, mein Junge, ja, und schöner noch.

(Draußen wieder Lärm und Rufe der Volksmenge)

Abija

(der bisher mit kalter Neugier zugehört hat)

Du könntest, mein ich, deine Fabel kürzen.
Das Volk wird Wartens müde.

Der Fremde

Ich sprach kein überflüssig Wort.
Der Sinn der Fabel muß ja deutlich werden,
Und soll er das, so muß in eurer Seele
Des Mädchens Bild sich klar und leuchtend spiegeln.
Was wäre das, wenn ich euch bloß
Das Wörtlein „schön“ zu sagen hätte?
Ich muß doch erst dem trockenen Begriff
Der wirklichen Erscheinung Stempel geben.
Gesetzt, zum Beispiel,
Daß ihr die Königin nicht kenntet

(Verbeugt sich gegen diese)

Und hörtet nichts, als daß sie schön,
Was wüßtet ihr von ihr? So viel wie nichts.
Es stiege keine Ahnung ihres Reizes
In eurer Seele auf.
Geheimnis bliebe euch

(Die Blicke auf die Königin gerichtet)

Die stolze Sphinxenlinie ihres Leibes,
Die schmale hoheitskühle Hand,
Die goldigmatten Schatten ihrer Haut,

Die schwarze, schwere Mähne ihres Haars,
Die strengen Schweigelippen,
Die feine Nase,
Die Augen endlich, wie zwei Schluchten,
In deren Tiefen irgendwo
Verlassne Feuer flackern.

(Die Königin erbebt unter den Blicken und Worten des Fremden, der, nach einer kurzen Pause, wieder zu Benaja gewendet, fortfährt)

Da habt ihr e i n e Möglichkeit von Schön.
Und just diejenige,
Die jener Mädchenschönheit Gegenteil. —
Wie Herbstes blassen Mondnachtschimmer
Und sonnenhellen Frühlingsmorgen
Vergleich ich eure Königin
Und — Sulamith.

D i e K ö n i g i n

(vergißt sich vollends, macht einen raschen Schritt auf ihn zu, ihr ganzer Körper ist in Angriffshaltung, wiewohl sie nicht die Hände hebt. Ihre Blicke bohren sich in sein Gesicht und aus ihrem Munde kommt ein drohendes, zischendes)

Du!

(Abija streicht aufgeregt seinen Bart. David, der ganz selbstvergessen mit steigendem Interesse, des Fremden Rede gelauscht hat, macht eine Bewegung, die starke Gemütserschütterung verrät. Jesajas Aufmerksamkeit ist ganz auf den Fremden konzentriert. Er weiß nicht, was sonst vorgeht)

D e r F r e m d e

(tritt lächelnd und sich verbeugend einen Schritt zurück)

D i e K ö n i g i n

(wird sofort ihres Fehlers inne, ist einen kurzen Augenblick verwirrt, doch wieder schnell gefaßt. Zu Abija)

Zu arg, was dieser Mensch hier sagen darf,
Und niemand wehret seinen Worten . . .
Jesaja, komm!

B e n a j a

Verzeihe, Königin,
Die Frage ist noch ungelöst . . .

D i e K ö n i g i n

(an der Tür)

Die Frage ist entschieden:

Er ist Salomo nicht,
Vielmehr ein Abenteurer,
Dem das Schafott gebührt ob seiner Lügen.

(Ab mit dem Prinzen, der immer wieder zaudert und zurückblickt)

A b i j a

(zu Benaja)

Nun aber wirst du doch nicht weiter
Dem Wort der hohen Frau mißtrauen?

B e n a j a

Dem Worte nicht, nur dem Gedächtnis...

(Zu dem Fremden)

Erzähl dein Märchen doch zu End!

D e r F r e m d e

(lächelnd)

Mein Märchen...
Ich nannt's nur so. Es ist ja Wirklichkeit.
Der König, das war ich,
Salomo, König in Jerusalem.
Und Sulamith war eben Sulamith.
Wer kennt die Lieder nicht,
Die ich zu ihrem Preis gedichtet?
Wer wüßte nicht von ihr,
In deren Armen meine Weisheit wuchs?
Wen gab es in Jerusalem,
Der sie nicht liebte?
Der Harem selbst war ihr nicht neidisch.
Nur e i n e, meines Throns Gefährtin,
Die eben uns verließ,
Nur diese e i n e haßte sie —
Wie bloß die fahlen Nächte hassen können...
Bringt Sulamith! Sie soll und darf entscheiden.
An ihren Blicken kann kein Zweifel nagen.
Ihr Nein will ich mit meinen Kopf bezahlen,
Ihr Ja soll mir zurück den Weg
Zu meinem Volke bahnen.

A b i j a

Verwahrung leg ich ein.
Es wäre unerhört,

Daß einer Kebsin Zeugnis besser sei,
Als das der Königin!

Der Fremde

Warum denn nicht,
Wenn ihre Liebe besser ist?

Benaja
(ruft laut)

Wache!

(Zu dem eintretenden Soldaten)

Eil in den Harem
Und hole Sulamith,
Des Rosengärtners Tochter Sulamith!

(Der Soldat nickt)

Sie komme gleich.
Auch einen Augenblick nicht soll sie säumen ...

Soldat

In wessen Namen soll ich sprechen,
Wenn sie nicht gehen will?

David
(leise)

Sag, in meinem.

Abija

Was tust du, König?

David
(leise und matt)

Warum denn nicht ...

(Wiederholt)

Sag nur, in meinem!

(Soldat links ab. Während der letzten Gespräche wird von draußen öfters das Getöse einer großen Volksmenge gehört. Jetzt hört man Rufe: „Laßt uns den König sehen!" Ein anderer Soldat tritt ein, bleibt stehen, um etwas zu melden)

Benaja

Was gibts?

Soldat

Das Volk ist aufgebracht, oh Herr!
Gerüchte schwirren hin und her.
Es fürchtet für den König, will ihn sehen.
Kaum halten wir dem Ansturm stand.

Was soll geschehen?

B e n a j a

Beruhige das Volk in meinem Namen.
Der König werde gleich erscheinen.

A b i j a

Nun siehst du, wie es kommt,
Weil du Gehör den wirren Phantasieen
Des Mannes da geschenkt.

(Geschrei des Volkes, das aber plötzlich abbricht)

D e r F r e m d e

(zu Benaja)

Ich bitte dich,
So Sulamith den Saal betritt,
Nicht gleich auf mich sie zu verweisen.
Ich will . . .

(Brausende Rufe draußen „Es lebe der König!")

Ich will mich dort in jenem Winkel halten,
Wohin ihr Blick nicht fällt.

A b i j a

Aha!

D e r F r e m d e

(zu Abija)

Du witterst wieder kniff'gen Trug. Sei ruhig!
Im Licht des Tags
Wird sich die Wahrheit hier enthüllen . . .

A b i j a

(verächtlich)

Bah! . . .

D e r F r e m d e

(zuckt die Achseln, zu Benaja)

Sag ihr zunächst,
Aus fremdem Lande sei ein Mann gekommen,
Der Nachricht von Salomo bringe,
Auch für sie . . .

A b i j a

(lacht)

Der Plan ist schlau ersonnen.

Und jetzt durchschau ich ihn erst ganz.
Ein Werkzeug bist du meiner Feinde,
Der Feinde Israels, die unser Volk
Aus jenem Netz von Eitelkeit nicht lassen,
Worin ein großer König es verstrickte.
Und Sulamith ist mit im Bund.
Kann sie den echten König nicht mehr haben,
So soll ein falscher seinem Werke dienen.

Der Fremde

Du mißt an dir und deinesgleichen.
Denn euch sind alle Mittel gut,
Wenn nur zu jenem Ziel sie führen,
Das eurem kurzen Blicke just
Ein Ziel der Ziele scheint.

Abija
(erbittert)

Ah, kurzer Blick — ich kenn die Tonart gut.
Wer nicht mit euch gemeinsam
Dem Volk das Mark der Seele saugt,
Wodurch allein es heilig ward
Und heilig bleiben kann für alle Zeiten;
Wer nicht mit euch
Nach immer neuen Steinpalästen schreit,
Die niemand nützen, nur den Hochmut nähren;
Wer nicht mit euch die Fahrten preist,
Die endlich unser Land zu leeren drohen,
Nach Ophir und nach Tarsis
Und weiß der Böse noch wohin;
Wer nicht mit euch den Fremden schmeichelt —
Der ist natürlich kurzen Blicks...
Und ihr... ihr seid allein
Mit weitem Blick zur Welt gekommen.

Der Fremde

Ich bin verlegen,
Weiß wirklich nicht, was ich entgegen soll —
In meinen Namen,
Denn andrer Sprecher bin ich nicht —

Ich fühl, du kannst mich nicht verstehen.
Du schmähst die Steinpaläste,
Weil du nicht ahnst,
Wie Schönheit unser heilig Volk
Noch heil'ger machen muß.
Du weinst um jeden Bruder
Der aus nach Ophir zieht,
Und siehst in trauriger Vision
Das Land entvölkert schon.
Ich aber sage dir:
Siegst du und deinesgleichen,
Gelingt es euch, aus unserm Volk
Die echte Kraft, den stolzen Trotz,
Die frische Lust, den jungen Keim
Der Schönheit auszurotten — dann,
Nur dann wird rettungslos es siechen
An seinem Leib und seiner heil'gen Seele;
Dann wird es diesen heil'gen Boden fliehen,
Den Rest wird man vertreiben,
Und wandern wird es müssen,
Unselig und unheilig,
Sein Gott selbst wird an ihm verzweifeln...

(Er bleibt sinnend, den Blick wie in weite Ferne gerichtet. Abija macht eine unmutige Geberde, die den Eindruck verbergen soll, die des Fremden Worte auf ihn gemacht haben)

D a v i d
(mächtig bewegt, leise zu Abija)

Mir ist, als braucht ich nicht auf sie zu warten...
So weise und so groß
Kann nur Salomo sein.

A b i j a
(bestürzt und leise)

Was fällt dir ein...
Oh, lass dich nicht verblüffen!
Und denk an deinen Schwur,
Des Volkes Läuterer zu sein...
Im übrigen pass auf! Benaja dort
Hat acht auf dich.

Lass ihn nichts merken!
Sonst sind wir sicherlich verloren,
Und gründlich ausgeträumt
Dein stolzer Königstraum.

(David wirft einen scheuen, schielenden Blick nach Benaja, hustet nervös und bleibt wie ratlos stehen)

D e r F r e m d e
(horcht auf. Eine kurze Wendung des Kopfes der Tür zu. Dann ruhig, aber mit hörbar zitternder Stimme)

Sie kommt!

(Er verbirgt sich in dem Winkel am Vorbau, ganz im Vordergrunde)

S u l a m i t h
(tritt ein, geht bis in die Mitte des Gemaches, wo sie, vor David sich leicht verbeugend, stehen bleibt. Die andern verbeugen sich vor ihr)

Du ließ'st mich rufen.

D a v i d
(der ihre Verbeugung mit einer tiefern beanwortet)

Verzeihung, daß ich dich bemüht.

(Zu Benaja)

Erzähle!

(Sulamith blickt erstaunt und bange von einem zum andern. Ein Gefühl unruhiger Erwartung hat sie ergriffen)

B e n a j a

Ich hab dir Wichtiges zu melden.

S u l a m i t h

Du mir? Und hier? Irrst du dich nicht?
Ich mengt mich nie in Staatsaffairen,
Versteh nicht viel davon.
Nur wenn Salomo sprach von seinen Werken,
Von Zukunft und Vergangenheit,
Da lauscht ich gern.
Doch dies ist lange ja vorüber.

B e n a j a

Nicht Staatsaffairen sinds,
Wovon ich dir erzählen will.

S u l a m i t h
(bange)

Nicht Staatsaffairen?

B e n a j a
Nur dich betriffts, dich selbst...
(Stockt)
S u l a m i t h
(angstvoll)
Oh Gott!
B e n a j a
Ich will es kurz dir sagen.
Es kam ein fremder Mann aus Ophir,
Ein Kaufmann scheints,
Der bringt mit mancher andern Botschaft
Für dich auch Grüße mit.
S u l a m i t h
(erstaunt)
Aus Ophir? Ich hab dort niemanden,
Denn nie fuhr einer meiner Sippe hin.
B e n a j a
Aus deiner Sippe nicht. Doch einer,
Der wohl dir näher stand als deine Sippe...
S u l a m i t h
(starrt ihn fragend an)
Als meine Sippe näher...
(Eine Ahnung dämmert in ihr auf)
Ah!...
(Stammelnd)
Du weißt ja, jeder weiß es,
Daß meinem Herzen näher als die Sippe
Nur einer stand...
B e n e j a
Just d i e s e n e i n e n mein ich.
S u l a m i t h
(mit einem jubelnden Aufschrei)
Er lebt!... Er lebt?... Ists Ernst?... Du treibst
Doch keinen Scherz mit mir?... Was tat ich dir,
Daß du so grausam scherzen könntest?...
B e n a j a
Ich scherze nicht.., Es ist, wie ich dir sage.
Salomo lebt und schickt dir seine Grüße...

Sulamith
(unendlich glückselig)

Salomo lebt!

(Die Hände und Blicke emporhebend, innig und leise)

Oh Dank allmächt'ger Vater, dir,
Daß du die Botschaft mich erleben ließest.
Mein Herz verzweifelte,
Und du hast es getröstet.
Mein Leben welkte hin,
Und du machst wieder es erblühen ...

(Nach einer Weile)

Der Herr hat genommen,
Der Herr hat gegeben,
Des Herren Name sei gelobt!

(Sie läßt die Hände sinken, der Blick bleibt noch eine Weile gehoben, dann senkt sie ihn und ihre Augen füllen sich mit Tränen. Sie weint still und sanft. Plötzlich die Augen trockend, mit lachendem Gesicht)

Fürwahr, ich bin ein albern Weib!
Da steh ich nun und wein und lach,
Und frag nicht nach dem Mann,
Der mir die Grüße bringt?
Wo ist er und wann kommt er, mich zu sehen?

Benaja

Er ist ja hier, im Saale hier.
Stand eben hier herum ... Dort steht er ja ...

(Der Fremde ist aus seinem Winkel hervorgekommen. Er nimmt eine gebeugte Haltung an und hält den Blick zu Boden gesenkt)

Sulamith
(wendet sich um, erblickt ihn, starrt ihn an. Unsicher und unruhig)

Du bist der Mann,
Der mir Salomos Grüße überbringt?

Der Fremde
(nicht aufschauend und mit leiser, tonloser Stimme)

Ich bins ...

(Hält inne)

Sulamith

Sag mir doch mehr! Wann sahst du ihn zuletzt?
Und wo? Ist er gesund? Und welche Botschaft
Vertraut er dir für mich?

Der Fremde

Fünf Wochen sinds, daß ich ihn sah.

Sulamith

Fünf, sagst du?

Der Fremde

nickt)

Ja, fünf ... Wir kamen beide mit dem Ophirschiff
In Ezeon-Geber an. Er blieb noch dort,
Um etwas zu besorgen.
Doch kommt er mit dem zweiten Trupp
Der Händlerkarawane.

Sulamith

(aufjubelnd)

Er kommt, er kommt! Wann wird er da sein?

Der Fremde

In einer Woche ungefähr.

Sulamith

(wieder nicht gut hörend)

Wann, sagtest du?

Der Fremde

In einer Woche.

Sulamith

In einer Woche erst! Oh Gott, wie lang!.,.
Doch nein! Was sag ich Undankbare!

(Leiser und sehr innig)

Ich bin's ja gar nicht wert, oh Herr!
Und wohl um Rahels Willen,
Der kleinen, süßen, übtest du die Gnade ...

Zu dem Fremden)

Sag, sprach er auch von seiner kleinen Tochter,
Die er als Kind von einem Jahr zurückließ?

Der Fremde

Das will ich meinen.
Er bringt auch manche Gabe für sie mit.
Für dich natürlich auch.
Zwei gab er mir, sie euch sofort zu bringen.

Sulamith

Der Gute!

Die beste Gabe ist er selbst!

Der Fremde
(zieht aus der Tasche Schmuckgegenstände hervor)

Dir eine Rose aus Opal,
Dem Kind ein Püppelchen aus feinem Ton,
Mit einer Zunge, welche lallen kann,
So wie sie derlei Zeug in Ophir machen.

(Will ihr die Sachen überreichen)

Sulamith
(starrt, eine Beute lähmenden Entsetzens auf des Fremden Hand)

Der Fremde

Was ist dir? Du willst die Gaben nicht?
Gefallen sie dir nicht?

Sulamith
(stammelnd)

Gib her!

(Der Fremde gibt ihr die Gegenstände, zieht schnell die Hand zurück.

Oh Gott!...

Der Fremde

Was ist dir, Sulamith?

Sulamith
(mit zitternder Stimme)

Du hast dieselben Hände wie Salomo!

Der Fremde
(sehr leise)

Vielleicht. Ich merkt es nie... Ein Zufall...

Sulamith
(unruhig forschend)

Du sprichst so leise... Bist du etwa krank?

Der Fremde

So scheint's. Die Reise war beschwerlich.

Sulamith
(wie oben)

Warum erhebst du nie den Blick?
Ich möcht dem Freund Salomos
Doch in die Augen sehen!

Der Fremde

Verzeih, ich darf nicht! Ein Gelübde tat ich...

S u l a m i t h
(wie oben)
Wie — keiner Frau ins Angesicht zu sehn?
D e r F r e m d e
So ist's.
S u l a m i t h
Ein Freund Salomos und ein solch Gelübde .,.
(Kopfschüttelnd)
Das reimt sich nicht...
D e r F r e m d e
Und i s t doch so...
Znmal vor deinen Augen hab ich Furcht!
S u l a m i t h
(noch unruhiger)
Zumal vor meinen Augen...
Was soll das heißen?
D e r F r e m d e
Ich las in einer wundervollen Dichtung
Salomos einen Vers, für dich geglüht,
Voll Flammenfurcht vor deinen Augen.
Und dieser Vers hat seine Furcht mir mitgeteilt.
S u l a m i t h
(zitternd und mit bebender Stimme.)
Von welchem Verse sprichst du?
D e r F r e m d e
„Oh wende deine Augen ab von mir,
Denn sie verwirren mich!" — so sprach der König.
S u l a m i t h
(voll ahnender Unruhe)
Du bist so seltsam...
Ich möchte deine Augen sehen.
D e r F r e m d e
Ich darf ja nicht... Bedenke, mein Gelübde...
S u l a m i t h
(leise)
Du darfst nicht?... Dein Gelübde?...
(Plötzlich laut)
Doch meines nicht!

(Bückt sich rasch und sieht ihm in die Augen. Mit einem Auschrei entsetzten Entzückens)

Salomo!

(Starke Bewegung der Anwesenden. Abijas Züge verfinstern sich.

Der Fremde

weicht gleichsam bestürzt zurück, in der angeblichen Bestürzung Kopf und Blick erhebend, mit seiner gewöhnlichen Stimme)

Was ficht dich an? Welch Blendung deiner Sinne?

Sulamith

Ach was... Verstell dich nicht... Es nützt dir nicht...

(Lachend und weinend)

Du bist von deiner Sulamith durchschaut!...

Der Fremde

Ich weiß nicht Rat.

(Wendet sich zu den andern)

Wißt ihr vielleicht?

Ihr seht und hört den Wahn, der sie erfüllt...

Sulamith

Was quälst du mich?... Und spielst ja gar nicht gut.

(Schelmisch)

Verlorst die Heiserkeit in einem Nu!

Der Fremde

Vor Schreck... Denn wenn Salomo dies erfährt,
Daß du in sieben Jahren
Sein Bild so ganz vergaßest
Und einen Fremden hieltst für ihn...

Sulamith

Du willst mich wohl erproben.
Doch ist das ganz vergebens.
Ich lass mich nicht beirren.
Ich habe dich erkannt uwd bleib dabei:
Du bist Salomo!

(Innig)

Mein Salomo!

Der Fremde

(bestimmt)

Ich bin Salomo nicht!

Sulamith

Du bist's! Ich sah doch deine Hand,
In die ich meinen Blick so oft gesenkt,

In der ich Segen las für Mensch und Tier
Und weise Herrscherkraft. Sie ist's
Und keinem zweiten kann sie eigen sein.
Ich sah doch deine Augen,
In welchen ich so oft mein Spiegelbild
Geschaut und dachte:
Wie komm ich kleines Weib
In diese wunderbare Welt
Voll Gottes Weisheit und voll Gottes Güte?
Kein anderer als du hat diese Augen!
Du bist Salomo!

Der Fremde
(ausbrechend)
Nun ja, ich bin's!
(Faßt sie an beiden Händen und zieht sie ganz nahe an sich heran. Ihre Blicke tauchen in einander. Erneute mächtige Bewegung der anderen. Abijas Kopf sinkt tief auf seine Brust)

David
(der Elastizität, Sicherheit und Freudigkeit gewinnt, zu Benaja)
Mach frei die Bahn, Benaja,
Für meinen königlichen Vater.
Die Frage ist gelöst. Kein Zweifel mehr.
Fänd ich so sicher auch Verzeihung . . .

Abija
(plötzlich wieder entschlossen.)
Gelöst? Oh nein!
Ich halte mich an seine eigenen Worte,
Daß Sulamith geblendet ist und wahnbetört
Und nenne ihn den Blender und Verführer.
(Der Fremde aufmerksam geworden, läßt Sulamith los)
Er täuschte sie,
(auf Sulamith zeigend)
Er täuschte euch.
Er ist ein Bote Baalsewuws,
Gesandt, um Israel zu verderben . . .
Um unsres heil'gen Gottes Willen,
Laßt nicht ihn vor das Volk hinaus.
Laßt nicht das Unheil sich erfüllen!
Oh, ich beschwöre Euch!

(Auf David haben die Worte einigen Eindruck gemacht. Seine Haltung wird unschlüssiger)

B e n a j a

Du bist beharrlich.
Er zwang dich Schritt für Schritt zurückzuweichen,
Und dennoch stehst du auf dem alten Ort.
Für meine Sinne ist die Sache klar.
Doch lass ich dir den letzten Weg: Zu Gott!
Er wird dich nicht verlassen,
Wird deine Sache führen, so du im Rechte bist.
Ihn flehe um ein Zeichen an,
Ein Wunder, das uns alle überzeugt,
Ein Urteil, dem sich alle beugen.

A b i j a

Es sei!

(Er tritt bis ganz nahe an die Stufen heran, mit dem Blick hinaus nach rechts gewendet, die Hände in die Höhe hebend)

Oh Herr der Welten! Vater Israels!
Im Angesichte deines Hauses,
Des einzigen, dem Pracht gebührt,
In deiner heil'gen Stadt,
Im Namen aller, die in Reinheit wandeln:
Verlaß uns nicht und gib dein Zeichen!
Wenn's Lüge ist, daß du dein V o l k erkürt,
In alle Ewigkeit zu d e i n e m Volk;
Wenn's Lüge ist, daß du nicht ruhst, noch schläfst
Als Hüter Israels;
Und daß von Zion deine Lehre strahlt
Und von Jerusalem dein Wort;
Wenn nie du dich auf Sinai offenbartest,
Wenn deine Tafeln Moses nie empfing, —
Dann schweig und lasse den Berrüger siegen,
Der kam, um mit Salomos Irrung
Dein Volk in Sündennot zu führen.
Ist aber alles wahr,
Was du auf Sinai sprachst
Und unsre Väter uns erzählten
Und was dein Knecht in Treuen glaubt,

Bist du ein Gott des Eifers wie der Liebe, —
Dann laß es nicht geschehn!
Dann rett dein Volk!
Dann schicke deinen Blitz aus Himmelshöhn
Und strecke den Verführer nieder!
Oh tu's mein Gott! Erhöre mich, oh Herr!

(Er bleibt noch eine Weile mit emporgehobenen Händen stehen. In seiner starren Haltung und in seinen Blicken drückt sich ungeheuerste Erwartung aus. Auch Benaja und David stehen in gespanntem Lauschen da. Sulamith hat sich an den Fremden geschmiegt und blickt lächelnd zu ihm empor. Der Fremde blickt ernst, aber ruhig vor sich hin)

Der Fremde
(vortretend, in die Nähe Abijas, die Blicke nach dem Tempel richtend)

Nun höre mich, oh Herr!
In Demut schütt ich aus mein Herz vor dir.
Ich weiß, daß alle meine Weisheit
Aus deinem Wesen quillt.
Und was ich seh und was ich wirk,
Das seh, das wirk ich nur durch dich!
Gebaut hast du den Tempel dir,
Gebaut die Prachtpaläste.
Geführt hast du nach Ophir deine Schiffe.
Du hast das Reich gefestet
Und du dem Volke Ruhm gegeben,
Das Werk ist dein und dein die Weisheit!
Doch dein ist auch der Wille,
Der in die Fernen streift, wohin
Du meinen Menschenblick nicht führen magst.
Ob dieser Wille Leben oder Tod
Für unser Volk; wer diesem Willen dient,
Ob ich, ob er, — ich weiß es nicht
Und fordre keine Zeichen.
Ich dien nur deinem Werk und deiner Weisheit
Und kann nur beten,
Daß uns dein Willen stets gewogen bleibe.
Erbarm dich deines Volkes, Herr!
Und laß es leuchtend alle Zeiten dauern,
So leuchtend wie die weißen Tempelhallen,

Die dort zu deinem Himmel ragen...
Oh hilf mir Herr!

(Er bleibt in Andacht versunken. Alle stehen in gewaltiger Ergriffenheit. nur Abija steht da, den Kopf gesenkt, eine Beute quälender Empfindungen. Nach einer Weile hört man wieder von draußen das Getöse des Volkes und Rufe: „Laßt uns den König sehen!“)

Benaja

(ehrfurchtsvoll zu Salomo, der noch in Andacht vorsunken steht)

Oh König!

Salomo.

Ja, ja, Benaja,
Das Volk soll seinen König wieder haben.
Und so, wie es ihn haben will,
In Purpur und gekrönt...

(Geht raschen Schritts zu dem Vorbau, schlägt eine Portière zurück und tritt ein. Alle warten gespannt. Nach einer Weile kommt er wieder heraus mit der Krone auf dem Haupt und dem Purpurmantel. Alle außer Abija, der sich in äußerste linke Ecke des Vordergrundes zurückgezogen hat, verneigen sich tief. Er tritt zuerst auf Sulamith zu, blickt sie innig an und küßt sie auf die Stirn. Dann zieht er seinen Sohn an sich und küßt ihn, der heftig schluchzt, auf den Mund. Dann, während das Volk drunten wieder nach dem König, ruft, zu Benaja)

Du folge mir bis auf die dritte Stufe!

(Er selbst tritt hinaus auf die Loggia. Es ist inzwischen Dämmerung hereingebrochen und vom Tempel her fällt ein starkes, gelbweißes Strahlenbüschel auf Salomo, das Gold der Krone funkelt im Lichte. Das Tosen des Volkes bricht plötzlich ab und Salomo ruft mit schallender Stimme hinunter).

Ich bin Salomo!

(Einen Augenblick später, bis sich das Volk von seiner Überraschung erholt, ein ungeheurer, einziger Schrei ekstatischen Jubels. Dann hebt Salomo segnend seine Hände. David hat das Gesicht mit den Händen bedeckt und weint bitterlich, Sulamith ist niedergekniet und blickt, die Hände in heißem Glück ringend, hinaus)

Abija

(mit einem Blick tötlichen Hasses auf Salomo, die geballten Hände emporhebend)

Und doch ist mein die Zukunft!

Sulamith

(noch immer auf den Knien, ekstatisch und mit den Händen auf Salomo weisend)

Nein! Sein!

BUCHDRUCKEREI DES VEREINES „RUSKA RADA“
UNTER TECHNISCHER LEITUNG DES J. ZACHARKO.
CZERNOWITZ.